

Lothar Baus

Johann Wolfgang Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker

Das Ende einer langen Kontroverse

III. erweiterte Auflage

Asclepios Edition

3

Wir sollten alle miteinander Mitleiden haben.

Johann Wolfgang Goethe

Zeichenerklärung:

[...] drei Punkte in eckigen Klammern = Auslassungen im Originaltext

[] Text in eckigen Klammern = Einfügungen zum leichteren Verständnis

Copyright © 2002 by Asclepios Edition - Lothar Baus

D-66424 Homburg/Saar

Alle Rechte der Verbreitung, insbesondere des auszugsweisen Nachdrucks, der Verbreitung durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auch durch Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Printed in Germany

ISBN: 978-3-935288-12-5

Inhalt

Vorwort des Herausgebers	Seite 7
Der Verlauf einer Syphilis-Erkrankung	Seite 9
Was wußten die Ärzte zu Goethes Zeit von der Syphilis?	Seite 12
Verlauf von Goethes syphilitischer Erkrankung	Seite 19
Kurzdarstellung von Goethes Erkrankung	Seite 67
Indizien in Goethes Werken	Seite 69
Artikel von Prof. Dr. med. W. A. Freund: >Zu „Don Sassafras“ und „Über das Pathologische bei Goethe“<	Seite 98
Artikel von Hermann Schelenz: >Nochmals Goethe's Krankheit<	Seite 113

Vorwort

Wenn Ihnen ein Goethe-Forscher sagen würde, Goethe sei der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. gewesen, er sei nicht am 28. August 1749 geboren, sondern am 28. Januar 1745, seine erste große und tragische Liebe sei das schöne Gretchen gewesen, an der er sich mit Syphilis infizierte, seine zweite große und tragische Liebe sei nicht Lotte Buff in Wetzlar, sondern Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon in Darmstadt gewesen, Goethe und Urania hätten ein Kind gezeugt, den späteren „König der Romantik“ Ludwig Tieck, Urania sei am Kindbettfieber gestorben und dies sei der wirkliche und sehr reale Grund für Goethes Suizidabsichten gewesen, Goethe habe dichterische Denkmäler für die verstorbene Geliebte geschrieben, den >Werther<, den >Clavigo<, das Drama >Das leidende Weib<, dessen angebliche Verfasser zuerst Klinger und dann Lenz hießen, Goethes Beziehung zu Charlotte von Stein sei eine regelrechte „Schattenehe“ in Weimar gewesen, mit allen Folgen (insgesamt drei Schwangerschaften), der braunschweigische Theaterdirektor August Klingemann sei das uneheliche Kind Goethes und Charlotte von Steins, das während einer angeblichen Kur in Bad Pyrmont zur Welt kam, Goethes Flucht nach Italien diene nicht nur Kunststudien, sondern vor allem zur Heilung von der Syphilis, der Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< sei ein anonymes Werk Goethes, die Werke >Peter Lebrecht<, >William Lovell< und >Die Reisenden< seien keine Werke Ludwig Tiecks, sondern in Wahrheit Werke Goethes, das halbphilosophische Werk >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< sei kein Werk von Karl Philipp Moritz, sondern ebenfalls ein Werk Goethes, das halbwissenschaftliche Werk >Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen< sei nicht von dem Mediziner Johann Christian Reil verfasst, sondern ebenfalls von Goethe, das pseudonym veröffentlichte satirische Werk >„Nachwachen“ von [des] Bonaventura< sei geradezu eine satirisch-ironische Goethesche Autobiographie, und noch Vieles mehr: würden Sie dann die Germanistik noch als eine Wissenschaft ansehen?

Und, als wenn dies alles noch nicht genug wäre, soll Johann Wolfgang Goethe auch noch ein „genialer“ Syphilitiker gewesen sein? Nach Ansicht des Autors und Herausgebers ist dies der Universalschlüssel zu allen Ungereimtheiten und Widersprüchen sowohl in der Person als auch im Oeuvre Goethes. Zum Stand der Syphilis-Kontroverse:

Der Straßburger Professor der Medizin W. A. Freund behauptete in dem Artikel >Zu „Don Sassafras“ (von Erich Schmidt) und „Über das Pathologische bei Goethe“ (von P. J. Möbius)<, abgedruckt in der >Münchener medicinischen Wochenschrift<, Ausgabe Nr. 48, 1898, Goethe habe sich als Leipziger Student an der Syphilis infiziert.

Der Goethe-Philologe Erich Schmidt war der gleichen Auffassung in seinem Artikel >Don Sassafras<, erschienen in der >Zeitschrift für deutsches Alterthum<, neue Folge, Nr. 13.

Möbius in seiner Verteidigungsschrift gegen den o. g. Artikel von W. A. Freund, ebenfalls in der >Münchener medicinischen Wochenschrift<, Nr. 51, schrieb: „*Wenn mich Jemand fragen würde: hat sich Goethe in Leipzig inficirt oder nicht?, so würde ich*

sagen: ich weiss es nicht. Möglich ist es natürlich, und dass er sich der Gefahr ausgesetzt habe, ist wahrscheinlich.“

Die Medizinerin M. Oberhoffer ist in ihrem Buch >Goethes Krankengeschichte<, Hannover 1949, etwas zu weiblich schüchtern und wagt nur die Aussage: „*Lues nicht bewiesen noch gegenbewiesen*“.

Zu den vorsichtigen Bejahern der Syphilis ist auch der Pharmakologe H. Schelenz zu zählen. Sein Artikel >Nochmals Goethes Krankheit< in der >Berliner klinischen Wochenschrift<, Ausgabe Nr. 156, 1919, weist alle Argumente der Syphilis-Verneiner als unsachgemäß und unhaltbar zurück.

Zu den entschiedensten Verneinern der Lues gehört u. a. W. H. Veil, der Goethe in seinem Buch >Goethe als Patient<, Jena 1939, ohne jegliche psychopathische Züge sieht. Er greift sowohl Möbius als auch Freund an und behauptet, daß keiner von den beiden genannten Autoren eine „*ganz einfache medizinische Analyse*“ vorgenommen habe. Er schrieb wörtlich: „*Seltsamerweise, aber bezeichnenderweise, kommt der Arzt W. A. Freund zu der syphilitischen Pathogenese des Jugendleidens Goethes überhaupt nicht auf Grund medizinischer, sondern auf Grund literarischer Erwägungen. Diese gehören zu den betrüblichsten Erscheinen der talmudischen Methode in der deutschen Literatur*“.

Diesem fadenscheinigen Argument Veils, das schlicht und einfach unrichtig ist, möchte der Autor und Herausgeber entschieden widersprechen: W. A. Freund gelangt aufgrund von eigenhändigen brieflichen Zeugnissen Goethes zu der Überzeugung, daß er sich in Leipzig an Syphilis infiziert habe. Dies wiegt doppelt schwer, auch wenn Goethe sich einigermaßen bedeckt hält und viele seiner Andeutungen sozusagen nur zwischen den Zeilen durchblicken läßt: Goethe gesteht die Syphilis den Freunden in Leipzig ein; wobei es nebensächlich ist, ob er sich in Leipzig ein zweites Mal an Syphilis infizierte, denn er kam bereits als ein Syphilitiker nach Leipzig. Er hat es gar nicht nötig, seine Krankheit ängstlich zu verbergen und zu leugnen. Wolfgang Goethe ist ein reicher Bürger, der um seinen guten Ruf nicht fürchten muß, z. B. des Broterwerbs wegen, und der sich, zumindest zu dieser Zeit, wenig oder gar nicht um die Meinung anderer schert. Der Herzog von Weimar nahm den jungen Stürmer und Dränger auch keineswegs aufgrund seines „guten Rufes“ in sein Geheimes Consilium auf, sondern ganz im Gegenteil, weil er ein liberaler Querkopf und ein progressiver Denker war.

In dem vorliegenden Buch liefert der Autor und Herausgeber, aufgrund von neu aufgefundenen Indizien und literarischer Entdeckungen den absoluten Beweis für die Diagnose: Goethe – ein „genialer“ Syphilitiker.

Machen Sie sich ein Bild von dem wahren Mensch und Dichter Goethe!

Der Verlauf einer Syphilis-Erkrankung

Die Inkubationszeit der Syphilis beträgt im allgemeinen zwei bis vier Wochen. Es entsteht zuerst ein kleiner derber Knoten oder ein Geschwür an der Eintrittspforte der Bakterien, im Genitalbereich, Mund oder Anus. Er besteht aus wuchernden Bindegewebszellen. In vielen Fällen wird dieses erste Anzeichen einer Infektion gar nicht bemerkt und nach kurzer Zeit verschwindet es meist wieder.

Das zweite Stadium beginnt etwa neun Wochen nach der Infektion. Es ist gekennzeichnet durch grippeähnliche Symptome. Der Betroffene fühlt sich krank, hat Fieber, klagt über Gelenkschmerzen. Es bildet sich ein Ausschlag überall am Körper, muß aber nicht vorkommen. Viele Lymphknoten sind vergrößert und lassen sich ertasten. Gleichzeitig treten Papeln im Mund-, am Genital- oder Analbereich auf. Die Ausschläge gehen auch unbehandelt nach ca. vier bis fünf Monaten zurück. Manchmal hinterlassen sie fleckartige Hautstellen. Diese Flecken fallen vor allem am Nacken auf, das sogenannte „Halsband der Venus“.

Das letzte Stadium der Syphilis tritt meist erst nach Jahrzehnten auf. Dieses Stadium wird Metalues oder progressive Paralyse genannt. Bei ihr sind die Hirnhäute und die Nervenstränge befallen. Dieses Stadium ist gekennzeichnet durch Lähmungen, Schmerzanfällen, Empfindungsstörungen und Reflexausfällen.

Am Anfang einer Paralyse, Vorstadium oder Präparalyse genannt, steht in den meisten Fällen eine Neurasthenie, d. h. eine allgemeine Nervenschwäche mit Erschöpfungszuständen. Das Endstadium einer Syphilis ist die progressive Paralyse.

Die Syphilis, auch Lues genannt, läßt sich in kein Schema einordnen. Bei dem einen Kranken läuft sie lehrbuchmäßig ab, andererseits sind viele Fälle bekannt, in denen die latenten Phasen über viele Jahrzehnte oder bis ans Ende eines langen Lebens dauern.

Eine besonders häufig auftretende Auffälligkeit ist das Silbenstolpern. Der Erkrankte versetzt Buchstaben oder ganze Silben in einem Wort, läßt sie aus oder wiederholt sie. Ebenso kommen Versprecher und Wortverwechslungen vor, die vom Kranken meistens gar nicht bemerkt werden. Auch verändert sich die Handschrift. Manche Paralyseform äußert sich in Euphorie. Im psychischen Befund können Enthemmungserscheinungen mit Neigung zum Witzeln und ständige hypomanische Stimmungslage auftreten. Auch in ethisch-moralischer Hinsicht tritt oft eine Veränderung ein. Die Familie z. B. verwundert sich über früher unbekannte Rücksichtslosigkeiten, über brutalen Egoismus und maßlose Reizbarkeit des Erkrankten. Er wird nachlässig in seiner Kleidung und unanständig, ja sogar obscön in seinen Gesprächen. Die Verstandestätigkeit ist beeinträchtigt, die Reaktionszeit verlängert und die Auffassungsgabe erschwert. Durch Ausfall der Erinnerung entstehen Lücken im Gedächtnis, die durch Einbildungskraft ausgefüllt wird. Dadurch werden die Erinnerungen verfälscht und dies führt wiederum dazu, daß der Syphilitiker zu Größenwahn neigt.

Das Gemüt des Syphilitikers schwankt zwischen den affektiven Extremen: zwischen Wut und Liebeswürdigkeit, Verzweiflung und höchster Glückseligkeit. Dabei besteht ein krasses Mißverhältnis zwischen Affektstärke und Ursache. Der Kranke läßt sich jedoch leicht beeinflussen; er wird leicht beruhigt und aufgeheitert.

Vor Ausbruch der Paralyse kommt es schon lange vorher zu neurasthenischen Auffälligkeiten, zur sogenannten Präparalyse. Das heißt, die Paralyse beginnt schleichend und kann sich über Jahrzehnte hinziehen. Neben der Präparalyse gibt es noch den defektgeheilten Syphilitiker. Nach Kraepelin versteht man unter einer Remission ein Nachlassen der psychischen und physischen Krankheitserscheinungen, was sogar wieder zur Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit von lang anhaltender Dauer führen kann. Der Gehirnprozeß, hervorgerufen durch die Spirochäten, wird nach erfolgreicher Behandlung zum Stillstand gebracht und auch die Psyche als solche beeinflusst. Die Krankheit kommt zum Stillstand, jedoch bleiben psychische Defekte zurück, deren Umfang wiederum ganz unterschiedlich sein können. Das ist der sogenannte defektgeheilte Paralytiker. Remissionen sind selten, nach Kraepelin ca. 10% aller Paralytiker.

Die Paralyse und bereits ihr Vorstadium, die Präparalyse, verursacht eine Abstumpfung der sogenannten höheren ethischen und sozialen Normen. Bereits während der Präparalyse entsteht Größenwahn, der zur Realisierung drängt. Paralytiker sind wegen ihrer psychischen Schwäche und Haltlosigkeit nicht mehr fähig, den Trieben, Affekten und den äußeren Verführungen des täglichen Lebens zu widerstehen.

Einige Psychiater sind überzeugt, daß das Eindringen der Spirochäten ins Gehirn von hochbegabten Menschen und Künstlern zunächst einen Reiz verursacht, der zu einer enormen Leistungssteigerung führt. Auch deswegen, weil bei der beginnenden Präparalyse Schranken des Denkens und Fühlens abgebaut werden. Möbius z. B. glaubte, daß Nietzsche einige seiner Werke nicht ohne das Stimulans der Spirochäten und ihrer Toxine hätte schreiben können. Thomas Mann hat sich dieses Themas künstlerisch angenommen und im >Doktor Faustus< einen Romanhelden kreiert, der durch die Syphilis zu höchster künstlerischer Leistungsfähigkeit und Virtuosität gelangt, bis er schließlich an der progressiven Paralyse zu Grunde geht.

Dem Präparalytiker kann man ohne weiteres den Typ des Betrügers und Fälschers gegenüberstellen.¹ Baeyer, >Zur Genealogie psychopathischer Schwindler und Lügner<, Band VII, Leipzig 1935, teilt die Betrüger ein in:

1. Die pseudologischen Schwindler: Das sind Individuen, die aus gesteigertem Geltungsbedürfnis schwindeln, lügen oder fälschen. Sie sind gekennzeichnet durch gesteigerte Selbstwerterhöhung und durch eine abnorm gesteigerte Phantasietätigkeit.
2. Die sonstigen abnormen Schwindler: Sie versuchen in erster Linie ein bequemes Leben zu erreichen durch wenig Arbeit. Bei ihnen fehlt die Lust am Phantasiespiel.

Ansonsten haben beide Gruppen vieles gemeinsam. Beide sind eitle, selbstbewußte Individuen, die oft die Fähigkeit zum Selbstbetrug besitzen.

A. Krauss behauptet in seinem Buch >Psychologie des Verbrechers<, Tübingen 1884, daß die Betrüger auch eine gewisse Neigung zur Hochstapelei besitzen, und schreibt: „Diese Individuen [...] verdanken ihren Hang [zur Hochstapelei] einem aristokratischen Grundzug ihrer Natur. [...] Sie drängen sich unbefugt in die höheren Gesellschaftskreise ein, um allein durch die Blindheit der Menschen geschützt, auf Kosten derselben zu leben. Was kann sie nun in aller Welt zu solchem Unterfangen treiben und ermutigen? Vor allem eine in ihnen wohnende Eitelkeit, welche sich auf das Bewußtsein des Talents,

¹ Siehe >Betrug und Urkundenfälschung bei progressiver Paralyse<, Inaugural-Dissertation von Hildegunde Fanderl, München 1964; und >Progressive Paralyse - Verlaufs- und Korrelationsstudien<, von Prof. Dr. Wilhelm Zeh, Stuttgart 1964.

eine Trugrolle durchzuführen, sowie auf eine gewisse aristokratische Schule stützt.“

Hans von Hentig, >Zur Psychologie der Einzeldelikte<, Tübingen 1957, charakterisiert den Betrüger wie folgt: „Von den Wesenszügen des Betrügers steht die Kunst der Verstellung obenan. Er selbst ist ein Teil der Welt, die er irreführt. Man könnte sagen, daß er zuerst sich täuschen muß, um andere täuschen zu können. [...] Was ihn auszeichnet, ist instinktive Menschenkenntnis und tierhaftes Gefühl für jede leichte Schwingung menschlicher Beziehung. [...] An seine Suggestivkraft, die sich gegen eine Einzelperson und nicht die unbestimmte Masse richtet, werden härtere Ansprüche gestellt. Dazu gehört in erster Linie hohes Selbstbewußtsein und zweitens der Drang zum Handeln, das den Täter tief innerlich befriedigt, einem bewußten oder unbewußten Vakuum der Gefühle abhilft. [...] In der Hauptsache sind es Gedächtnisleistungen und hypomanisches Temperament, die den Schwindler intelligent erscheinen lassen.“

Lombroso charakterisiert den Betrüger folgendermaßen: „Die Betrüger sind - wie die Spieler - sehr abergläubisch und ausschweifend; übrigens mehr als die anderen Verbrecher einer sehr guten, aber auch sehr schlechten Handlung fähig; dazu bigott und heuchlerisch, süßlich, von wohlwollendem Äußeren, eitel und verschwenderisch mit ihrem unredlich erworbenen Reichtum, sehr oft Simulanten, oft wirklich irr, oft auch beides zugleich.“

Der Autor und Herausgeber ist nach einem über zwanzigjährigen umfangreichen Studium von Goethes Persönlichkeit und seines künstlerischen Oeuvres zu der Überzeugung gelangt, daß sein inkonsequentes, ja widersprüchliches Denken und Handeln die Zeichen einer syphilitischen Erkrankung offenbaren. Dies mindert keineswegs das Verdienst Goethes um die deutsche Literatur und Aufklärung. Goethe war in seiner Jugend und im ersten kraftvollen Mannesalter ein überzeugter Voltairianer und ein Existentialist. Nach dem Jahre 1805 versank er langsam in pantheistischen Phantastereien und Illusionen, ausgelöst durch eine leichte Präparalyse. Goethes Enthusiasmus könnte man ebenfalls eine „Euphorie des Paralytischen“ bezeichnen, wie der Leipziger Nervenarzt Paul Möbius bei Friedrich Nietzsche diagnostizierte.

Bei Goethe ist als Folge einer leichten Präparalyse der klare Tatbestand des notorischen Literatur-Schwindels zu erkennen. Er veröffentlichte mehr oder weniger gesellschaftskritische, satirische und halbphilosophische Werke, die von der ultrakonservativen Zensur verboten waren, entweder völlig anonym oder pseudonym. In seiner Jugendzeit schenkte er diese Werke seinen mittellosen Dichtergenossen, wie Jakob Michael Reinhold Lenz, Leopold Wagner, Maximilian Klinger, Karl Philipp Moritz, u. a.; mit zunehmendem Alter veröffentlichte er zuerst anonym und „schenkte“ dann später diese Werke seinem Sohn Ludwig Tieck, der sich als Verfasser dieser Werke ausgab. Wohlgemerkt, der Tatbestand der schriftstellerischen Schwindelei liegt nicht darin, daß er gesellschaftskritische Werke anonym veröffentlichte, sondern daß er nachhaltig – während seines ganzen Lebens – versucht hat (zuerst Freunden und später seinem Sohn Ludwig Tieck) die Verfasserschaft zuzuschieben.

Außerdem stellt Goethe einen „leichten aber deutlichen Fall von ästhetisch-wissenschaftlicher Kriminalität“ dar. Lombroso schreibt: „Der Kaiser von Rußland - so berichtet Lewes in seiner >Vita di Goethe< - hatte dem großen Chemiker Döbereiner eine Platin-Barre geschenkt, die von diesem an Goethe zur Untersuchung und zum beliebigen Experimentieren verliehen wurde. Goethe, dessen Leidenschaft für Mineralien bekannt ist und der einen außerordentlichen Sammeleifer besaß, legte die Barre zu seinen besonderen

Prachtstücken und schwelgte dergestalt bei ihrem Anblicke, daß er sich ihrer nicht wieder entäußern konnte. Wie oft sich Döbereiner an ihn wandte, es ging ihm nicht anders, als dem Prof. Büttner, der Goethe Prismen und andere optische Instrumente geliehen hatte und immer wieder vergeblich nach ihnen schrieb, bis er endlich seinen Diener schicken mußte mit dem Auftrag, sie mit Gewalt fortzuholen! Goethe gab die Platin-Barre nie wieder her. Es ist auch zur Kenntnis gekommen, daß Goethe aus der Sammlung Knebels ungefähr 100 Stiche Dürers des bequemeren Studiums halber mit nach Hause nahm, und daß Knebel diese Stiche nie mehr wieder sah.“²

Was wußten die Ärzte zu Goethes Zeit von der Syphilis? ³

In dem Büchlein >Die Syphilis< von Dr. med. Wolfgang Bohn habe ich höchst aufschlußreiche Informationen über den Verlauf und die Heilung der Syphilis gefunden, die bereits zu Goethes Lebzeiten vielen Ärzten bekannt waren.

Im Kapitel >Erscheinungen der Syphilis auf den Schleimhäuten< lesen wir: Die gleichmäßige Beschaffenheit der Schleimhäute bedingt es, daß die Erscheinungen auf den Schleimhäuten nicht so vielfältiger Natur sind, wie die auf der Oberhaut. Die Flecken auf der Oberhaut werden vertreten durch stärkere Rötungen der Schleimhaut, die Knötchen durch erhobene Schleimhautstellen, sogenannte Plaques oder breite Condylome. Sie bleiben geschlossen und mit derben Hautzellen dick weiß belegt, oder bilden sich zu oberflächlichen Geschwüren um. Auf der zarten Schleimhaut gibt es keine Eiterpusteln, sondern nur Geschwüre.

Die Geschwürformen nehmen auf der Schleimhaut einen raschen Verlauf und tragen die Gefahr größerer Zerstörungen in sich. Die größten Fährlichkeiten bestehen an faltigen und versteckten Stellen, wie in der Nasenhöhle.

Oberflächliche Schleimhautentzündungen gehören schon zu den frühesten Krankheitszeichen der Mundhöhle, der Mandeln, des Gaumens und Zäpfchens. Diese Zeichen treten schon in der vierten bis fünften Woche nach der Ansteckung hervor, und sind häufig das erste Krankheitszeichen überhaupt. Der Kranke hat das Gefühl der Trockenheit im Halse, besonders des Morgens, der weiche Gaumen, Zäpfchen und Mandeln sind gerötet, die Röte breitet sich bis auf die hintere Rachenwand aus.

Besonders Kennzeichen, daß die Rötung gerade syphilitischen Ursprungs ist, gibt es nicht. Erst das Auftreten anderer sicherer Erscheinungen bringt die Aufklärung. Die Rötung ist häufig von einer starken Anschwellung begleitet, so daß Schlingbeschwerden auftreten können, und von Sausen und Klingen in den Ohren als Zeichen, daß die Eustachische Ohrtrumpete an der Schwellung teil hat.

Unter Kapitel >Die fortschreitende Gehirnerweichung< lesen wir: Die fortschreitende Gehirnerweichung besteht in dem Schwunde der grauen Rinde des Großhirns. Auch sie gehört zu den Spätfolgen der Syphilis, oder eigentlich der mit Quecksilber behandelten Syphilis. Die körperlichen Erscheinungen der Rückenmarksschwindsucht überwogen

² Quelle: Lange-Eichbaum, W. / Kurth, W.: >Genie, Irrsinn und Ruhm – Genie-Mythus und Pathologie des Genies<, 6. vollst. umgearbeitete und vermehrte Auflage, München-Basel, Reinhardt 1967.

³ Entnommen aus: >Der Selbstarzt in der Syphilis oder deutliche Anweisung sich durch die einfachsten und in der kürzesten Zeit von allen Formen der Syphilis radical zu heilen. Sammt Rathschlägen, das verlorene Zeugungsvermögen wieder zu erlangen<, von Dr. Julius Vogel, Wien 1849; und >Die Syphilis<, von Dr. med. Wolfgang Bohn, Leipzig o. J.; und >Teufel und Beelzebub – Syphilis und Quecksilber<, von Dr. med. E. Hartmann, Stuttgart, ca 1900.

auch hier früher. Nunmehr hat eine Umbildung der Krankheit stattgefunden, durch die der ganze Prozeß mehr auf das Feld der geistigen Gehirntätigkeit verlegt ist.

Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und gereizte Stimmung sind oft jahrelang die einzigen Erscheinungen. Dann tritt leichte Vergeßlichkeit und geringe Merkfähigkeit auf. Leichte Lähmungserscheinungen der Gesichtsmuskulatur und Sprachstörungen infolge Lähmung der Zunge stellen sich ein. Es kommt zum Silbenstolpern, die Sprache wird verwaschen. Es treten Gehstörungen dazu.

[...] Die Kranken begehen allerhand lächerliche Handlungen, werden leichtsinnig und verschwenderisch, zeigen alle Zeichen des Größenwahns und verlieren alle Selbstkritik und alle moralische Regungen.

Die Quecksilberbehandlung

Das Quecksilber wurde von den Alten als eine entschieden giftige Substanz gefürchtet, und deshalb als Arzneimittel von ihnen nie angewendet. Selbst Dioscorides, der seine Zubereitungen aus Zinnober [Quecksilber] kannte, glaubte, es zerfräße die inneren Teile durch seine Schwere. Zinnober wurde nun äußerlich in Salbenform bei Verbrennungen, Ausschlägen und Augenkrankheiten angewendet. Erst Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wird eine Salbe aus verrührtem metallischen Quecksilber erwähnt, die bei verschiedenen Hautkrankheiten verordnet wurde, und wahrscheinlich schon seit dem 11. Jahrhundert in Gebrauch war. Die sarazenische Quecksilberpaste, die im 14. Jahrhundert sehr berühmt war, wurde bereits so massiv verwendet, daß Speichelfluß auftrat. Der Syphilis stand man anfangs machtlos gegenüber, hielt sie aber für eine Form der Lepra, und verordnete gegen sie als gegen eine Hautkrankheit die damals gebräuchlichen Quecksilbersalben, anfangs sehr vorsichtig, um den gefährlichen Speichelfluß zu vermeiden, bald aber roh und gedankenlos bis zum Eintritt starken Speichelflusses. Das Quecksilber ließ man damals in besonderen erhitzten Räumen verdampfen und einatmen, und verband so die an sich wohlthätige Schwitzkur mit der zerstörenden, oft tödlichen Quecksilberkur. Die Fälle von Quecksilbervergiftungen mehrten sich bald derartig, daß diese Behandlung in Verruf kam und man zur Behandlung mit dem von Amerika eingeführten Guajakholz griff. Erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts wagten sich wieder die Quecksilberanhänger, die Merkuralisten, vor und begannen damit, Zinnober in Pillenform zu verabreichen.

[...] Die Wirkung der grauen Quecksilbersalbe kommt zustande dadurch, daß das auf der warmen Körperhaut verteilte verriebene Quecksilber unter der Wäsche verdampft und luftförmig von der Haut aufgesaugt wird. Wie schon seit Jahrhunderten bekannt ist, wirkt die Vermehrung der Ausscheidungen an sich antisypilitisch. Quecksilber fördert die Speichelabsonderung, bewirkt Darmkatarrh und fördert den Schweiß. Es wird durch die Haut aufgenommen, aber auch wieder durch die Haut abgegeben. In warmen Ländern, wo also an sich die Hautausscheidungen stärker sind, heilt Syphilis bei vernünftigen Verhalten ohne jede Behandlung. Die Schwitzkuren und die Pflanzenbehandlung wirken in derselben Richtung. [...]

Die Diagnose aus der Heilwirkung

Bei der Vielfältigkeit der Erscheinungen der Syphilis in den verschiedensten Organen sieht der eine Arzt im Falle einer Erkrankung häufig dort Syphilis, wo ein anderer nicht an diese Ursache zu denken wagt. Bei der zunehmenden Durchseuchung der Menschheit mit der Syphilis, die begleitet ist von einer immer milder werdenden Art der Erkrankung und immer größer werdenden Heilungstendenz, ist es auf der anderen Seite kein Wunder, daß auch bei Menschen, die gar nichts von einer Ansteckung bemerkt haben, manche quälende chronische Krankheitserscheinungen doch sypilitischen Ursprungs sein können.

Homöopathische Quecksilberanwendung

[...] Die Wirksamkeit des Quecksilbers beschränkt sich also auf die Tatsache, daß es das Eiweiß der Gewebe vor weiterem Zerfall schützt. Wirklich heilen kann es nicht. Es liegen keine Beweise vor, daß es das Gift zerstört oder aus dem Körper austreibt.

Die Fähigkeit, Eiweiß zu binden, kommt übrigens dem Quecksilber nicht allein zu, in geringerem Maße besitzen sie auch das ihm an Giftigkeit wenig nachstehende Blei und wahrscheinlich die meisten Schwermetalle. Es ist also zu erklären, daß auch andere Metalle, besonders die Goldsalze in die Behandlung der Syphilis Eingang gefunden haben. Sie sind bald wieder von der Bildfläche verschwunden, das Quecksilber ist geblieben. Die beiden Forderungen: das Syphilisgift zu zerstören und auszuschleiden, können sie sämtlich nicht erfüllen, das vermögen nur die Entziehungskuren und die Schwitzkuren oder Ausscheidungskuren im weiteren Sinne. Die reine Syphilis aber ist keine gefährliche Krankheit und kann, wenn es sich nicht gerade um elende, schwächliche Personen handelt, dauernd und ohne Nachteile geheilt werden. Schwere Schäden bis zum tödlichen Ausgange entstehen durch den Mißbrauch des Quecksilbers.

Es drängt sich die Frage auf, ob es nicht möglich ist, sich des Quecksilbers zu bedienen, ohne sich seinen Nachteilen auszusetzen. Dies könnte geschehen durch beträchtliche Verminderung der Arzneimenge bei Erhöhung der Wirksamkeit. Die Homöopathen haben diesen Weg betreten, mit niederen Potenzen (3-6) des Quecksilbers vorzügliche, durch keine Nachteile getrübt erzielte Erfolge erzielt, besonders bei den Spätformen der angeborenen Syphilis, aber auch in ganz frischen Fällen. Die Form der Anwendung empfiehlt sich besonders, wenn es gilt, dem Gewebszerfall, der edle Teile zu zerstören droht, rasch Einhalt zu tun, oder bei Personen, deren Reaktionskraft darniederliegt und eines Anstoßes bedarf. Hätte man die Gewißheit, daß andere Mittel immer rasch genug wirken, so könnte man auch auf das stark verdünnte Quecksilber verzichten; so lange dies aber nicht der Fall ist, ist es besser, von zwei Übeln das kleinere zu wählen, als aus Prinzipienreiterei einen Menschen lebenslänglicher Entstellung auszusetzen.

Die Bewegung gegen das Quecksilber

Schon in der ersten Zeit der Syphilis gab es Ärzte, die das Quecksilber nicht anwandten, sondern verwarfen. Eine Reihe hervorragender Ärzte im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts nannten es unzuverlässig und fürchteten seine Giftwirkung. Die bald einsetzende Guajakbehandlung vermehrte die Zahl seiner Gegner. Die trotzdem bald einsetzende Quecksilbermode wurde als eine unheilvolle Kur während dreier Jahrhunderte empfunden und trotzdem man sie milder gestaltete, und anstelle des Dampf- und Einatmungsverfahrens und der rohen Schmiervverfahren innerlich nur geringe Dosen anwandte, begann ein einfaches diätetisches Verfahren immer mehr Anhänger zu bekommen. Englische Militärärzte hatten in Portugal und Spanien, wo ein wärmeres Klima den Schweißausbruch begünstigte, gelernt, daß Syphilis auch ohne Quecksilberanwendung wohl heilbar sei. Zwei berühmte englische Ärzte, die ihre Kranken – Soldaten - lange beobachten konnten, hatten bei hundert so geheilten Kranken nur 6 Rückfälle, von denen 5 ohne Quecksilber noch geheilt wurden, der sechste bei Gebrauch von Quecksilber schließlich auch genaß. Syphilis aller Formen wurde ohne Merkur [Quecksilber] gründlich geheilt und die Berichte darüber stammten aus den verschiedensten Krankenhäusern Europas. Am meisten Gewicht legte man damals auf Bettruhe und eine strenge Diät. Nicht nur primäre, sondern auch sekundäre Formen fanden Heilung. Ein Dr. Wilhelm in München machte 1830 seine günstigen Erfahrungen bekannt. Er heilte durch Steigerung aller Ab- und Aussonderungen, Diät, Ruhe, Reinlichkeit und vermehrte Temperatur jede syphilitische Krankheitsform schön und

vollkommen. Die Kranken wurden schneller gesund, bekamen ein gutes Aussehen und blieben frei von Rückfällen. Aus den Militärkrankenhäusern Frankreichs war der Merkur [das Quecksilber] ganz verbannt. [...] Die berühmten Untersuchungen Desruelles erstreckten sich über mehr als 1.000 Kranke. Innerhalb von etwa 40 Jahren erbrachten die Ärzte der europäischen Krankenhäuser den unzweifelhaften Beweis, daß venerische Erkrankungen ohne Merkur heilbar sind, daß eine milde vegetabilische Diät die Grundlage jeder Kur zu bilden habe, daß die einfache Behandlung am wenigsten Rückfälle zu verzeichnen hätte. Schwedische Ärzte berichteten über annähernd 50.000 Fälle und rühmten den bedeutend schnelleren und besseren Heilungsverlauf der nicht mit Quecksilber Behandelten. Die Diätkur ist am wirksamsten, wenn vorher noch kein Versuch mit Quecksilber gemacht worden war.

Heilquellenbehandlung

Eine ganze Reihe von natürlichen Quellwässern, die als Brunnen oder zum Bade verwendet werden, gelten als Heilmittel gegen die Syphilis, mehr noch freilich gegen die Quecksilbervergiftung. Denn die Badeärzte und die gelehrten Balneologen haben so wenig Vertrauen zur Heilkraft ihrer Brunnen, und stehen so sehr im Banne der Quecksilbers, daß sie in ihren Heilmitteln nur Unterstützungsmittel für Quecksilberkuren sehen. Sie geben aber zu, daß der Gebrauch der Brunnenkuren imstande ist, den Ausbruch der Hauterscheinungen bei konstitutioneller Syphilis zu befördern, überhaupt die verborgene, oft nur vermutete Syphilis zum Ausbruch zu bringen. Das ist natürlich ein großer Vorteil, denn der Ausbruch der Hautausschläge bedeutet die beginnende Reinigung und Heilstrebung des Körpers. Die heißen Bäder wiederum werden für geeignet gehalten, die Haut zu stärkerer Tätigkeit und zum Schweißausbruch anzuregen. Endlich, so sagt der Hauptvertreter dieser Richtung, Professor Kisch, vermögen wir Nutzen in jenen Fällen zu schaffen, wo die Kranken infolge veralteter [chronischer] Syphilis oder unzureichender Quecksilber- und Jodkuren sehr heruntergekommen sind, und es sich darum handelt, auf den Organismus erneuernd einzuwirken und einzelne Reste der Syphilis, wie Hautausschläge, Drüsenanschwellungen, Gelenk- und Knochenaffektionen zu beseitigen. Des größten Rufes erfreuen sich die Schwefelbäder, in erster Linie die Quellen von Aachen⁴. Es scheint, daß der Schwefelgehalt bei Quecksilbervergiftung die Quecksilberlösung steigert, im übrigen ist natürlich die Hitze der wichtigste Heilfaktor. Auch Kochsalzheißwässer und andere haben günstige Wirkung.

[...] Zur Trinkkur verwendet man alkalische Bitterwässer und Kochsalzbrunnen, weil diese starke Ausscheidungen durch den Darm und die Nieren begünstigen.

Als Kurzeit wird die wärmere Jahreszeit, zur Winterszeit werden südliche Kurorte empfohlen. Bekannt ist ja, daß in den Tropen Syphilis oft genug ohne jede Kur heilt, und daß man im warmen Ägypten zu den natürlichen Einwirkungen des Klimas einst nur den Gebrauch von frischem Leinöl hinzuzufügen pflegte⁵.

⁴ Heißwässer, wie die heißen Quellen von Wiesbaden.

⁵ Goethe war mehrere Jahre nach seinem Italiaufenthalt von den Auswirkungen seiner Syphilis-Erkrankung beschwerdefrei.

Dr. Desruelles' einfache Behandlung der Syphilis

Die einfache Behandlung wurde angegeben in dem Buche des französischen Forschers Desruelles, der seine ausführlichen Beobachtungen über die quecksilberfreie Behandlung zu einer Zeit veröffentlichte, als durch die schweren Gefahren der Quecksilberkur veranlaßt, zahlreiche Ärzte sie aufgegeben hatten, und in mehr als 600.000 Beobachtungen günstige Erfolge niedergelegt worden waren.

Die Hauptregel in der Behandlung der venerischen Krankheiten, die man damals nicht besonders voneinander unterschied, besteht in der Beobachtung der strengen Regeln der Gesundheitslehre und einem zweckmäßigen diätetischen Verhalten mit vernünftiger Anwendung von Heilmitteln. Die Diät oder der Gebrauch einer leichten, der Ruhe des Körpers und des Geistes angemessenen Nahrung, der Genuß blutreinigender Tränke, die Gleichheit der Temperatur, dies alles bewirkt die Reinigung der [Körper-]Säfte, denn die Aussonderungen nehmen alles Unreine mit, und es werden nur solche Substanzen in den Körper geführt, welche überall die Reizbarkeit vermindern, sowie die zu schnelle Aufnahme der flüssigen Stoffe verzögert. Je mehr ihr unreinen Körpern Nahrung gebt, sagt Hippokrates, desto mehr Übel verursacht ihr in ihnen. Dieser Lehrsatz findet hier die richtige Anwendung.

Die Behandlung der venerischen Krankheit kann in drei Stufen geteilt werden: die Vorbereitung, die Umänderung, die Heilung.

Die Vorbereitung: [...] Eine alte gute Regel und Sitte ist es, den Geschlechtskranken aus seinem oft recht lebhaften Lebenskreise auszuschalten, ihn zuerst als einen akuten Schwerkranken anzusehen und ihm Bettruhe zu verordnen. Die körperliche und seelische Ruhe und gleichmäßige Erwärmung befördert die Heilung sehr. Sind die akuten Erscheinungen vorüber, so kann der Kranke wieder seine Berufsarbeiten aufnehmen, falls er nicht längere Zeit sich einer Anstaltskur unterwerfen will. [...] Schon Desruelles empfiehlt als wichtigste entzündungswidrige Vornahmen den Gebrauch von Bädern; er läßt dieselben allerdings möglichst lange ausdehnen, in der Ansicht, daß kurze Bäder keinen großen Nutzen bringen. Man verlängert, sagt er, die Bäder auf mehrere Stunden, halte das Wasser immer in gleichmäßiger Temperatur und man erzielt damit besonders bei Entzündungen der Harnröhre, der Hoden, der Drüsen gute Erfolge. [...]

Die Pflanzenbehandlung der Syphilis

Die Zahl der Heilpflanzen, die im Laufe der Jahrhunderte gegen Syphilis empfohlen wurden, und die immer dem einen oder dem anderen Beobachter als wahre Spezifika imponierten, beträgt etwa 150. Alle Weltteile und wilde, wie kultivierte Völker haben in diese Liste Pflanzennamen eingetragen, Indianer und Inder, Russen und Ungarn, die Neue wie die Alte Welt, Abendland wie Morgenland. Trotzdem ist die Zahl der wirklich hilfreichen Pflanzenmittel recht beschränkt geblieben. Es ist ja leicht zu verstehen, daß bei einer Krankheit, die die Neigung hat, besonders im warmen Klima und bei entsprechender Pflege und Ernährung in einiger Zeit leicht und dauernd zu heilen, auch jedes Mittel, das gebraucht wird, von einer Heilung gefolgt sein kann, ohne doch selbst die Heilung irgendwie verschuldet zu haben. So galt ja eine Zeit lang sogar das Opium als Heilmittel.

Sehen wir näher hin, so sind als wirksam gerade die Pflanzen empfohlen worden, die zur Klasse der scharfen, schweiß- und urintreibenden Mittel gehören, vom Guajaholz Amerikas bis zu den Fruchtschalen des Walnußbaumes und zu dem Gnadekraut unserer Flur. Selbst den Quecksilbergebrauch verbanden die alten Merkurialisten mit dem Gebrauche von Holz- und Wurzeltränken, und das durch ein Jahrhundert gefeierte Zittmannsche Dekokt enthielt nur noch Spuren oder meist gar kein Quecksilber und stellte einen stark konzentrierten Holztrank dar. Mit dem Zittmannschen Pflanzentränk

haben Hunderte von Ärzten Tausende von Syphiliskranken geheilt. Es grenzt, sagt ein Arzt des anfangenden 19. Jahrhunderts, ans Unglaubliche, was der methodische Gebrauch in vielen eingewurzelt und hartnäckigen Fällen sekundärer Syphilis leistet. Es war lange Zeit Geheimmittel, wie die Pflanzensirupe, mit denen am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts wahre Glanzkuren geleistet wurden.

Unter den Pflanzenmitteln standen lange an erster Stelle das Dreigestirn: Guajakholz, Sarsaparillwurzel, Sassafrasholz. Sie stammten aus Amerika und waren recht teuer. Deshalb setzten heimische Ärzte, die in alter Zeit ja auch das Fach der Botanik zu beackern pflegten, an ihre Stelle bald drei heimische Wurzeln: Sandsegge, Klette und Seifenkraut. Hufeland war es, der für gewisse Fälle den abendländischen Lebensbaum und die Rinde des Seidelbastes empfahl.

Auf derselben Linie der schweiß-, urin- und stuhlfördernden Wirkung liegen nun fast alle geheimen und nichtgeheimen Pflanzenmittel gegen Syphilis, von denen einige noch besonderer Erwähnung verdienen, allerdings unter Wahrung der Tatsache, daß sie weder Spezifika darstellen sollen, noch daß sie etwas anderes als die Ausscheidung des Syphilisgiftstoffes ebenso wie des Quecksilbers fördernde Hilfsmittel neben der Kur mit äußeren Naturheilmitteln, Schwitzbädern und Packungen sein können.

Daphne Mezereum – Seidelbast

Ein kleiner Strauch in den Wäldern des größten Teiles von Europa mit frühzeitigen, wohlriechenden pfirsichroten Blumen, welche zu 2 und 3 in den Blattachseln der im vorigen Jahre abgefallenen Blätter sitzen, und aus welchen rote, rundliche, erbsengroße Früchte folgen. Man benutzt vorzüglich die Rinde des Stammes. Sie ist frisch grünlich oder rötlich, wird trocken außen bräunlich oder grüngelb mit dunklerem Streifen und Punkten. Der Geruch der Rinde ist unbedeutend, der Geschmack scharf, stark und nachhaltig brennend. Auf die Haut gelegt, rötet sich dieselbe und entzündet sie, wirkt blasenziehend. Innerlich in kleinen Gaben verursacht sie ein Gefühl von Wärme im Unterleib, wirkt reizend in Magen und Darmkanal, wirkt abführend, speichel- und urinfördernd. In größeren Gaben wirkt sie stark giftig, kann totbringende Entzündungen des Magens und Darmes hervorrufen.

Innerlich benutzt man die Abkochung oder Tinktur der Rinde. Sie ist, ganz besonders von dem großen Hufeland empfohlen als bestes Mittel gegen den syphilitischen Knochenschmerz. Sie wird aber überhaupt von den alten Ärzten bei Behandlung der syphilitischen Haut- und Knochenerkrankungen benutzt.

Man gibt von der in homöopathischen Apotheken hergestellten Tinktur steigend 5 – 20 Tropfen dreimal täglich. Das Rezept Hufelands fordert eine Abkochung von 5 – 15 Gramm Seidelbastrinde mit 20 Gramm Süßholz und 500 Gramm Wasser eingekocht auf 200 Gramm, wovon täglich 2 – 4 mal 1 Eßlöffel zu nehmen ist.

Die Wasserbehandlung des weichen Schankers

Die Grundlage der naturgemäßen Behandlung bildet die Absicht, die Reinlichkeit, die Basis aller Gesundheit, innerlich und äußerlich, auf der Haut wie im Blute wieder herzustellen. [...]

Meistens wird der Kranke seinem Berufe nachgehen können, aber stärkere körperliche Anstrengungen, Turnen, Reiten, Tanzen wird er vermeiden müssen. Die Kleidung werde so eingerichtet, daß die Haut dauernd düstet, lieber schwitzt als friert. In der Stube halte man auf ziemliche Wärme bis heran an 20 Grad R. = 25 Grad Celsius von 20 bis 25 Grad R. wöchentlich zweimal und einem oder zwei Vollbädern von 26 bis 28 Grad R.

Die wichtigste Heilanwendung ist das Sitzbad. Man läßt den Kranken im Hause und gut gewärmten Zimmern täglich 2 Sitzbäder nehmen, die eine laue Temperatur von etwa 22

bis 24 Grad R. haben sollen, und in denen der Kranke je nach seiner Konstitution 5 bis 10 Minuten bleibt. Durch sie wird das Geschwür dauernd rein gehalten und Stauung und Weiterleitung des Eiters zu den Lymphdrüsen verhindert.

Der erkrankte Teil bedarf natürlich eines Verbandes, der in Form eines feuchten Wickels ausgeführt wird. Es sollen nicht einfach kalte Umschläge sein, sondern feuchte Wärme erzeugen, die das Krankheitsgift aus dem Körper herauslocken. [...]

Die Diätetik des Gemütes als Kurmittel

Die Ansteckung mit einer Geschlechtskrankheit setzt voraus, daß der Betroffene entweder selbst außerhalb der Ehe Verkehr mit einer angesteckten Person gehabt hat, oder daß er oder sie in der Ehe vom anderen Ehepart, der sich seiner Erkrankung meistens nicht bewußt ist, angesteckt wurde. Im ersten Falle liegt vom streng sittlichen, besonders auch vom religiös-sittlichen Standpunkte aus eine Schuld vor, im zweiten Teil ein Unglück. Über beides soll man nicht in Verzweiflung stürzen. Die Zahl der Selbstmorde aus dem Glauben heraus, nie mehr gesund werden zu können und am Ende der Gehirnerweichung [progressiven Paralyse] verfallen zu müssen, ist wahrlich groß genug. Und fast jeder derartige Selbstmord war im Grunde unnötig, beruhte lediglich auf Unkenntnis der wahren Verhältnisse, oder war ein Opfer, das einer falschen Behandlung gebracht wurde. Überreich ist das Schrifttum über giffreie, vor allem quecksilberfreie Behandlung der Syphilis. [...]

Wer also das Unglück gehabt hat, sich anzustecken, der lasse die Hoffnung nicht sinken. Er befreie sich von dem Gedanken der Unheilbarkeit und benutze die Zeit, in der ihm sittliche und gesundheitliche Rücksichten aufs strengste jede weitere geschlechtliche Betätigung verbieten, um überhaupt einmal über Fragen nachzudenken, die er bisher seinem Leichtsinne, seinem Durst nach Lebensgenuß oder der Gleichgültigkeit und Gewohnheit untergeordnet hat. Denn auch seine Seele ist krank geworden und bedarf einer gründlichen Kur. In einem Buche (Selbstheilung der kranken Seele durch Erkenntnis und Vertiefung) werde ich versuchen, einen Weg zu zeigen, der uns von Seelennot und Verzweiflung, von sittlichen Schwächen und vom Lebensleide heilen kann. Die Zeit der Muße, die eine Erkrankung gewährt, ist die rechte Zeit auch zu dieser Kur und das Bewußtsein einer Schuld für viele ein starker Hebel zu weiterer Entscheidung und seelischem Fortschritt.

Verlauf von Goethes syphilitischer Erkrankung⁶

1764 bis 1765

Vor der Kaiserkrönung Josephs II. in Frankfurt im April 1764 liegt die Liebesaffäre des neunzehnjährigen⁷ Wolfgang Goethe mit dem „schönen Gretchen“. Die genaue bürgerliche Identität des Mädchens ist unbekannt. Goethe infizierte sich an dieser zweiten Manon Lescaut.⁸ Das Verbot des Stiefvaters, den Umgang mit dem schönen Gretchen zu beenden, kam zu spät. Goethe gebärdete sich deswegen wie toll. Möglicherweise beschleunigte der psychische Schmerz den Ausbruch der Krankheit. Goethes Studienbeginn verschob sich aus diesem Grund. Er mußte sich zuerst von der Syphilis heilen. Dies erklärt die Tatsache, warum der junge Goethe noch über ein Jahr, genau 19 Monate (vom 3. April 1764 bis 3. Oktober 1765) warten mußte, bis er sein Studium in Leipzig aufnehmen konnte. Ungewiß ist, ob bei ihm eine Quecksilberschmierkur oder eine Hunger-Liegekur, meist ebenfalls mit Verabreichung von geringen Mengen Quecksilber, zur Anwendung kam. Ich vermute, durch eine Andeutung Goethes in dem Brief an Katharina Schönkopf vom 31.01.1769 (siehe weiter unten), daß Goethe auf Anraten seines Stiefvaters, der ebenfalls Syphilitiker war, eine sogenannte Boerhaaven'sche Abmagerungskur erhielt. Boerhaave ging davon aus, daß das „venerische Gift“ im Fettgewebe sitzen würde. Er glaubte, die Krankheit mit schweren Hunger-, Schwitz- und Abführkuren aus dem Körper her austreiben zu können. Zur weiteren Unterstützung dürfte dem jungen Goethe auch ein >Liquor mercurialis Swieteniae< verabreicht worden sein. Gerard van Swieten, ein Schüler Boerhaavens erfand den nach ihm benannten >Likör< jedoch nicht selber, sondern sein Studienkollege Nunez Ribeiro Sanchez hatte das Rezept aus Russland erhalten. Dieses „Medikament“ enthielt neben 0,03 Gramm Quecksilbersublimat noch ca 40 Gramm Branntwein. Auch Quecksilberpillen, wie das sogenannte Calomel, das ebenfalls geringe Mengen von Quecksilber enthielt, wurden immer wieder gegen die Syphilis eingenommen. Wann diese erste Heilmaßnahme erfolgte, ist ungewiß. Sie könnte spätestens im Mai und Juni 1765 erfolgt sein, währenddessen sich Wolfgang Goethe mit einem Hofmeister (Name unbekannt) für mehrere Wochen zur Kur in Wiesbaden aufhielt.

Wie eine Kur in Wiesbaden zur Zeit Goethes verlief, steht in dem Büchlein >Wißbadische Kranckengeschichte, oder Erzählung merckwürdiger Curen, welche in besonderen und schwehren Kranckheiten durch den Gebrauch des Wißbader warmen Wassers bewürcket worden, aus eigener Erfahrung gesammelt und auf hohen Befehl zum Druck befördert von denen gegenwärtigen Medicis ordinariis und Physicis daselbst<, erschienen in Franckfurt in der Andreäischen Buchhandlung, 1760, ab Seite 121:

⁶ Teilweise aus Möbius: >Goethe<, II. Theil, II. Kapitel >Ausführungen und Belege< entnommen.

⁷ Goethes tatsächlicher Geburtstag: 28. Januar 1745. Siehe L. Baus, >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?.<

⁸ Siehe L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, Kapitel I.6: Goethes erste tragische Liebe – das schöne Gretchen. Manon Lescaut ist die Titelfigur eines Romans von Prévost. Die Eventualität, daß sich Wolfgang Goethe bei dem „schönen Gretchen“ durch einen unschuldigen Kuss infiziert haben könnte, möchte ich ausdrücklich *nicht* ausgeschlossen haben. In diesem Falle wäre der junge Goethe zu den „unschuldigen Opfern“ der venerischen Krankheit zu zählen.

Neun und vierzigste Geschichte

Mattigkeit und Abnehmen des Leibes, nach Venerischer Kranckheit.

Ein nunmehr in allen Stücken sehr ordentlich lebender Offizier, von etlich 40 Jahren, truge schon vor 10 Jahren eine gonorrhoe und Chanore [Schanker] davon, verfiel auch, ohne Zweifel wegen gebrauchter stopfender Mittel, in die ordentliche Seuche. Nach gebrauchten mancherley Curen, wie Schmieren, Dämpfen und innerlichen mercurialibus [Quecksilberpräparate], wurde er zwar dieser Zufälle los, behielt aber seines nachherigen richtigen Wandels ohngeachtet, reissende Glieder-Schmerzen, welche hauptsächlich die rechte Seite einnahmen, daß diese daher ganz schwach, auch die rechte Weiche (hypochondrium) gespannt ware und er in dieser gar zeitlich, bey Verstopfungen sehr heftige und beängstigende Schmerzen ausstehen mußte, auch sasse [saß] an dem Unter-Kiefer rechter Seits, eine mäßige harte Geschwulst und er hörte auf dieser Seiten [mit dem rechten Ohr] ganz schwer. Nebst einer Menge anderer Arzeneyen hatte er über 100 derer berühmten Poudres d'Ailhaus genommen und sich des Aachner Bades bedienet; aber alles ohne einige Besserung: vielmehr ware sein Körper durch die häufige Abführungen sehr entkräftet, der Magen geschwächt und der Appetit verdorben, anbey das Fleisch starck verzehret worden. Man liesse ihn vom 26. Julii 1755 an, 4 Wochen lang, alle 4 Tag mit pillulis mercurialibus [wiederum Quecksilberpräparat] und Bad-Wasser laxieren [abführen], dazwischen Schwalbacher [Wasser] trincken und 6 Wochen lang baden⁹, anebst vor der Mahlzeit ein Elexier ex extr. Rhab. - cascarill. - gentian. - guajac. aa. dr. I. tinct. rhab. unc. II. - tartari, liq. terrae fol. Tart. aa. unc. sem. zu 70 Tropfen nehmen, worauf er sich ungemein an Fleisch, Kräfften und Munterkeit erhohlte, auch in allen Stücken wohl erleichtert befande, nachdeme er nur zu Anfang der Cur, noch einen harten paroxysmus colicum ausgestanden hatte. Man zweiffelte deßwegen nicht an nachheriger völliger und beständiger Herstellung, ob man gleich diese, aus Mangel der Nachricht nicht versichern kann. W[errenborner, Dr.].

Das erste Indiz für eine Präparalyse Goethes – Wortverwechslungen, Versetzen von Buchstaben und Silben und Silbenstolpern - finden wir in einem Brief aus Wiesbaden an seine Schwester Cornelia:

Liebe Schwester.

Damit du nicht glaubest ich habe dich unter den schwärmenden Freuden eines starck besuchten Bades gantz vergessen; so will ich dir, einige absonderliche Schicksaale die mir begegnet, in diesem Briefgen, zu wissen thun. Dencke nur wir haben allhier Schlangen, das hässliche Ungeziefer macht den Garten, hinter unserm Hause, gantz unsicher. Seit meinem Hierseyn, sind schon 4. erlegt worden. Und heute, lass es dir erzählen, heute morgen, stehen einige Churgäste und ich auf einer Terasse, siehe da kommt ein solches Thier mit vielen gewölbten Gängen durch das Graß daher, schaut uns mit hellen funckelnden Augen an spielt mit seiner spitzigen Zunge und schleicht mit aufgegehabenem Haupte immer näher. Wir erwischten hierauf die ersten besten Steine warfen auf sie loß und traffen sie etliche mahl, daß sie mit Zischen die Flucht nahm. Ich sprang herunter, riß einen mächtigen Stein von der Mauer und warf ihr ihn nach. Er traf und erdruckte sie, worauf wir über dieselbe Meister wurden sie aufhängeten und zwey

⁹ Wiesbaden hat heiße Quellen. Eine interessante Beschreibung des Wiesbadener Badebetriebs zur Zeit Goethes steht in dem Büchlein >Wer an seinem Schöpfer sündigt ... - Ludwig Friedrich Christoph Schmid über seinen Kuraufenthalt 1765 in Wiesbaden<, bearbeitet von Jochen Dollwet und hrsg. vom Magistrat der Stadt Wiesbaden - Stadtarchiv, 1994. Kurz vor Schmid befand sich Goethe in Wiesbaden.

Ellen lang befanden. Neulich verwirrten wir uns in dem Walde, und mußten 2 Stundenlang in selbigem, durch Hecken und Büsche durchkriechen. Bald stellte sich uns ein umschatteter Fels dar, bald ein düstres Gesträuch und nirgends war ein Ausgang zu finden. Gewiß wir wären biß in die Nacht gelaufen; wenn nicht eine wohlthätige Fee hier und da, an die Bäume Papagey Schwänze, (die aber unsere kurzsichtige Augen für Strohwische ansahen) den rechten Weeg uns zu zeigen gebunden hätte. Da wir denn glücklich aus dem Walde kamen.

Dein Briefgen vom 19 Juni war mir sehr angenehm. Inliegenden Brief laß Augenblicklich dem Pap zustellen. Lebe wohl. Küsse If. M. von meinerwegen die Hand.

Wisb[aden]. Jun. 1765.

G.

Dieser Brief weist starke Konzentrationsstörungen Wolfgang Goethes auf: z. B. „gewölbten“ [richtig: gewundenen] Gängen, „aufgehobenem“ Haupte und „verwirrten“ [anstatt richtig: „verirrten“] wir uns.

Das Pathologische der folgenden Briefstelle ist unverkennbar: „Neulich verwirrten wir uns in dem Walde, und mußten 2 Stundenlang in selbigem, durch Hecken und Büsche durchkriechen. Bald stellte sich uns ein umschatteter Fels dar, bald ein düstres Gesträuch und nirgends war ein Ausgang zu finden. Gewiß wir wären biß in die Nacht gelaufen; wenn nicht eine wohlthätige Fee hier und da, an die Bäume Papagey Schwänze, (die aber unsere kurzsichtige Augen für Strohwische ansahen) den rechten Weeg uns zu zeigen gebunden hätte. Da wir denn glücklich aus dem Walde kamen.“

Verwechselte Wolfgang Goethe die Realität mit einem erotischen Traum? Siehe Eissler, >Goethe – Eine psychoanalytische Studie<, Band I, Seite 74. Glaubte der zwanzigjährige Goethe an „wohlthätige Feen“ im Walde?

Die katastrophale Orthographie und Grammatik Goethes ist ebenfalls ein sehr deutliches und schwerwiegendes Indiz für eine syphilitische Erkrankung und für eine Präparalyse Goethes. Lesen Sie dazu ausführlich L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<.

Der Literat und Literaturkritiker Wilhelm August Böttiger – er lebte viele Jahre in Weimar – zog sich durch irgendetwas den allergrößten Hass des Herrn Geheimrat von Goethe zu. Jetzt wissen wir, warum Goethe Böttiger so sehr hasste: Weil er von Goethes intimstem und bestgehütetstem Lebensgeheimnis wußte. W. A. Böttiger schrieb in seinem Buch >Literarische Zustände und Zeitgenossen< (hrsg. von Klaus Gerlach u. René Sternke, erschienen im Aufbau Verlag, Berlin 1968) über Goethe (Seite 67):

„Als ihn unser Rath Krause [der gebürtige Frankfurter und Maler Krause (1733-1806) ist gemeint] zuerst in Franfurth kennen lernte [...] schlotterte alles an ihm [Goethe], er trug ein großes Pflaster um den Hals, sah ekelhaft gelb [aus] im Gesicht, und hatte beinahe keine Haare mehr am Kopf¹⁰. So sehr hatten ihn seine Kämpfe auf dem Schlachtfelde der Venus volgivaga zum Invaliden gemacht.“

Ein weiteres schwerwiegendes Indiz für Goethes syphilitische Erkrankung im Jahre 1764 ist ein briefliches Zeugnis von einem Zeitgenossen - Ysenburg von Buri - in welchem Goethe der „Ausschweifung“ beschuldigt wird. Damit ist nichts weniger als außerehelicher Geschlechtsverkehr bezeichnet, bzw. Wolfgang Goethe unterstellt.

¹⁰ Reversibler Haarausfall (Alopecia specifica) ist ebenfalls charakteristisch für das Sekundärstadium der Syphilis.

Am 23. Mai 1764, nach der Affaire mit dem schönen Gretchen, bewarb sich Wolfgang Goethe um die Aufnahme in die „Arkadische Gesellschaft zu Phylandria“, einer Vereinigung von Literaten. Ysenburg von Buri schrieb über diesen Vorgang an André (in: >Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen<, von W. Bode):

Neuhof, den 16. Juli 1764

Ich erfuhr, daß er [Goethe] der Ausschweifung und vielen andern mir unangenehmen Fehlern, die ich aber nicht herzhählen mag, sehr ergeben sei.

Mit „der [sexuellen] Ausschweifung ergeben“ ist offensichtlich Goethes Verhältnis mit dem „schönen Gretchen“ gemeint. Höchstwahrscheinlich kursierte in der freien Reichsstadt Frankfurt der Klatsch, daß der Großbürger Goethe eine Liebesbeziehung mit einem Mädchen niederen Standes unterhalten habe. Auch seine Syphilisinfektion könnte sehr schnell in Frankfurt bekanntgeworden sein.

Mit den „vielen andern mir unangenehmen Fehlern“ könnte Goethes uneheliche Abkunft von Kaiser Karl VII. gemeint sein. Dem Adelsstolz des Ysenburg von Buri behagte es nicht, mit einem unehelich Gezeugten zu verkehren, selbst wenn der Vater der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation war.

Bemerkenswert ist auch, daß von Goethes rhetorischen Fähigkeiten in o. g. Briefwechsel mit Bewunderung gesprochen wird:

3. Brief: Schweizer an Ysenburg von Buri:

„er [Goethe] habe ihn [André] mit seinen hochtrabenden Reden so sehr eingenommen, daß es zum Erstaunen ist.“

4. Brief: Ysenburg von Buri an André:

„... im übrigen hat er [Goethe] mehr ein gutes Plapperwerk als Gründlichkeit.“

Diese außerordentliche rhetorische Begabung Wolfgang Goethes, nämlich andere mit „hochtrabenden Reden“ einzunehmen und zu beeindrucken, war für sein späteres Berühmtwerden mindestens ebenso wichtig wie seine künstlerische Kreativität. Goethe wurde deswegen der berühmteste deutsche Dichter, weil er zum einen sehr lange lebte, viele andere Schriftsteller überlebte, und weil er es verstand, mit vielen Menschen persönlich bekannt zu werden. Die Zeitgenossen verbreiteten Goethes Ruhm in ganz Deutschland und Europa¹¹. Dahinter steckte Absicht und Systematik Goethes.

Möglicherweise infizierte sich Goethe ein zweites Mal an Syphilis während seines Studiums in Leipzig. Folgende briefliche Zeugnisse geben uns Grund zu dieser Annahme:

1767

Brief Goethes an Schwester Cornelia (11.5.): „Denke dir einen Menschen, der von einer verdrüsslichen Krankheit, und von seinen Arbeiten, zu eben der Zeit befreyt wird, da die Sonne den späten Fröling zu uns [nach Leipzig] brachte. Du kannst die Freude nur halb fühlen die ich empfand, da ich die Natur mit mir vom Krankenbette aufstehen sah, ich vergass alles um mich herum, biss mich eine rauhe Luft und ein dicker Backen zu Hause zu bleiben nöthigten.“

Kommentar: Der „dicke Backen“ wird zum ersten Mal erwähnt. Es handelt sich, wie weiter unten offensichtlich wird, um ein syphilitisches Geschwulst der Mundschleimhaut. Goethe hatte eine sogenannte „Syphilis der Mundhöhle“, nach Dr. E. Hartmann.

¹¹ Lesen Sie dazu das interessante Büchlein >Leipzig im Taumel<, Verfasser unbekannt.

Frankfurt, 13. Januar 1769

Cornelia Goethe in ihr Tagebuch für Katharina Fabricius

Ich muß Dir etwas im Vertrauen sagen: Müller [möglicherweise Goethes früherer Hofmeister, mit dem er auch nach Wiesbaden zur Kur fuhr und der Goethe in die Geheimnisse der antiken Philosophie einweihte, siehe >D.u.W.<] und mein Bruder sind nicht mehr so gut zusammen, wie sie es sonst waren. Ihre Grundsätze sind [jetzt] verschieden, weil die Philosophie meines Bruders geprüft ist, während Müller die seinige nur dem Studium [Philosophiestudium] verdankt. Er hat sich auch während der letzten großen Krankheit meines Bruders sehr kalt benommen, und ich beginne selber zu durchschauen, daß seine Ansichten nicht für den Gebrauch der Welt taugen.

Franckfurt am 31. Jan. 1769

Brief Goethes an Anna Katharina Schönkopf in Leipzig: Heute oder Morgen, es ist einerley wann ich schreibe, wenn Sie nur erfahren wie's mit mir ist. Es muss besser in Leipzig seyn als hier. Es schreibt weder Horn noch Sie, noch ein andrer; vielleicht habt ihr Bälle und Fassnachts Schmäusse, zu der Zeit da ich im Elend sitze. Traurig Carnival. Seit vierzehn Tagen, sitz ich wieder fest. Im Anfange dieses Jahrs, war ich auf Parole losgelassen, das bissgen Freyheit ist auch wieder aus, und ich werde wohl noch ein Stückgen Februar im Käfigt zubringen. Denn Gott weis wenn's alle wird, ich binn aber ganz ruhig darüber, und ich hoffe, Sie werden es auch seyn. Den dritten März binn ich schon ein Halbjahr hier, und auch schon ein Halbjahr krank; ich habe in dem Halbenjahr viel gelernt. Ich dencke Horn soll die Zeit über auch mehr gelernt haben, wir werden einander nicht mehr kennen, wenn wir einander wiedersehen. Gewiß Horn hat nicht halb so viel Lust mich zu sehn als ich ihn. Der gute Mensch soll aus Leipzig, und hat kein Blut gespien. Das mag, schwer seyn. Sie sind so lustig, sagte ein sächsischer Officier zu mir, mit dem ich den 28. Aug. in Naumburg zu Nacht ass, so lustig und haben heute Leipzig verlassen. Ich sagte ihm, unser Herz wisse oft nichts von der Munterkeit unsers Bluts. Sie scheinen unpässlich, fing er nach einer Weile an. Ich binn's würrlich, versetzt ich ihm, und sehr, ich habe Blut gespien. Blut gespien, rief er, ia, da ist mir alles deutlich, da haben sie schon einen grosen Schritt aus der Welt getahn, und Leipzig musste ihnen gleichgültig werden, weil sie es nicht mehr geniessen konnten. Getroffen, sagt ich, die Furcht vor dem Verlust des Lebens, hat allen andern Schmerz erstickt. Ganz natürlich, fiel er mir ein, denn das Leben bleibt immer das erste, ohne Leben ist kein Genuss. Aber fuhr er fort, hat man ihnen nicht auch den Ausgang leicht gemacht.

Gemacht? fragt' ich, wie so. Da ist ia deutlich, sagte er, von Seiten der Frauenzimmer; Sie haben die Mine, nicht unbekanntt unter dem schönen Geschlecht zu seyn. - Ich bückte mich für's Compliant - Ich rede wie ich's meyne, fuhr er fort, sie scheinen mir ein Mann von Verdiensten, aber sie sind krank, und da wette ich zehen gegen nichts, kein Mädgen hat sie beym Ermel gehalten. Ich schwieg, und er lachte. Nun sagte er und reichte mir die Hand übern Tisch, ich habe zehen Thaler an sie verlohren, wenn sie auf ihr Gewissen sagen: Es hat mich eine gehalten! Top sagt ich Hr. Captain und schlug ihm in die Hand, Sie behalten ihre Zehen Thaler. Sie sind ein Kenner, und werfen ihr Geld nicht weg. Bravo, sagt er, daran seh ich dass sie auch Kenner sind. Gott bewahre sie darinn, und wenn sie wieder gesund werden, so werden sie Nutzen von dieser Erfahrung haben. Ich - und nun ging die Erzählung, seiner Geschichte los die ich verschweige, ich sass und hörte mit Betrübniß zu, und sagte am Ende, ich sey confundirt, und meine Geschichte und die Geschichte meines Freunds Don Sassafras¹², hat mich immer mehr

¹² Das Sassafras-Holz aus Amerika galt zu Goethes Zeit als ein wahres Wundermittel gegen die Syphilis. Der >Don Sassafras< ist eine Bühnenfigur, ein adeliger Syphilitiker.

von der Philosophie des Hauptmans überzeugt. Unglücklicher Horn! Er hat sich immer so viel auf seine Waden eingebildet, jetzt werden sie ihm zum Unglück gereichen. Lasst ihn nur lebendig weg. Satt sehen könnt ihr euch noch an ihm, denn er ist der letzte Franckfurter in Leipzig, der gerechnet wird, und wenn der fort, da könnt ihr warten biss ihr wieder einen zu sehen kriegt. Doch tröstet euch, ich komme bald wieder.

Du lieber Gott, jetzt binn ich wieder lustig, mitten in den Schmerzen. Wenn ich auch nicht so munter wäre wie wollt ich's aushalten? fast zwey Monat, an einem fort ganz eingesperrt. [...]

Ihr Freund Goethe

Kommentar: Der Satz „fast zwey Monat, an einem fort ganz eingesperrt“ bezieht sich höchstwahrscheinlich auf eine (zweite?) Boerhaavesche Diät-Liegekur zur Heilung von der Syphilis.

Frankfurt, August 1769

Brief Goethes an J. G. I. Breitkopf in Leipzig: Daß du ein rechtschaffner Mensch bist, und brav und dich herausmachst, das sagen mir alle Leute die von Leipzig kommen, und das freut mich höchlich, daß du dich nicht außer zu deiner Avantage änderst, du warst von iher ein guter Junge, und hattest Menschenverstand, und Gedancken wie ein Mensch der eine Sache begreiff, und Einfälle nicht wie ieder; besuche uns doch einmal, die Mädgen sind hier sehr auf deiner Seite, ich hab ihnen so allerley von dir erzählt, und es sind einige muntre Köpfgen unter ihnen, die meynen es wäre was mit dir anzufangen; schreibe mir doch einmal lieber Bruder, in was für Umständen du ietzo bist.

Ich lebe erträglich. Vergnügt und still. Ich habe ein halb dutzend englische Mädgen die ich oft sehe, und binn in keine verliebt, es sind angenehme Kreaturen, und machen mir das Leben ungemein angenehm. Wer kein Leipzig gesehen hätte, der könnte hier recht wohl seyn; aber das Sachsen, Sachsen! Ey! ey! das ist starcker Toback. Mann mag auch noch so gesund und starck seyn, in dem verfluchten Leipzig, brennt man weg so geschwind wie ein schlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Fuchslein, wird nach und nach sich erholen.

Nur eins will ich dir sagen, hüte dich ia für der Lüderlichkeit. Es geht uns Mannsleuten mit unsern Kräfte, wie den Mädgen mit der Ehre, einmal zum Hencker eine Jungferschafft, fort ist sie. Man kann wohl so was wieder quacksalben, aber es wills ihm all nicht thun.

Adieu lieber Bruder. Habe mich lieb, und vergiss mich nicht. Auf's Frühjahr geh ich nach Strasburg. Wer weiß wann wir da wieder was von einander hören. Schreibe mir doch die Zeit einmal, und wenn Bruder Bernhard nicht schreiben will, so lass dir sagen, ob er mir was zu melden hat und setze es mit in deinen Brief. Grüsse Stocken und seine Dame, und sag ihm er machte recht artige Sachen.

Goethe.

1771

Ein telepathisches Erlebnis Goethes?

Im 11. Buch von >Dichtung und Wahrheit< berichtet Goethe von einem angeblichen telepathischen Erlebnis. Als er von Friedrike Brion Abschied genommen hatte und mit schwerem Herzen von Sesenheim nach Drusenheim ritt „da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen; und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen [hatte]: es war hechtgrau mit etwas Gold.“

Als Goethe acht Jahre später, während seiner zweiten Schweizerreise, wieder nach

Sesenheim ritt, um Friederike zu besuchen, trug er angeblich ein genau gleiches Kleidungsstück, das er bereits im Jahre 1771 im Geiste gesehen hatte.

Wohlgermerkt, Goethe schrieb >Dichtung und Wahrheit< in den Jahren von 1809 bis 1810. Dieses angebliche telepathische Erlebnis könnte vielmehr das psychopathische Produkt einer leichten Präparalyse gewesen sein.

1773

In dieses Jahr fällt die Liebesgeschichte Wolfgang Goethes mit der adeligen Urania. Siehe dazu >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, III. Kapitel: >Goethes Musengöttin Urania<. Hierzu möchte ich noch etwas zur Ansteckungsgefahr der Syphilis sagen. Mit der Zeitdauer des Bestehens der Syphilis im Körper eines Infizierten nimmt die Gefährlichkeit der Infektiosität ab. Nach dem 5. Jahre (Goethe infizierte sich zum ersten Mal im Jahre 1764) ist sie meist gegen andere erloschen, während die Krankheit gegen den Träger weiter wüten kann.

1774

In dieses Jahr fällt die zweite Liebestragödie Wolfgang Goethes. Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, stirbt an den Folgen des Kindbettfiebers nach der Niederkunft mit einem Kind, dessen Vater Goethe ist. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist die Syphilis als Todesursache auszuschließen.

1775

Goethe an Johanna Fahlmer (03.): „Ich binn ganz unerträglich. Und darum fleissig in sinnlicher Arbeit ... mit mir nimmts kein gut Ende.“

Frankfurt 5. März 1775

Kraus an Bertuch

Goethe ist jetzo lustig und munter in Gesellschaften, geht auf Bälle und tanzt wie rasend! Macht den Galanten beim schönen Geschlecht: das war er sonst nicht. Doch hat er noch immer seine alte Laune. Im eifrigsten Gespräche kann ihm einfallen, aufzustehen, fortzulaufen und nicht wieder zu erscheinen. Er ist ganz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuche. Wenn und wo alle Menschen in feierlichen Kleidungen sich sehen lassen, sieht man ihn im größten Negligé und ebenso im Gegenteil. Goethe will oft zu mir kommen und bei mir zeichnen, welches ich ihm sehr gerne erlauben werde. Er hat seit einem Jahr viel gezeichnet und auch etwas gemalt. Viele Schattenbilder und auch andere Gesichter im Profil macht er, trifft öfters recht gut die Gleichheit.

Usingen 16. Oktober 1775

Bretschneider an Nicolai

Goethe kam als junger Mensch nach Leipzig, um da zu studieren; und weil er Geld hatte, so wurde er in vielen Gesellschaften zugelassen und fand, daß es eine schöne Sache um einen schönen Geist sei. Er nahm sich also vor, coute que coute einer zu werden. In dieser Verfassung habe ich ihn in Leipzig kennenlernen und ihm damalen nichts weniger zugetraut, als daß er einmal das geringste Aufsehen bei der Literatur machen würde. Und noch itzo, kann ich Ihnen auf meine Ehre versichern, können Sie nicht die geringste Spur in dieses Menschen Umgang finden, daß er der Verfasser der >Leiden Werthers< ist. Er urteilt schief, und er scheint fast, daß er weiß, daß sein Verstand ohne langes Nachdenken nicht zuverlässig ist; denn er gibt Leuten, von denen er mutmaßt, daß sich ihre Einsichten über die gemeinen erheben, lieber recht, als daß er sich die Verlegenheit

über den Hals zöge, eine Materie mit ihnen zu durchsprechen, wobei er seine Schwäche sehen ließe. Mit einem Worte: er ist ein schlechter Philosoph und ein Mensch mit einem unbeständigen Gemüte, der bei keinem System stehenbleibt, sondern der von dem einen gar leicht zu dem andern extremo überspringt und der ebenso leicht zum Herrenhuter als zum Freigeist zu bereden wäre, wenn er nicht, zum Glück für ihn, so eine starke Dosis Stolz besäße, daß er fast alle andern Menschen außer ihm für schwache Kreaturen hält. Weil es aber doch noch Leute geben kann, die wenigstens so gescheit sind als er, so kann es sein, daß er ihre Existenz glaubt. Er selbst aber ist nicht imstande, sie zu prüfen, sondern richtet sich in dem Falle nach dem allgemeinen Urteile der Welt. Daher muß es Ihnen nicht wundern, daß er ein Freund Lavaters und des Augendoktors Jung ist, der Lavatern anhängt. Diesen zwei Leuten redet Goethe nach dem Munde und flatiert sie, teils weil sie ihn bewundern, teils weil sie in hiesiger Gegend in den Besitz eines entschiedenen Ruhms sitzen. Ich glaube, daß Goethe den Jung zu Verfertigung der pièce [Die Schleuder eines Hirtenknaben] persuadiert hat. Sie können nicht glauben, was bei der ordinären Sorte Menschen in hiesiger Gegend ein solches Buch ausrichtet. Er wollte vielleicht Leute haben, die Ihre Feinde werden sollten, da er es durch seine flüchtige Blätter nicht ausrichten konnte. Doch das kann Mißtrauen von mir sein ...

Es liegt in Goethe ein gewisser Same von Fähigkeit oder vielmehr: er hat ein poetisches Genie, das alsdann wirkt, wenn er, nachdem er lange Zeit einen Stoff herumgetragen und in sich bearbeitet und alles gesammelt hat, was zu seiner Sache dienen kann, sich an seinen Schreibtisch setzt. Zum Gelegenheitsdichter hätte er sich nicht geschickt, denn er kann außer seiner Ordnung nichts machen. Wenn ihm etwas auffällt, so bleibt es in seinem Gemüte oder Kopf hängen. Alles, was ihm nur aufstößt, sucht er mit einem Klumpen Ton zu verkneten, den er in der Arbeit hat, und denkt und sinnt auf nichts anderes als dies Objekt. Der Umgang mit witzigen Köpfen in Leipzig und die Kenntnis, die er dadurch mit guten Büchern erlangt hat, war Ursache, daß er was gelesen hat und daß sein Genie subsidia zu wählen weiß. Es ist aber in seiner Seele keine männliche, feste Unterscheidungskraft, keine durchdringende Einsicht und Gabe, die Sachen in ihrem wahren Lichte zu besehen. Bloß sein Stolz und die daraus entspringende Begierde oder auch seine Überzeugung oder Täuschung, ein genie superieur zu sein, macht, daß er nicht dem gemeinen Haufen nachläuft. Goethe ist nichts als ein Dichter von Natur ..., im übrigen aber ein stolzer Mensch, der nichts [keine Kritik] vertragen kann und dem, zum Glück für ihn zur Zeit, die gewöhnlichen Anliegen dieses Erdbodens noch nicht gedemütigt oder aus der Welt geschafft haben.

Kommentar: Diese frühen Charakteristika sind deswegen so interessant, weil Goethe zu dieser Zeit noch kein Weimarerischer Geheimrat war. Sie sind daher ehrlicher und unvoreingenommener. Später wagte niemand mehr, so geringschätzig über seine Exzellenz, den Herrn Staatsminister von Goethe zu urteilen.

1776

Goethe an Charlotte von Stein (19.3.): „Ich bin heute Nacht krank geworden und zwar toll, habe mich wieder zusammen genommen.“

Kommentar: Ist Goethe „toll“ geworden? Der Nachsatz „habe mich wieder zusammen genommen“ läßt es vermuten. Dies wäre die erste Erwähnung einer psychischen Erkrankung Goethes.

Goethe an Charlotte von Stein (6.): „Ich aber hatte mich über dem Zeichnen erhitzt, dass ich einen wunderbaren [im Sinne von: wunderlichen] Krampf am Herzen bekam wie ich ging.“

An Charlotte von Stein (19.11.): „Die Unruhe hat mich heute wieder an allen Haaren.“
Kommentar: Viele Indizien über Goethes Syphiliserkrankung finden wir in Goethes

Briefen an Charlotte von Stein. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß auch diese Briefe zensiert sind. Und zwar zuerst durch Charlotte von Stein und deren Söhnen Karl und Friedrich von Stein, z. B. wegen der drei unehelichen Schwangerschaften ihrer Mutter durch ihren Liebhaber Goethe, und selbstverständlich sind die Briefe durch die allgewaltige Weimarer Goethesellschaft zensiert. Siehe dazu auch mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

1777

Goethe an Charlotte von Stein (3.1.): „Gestern Abend ist mirs noch sehr dumm geworden. Ich hab's Hufelanden gemeldet, und was [Medizin] eingenommen. Werde zu Haus bleiben.“

Tagebuch (1.2.): „Phantasie! Herzklopfen.“

Goethe an Ch. v. Stein (15.3.): „Dancke herzlich dass Sie sich meiner Augen annehmen wollen, sie sind immer in Einem wie gestern.“

An dieselbe (17.3.): „Die Augen sind leidlich, der Zug aber in den Schenkeln und Seiten fatal.“

An dieselbe (6.9.): „Alles ist wohl, nur ich habe ein Monster von dicken Backen ganz wider allen Sinn meiner dürren Constitution geholt.“

An dieselbe (14.9.) „vierundzwanzig Stunden [Backen-] Geschwulst¹³ und grosse Schmerzen.“¹⁴

An dieselbe (30.10.): „ich habe heut [Medizin] eingenommen um die Teufel die am leichtsten zu packen sind auszutreiben.“

An die Mutter (16.11.): „Meine Zahn- und Bakenwirthschaft will nichts bedeuten, es hat sich ein Knötgen in der Kinnlade gesezt gehabt das aber nicht schmerzte und ietzt vergeht.“

An Ch. v. Stein (9.12.): „Was die Unruhe ist die in mir stickt mag ich nicht untersuchen, auch nicht untersucht haben.“

Kommentar: Fürchtete sich Goethe vor einer genaueren Untersuchung seines Übels? Ich glaube vielmehr, Goethe wußte um seine Krankheit: Syphilis. Bei Goethe liegt eindeutig eine sogenannte „Syphilis der Mundhöhle“ vor. „Alles ist wohl [d. h. kein Mensch ist erkältet], nur ich habe ein Monster von dicken Backen“, d. h. es war keine grippale Entzündung und auch keine Zahnentzündung.

1778

Tagebuch (14.7.): „körperlich gelitten. Eingenommen [Medizin eingenommen].“

Tagebuch (December): „War zugefroren gegen alle Menschen. Diese letzte Zeit meist sehr still in mir.“

1779

An Ch. v. Stein (13.6.): „Ich habe wieder die Medizin zu Hülfe gerufen, so lange sie als Schlotfeger zu würken hat hab ich immer Vertrauen auf sie.“

Tagebuch (2.9.): „Wie durch ein Wunder seit meinem Geburtstage [28.8.] in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt, und nur der Wunsch dass es halten möge. Eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige ohne Einfluss auf meinen Humor.“

¹³ Die häufigen Backen- und auch Augengeschwulste (im Jahr 1767, 1777, 1783, 1785 (Frühjahr und Sommer), 1786, 1788, 1791, 1795, 1801, 1809, 1817 und 1818) könnten eine chronische Quecksilber-Entzündung gewesen sein.

¹⁴ Goethe hat, wie sich im Verlauf der weiteren Jahre herausstellen wird, nach Dr. E. Hartmann, eine sogenannte Syphilis des Nervensystems und eine Syphilis der Mundhöhle. Im Alter kommt außerdem noch eine Syphilis der Harnorgane und der Gelenke hinzu.

Kommentar von Möbius: Psychischer Umschwung ins Euphorische. Die asketisch gefärbte Stimmung hält an. Nun beachte man den Umschlag im August. Goethe selbst betrachtet es wie ein Wunder und schildert mit Worten, die kein Arzt besser wählen könnte, die neue lustvolle Stimmung. Am 12.9. beginnt die Reise nach der Schweiz, und während dieser ist der innere Himmel immer hell.

1780

An Ch. v. Stein (Januar): „der Kopf ist mir sehr eingenommen ich darf nicht einmal Bilder sehen.“

An Lavater (7.2.): „Ich habe vierzehn Tage [lang] eine Art von Catharrfieber gehabt und muss noch ietzt mit meiner Arbeit ganz sachte zugehen.“

Tagebuch (25.3.): „Wurd mir auf einmal nicht wohl, und sehr schläffrig, einige Tage her hab ich den Schmerz beim Schlingen.“

An Ch. v. Stein (26.3.): „Ich habe mit dem Schlaf mich kurirt, und hoffe durch den Lauf noch mehr, es stickt aber wieder etwas irgendwo das ich nicht kenne.“

Tagebuch (26.3.): „Ich muss den Cirkel der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemerken ... Erfindung, Ausführung, Ordnung alles wechselt, und hält einen regelmässigen Kreis. Heiterkeit, Trübe [Betrübnis], Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso ... ich muss noch herauskriegen in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege.“

(30.3.): „Abends wenig Momente sinkender Krafft, darauf acht zu geben. Woher.“

(31.3.): Kampf gegen Ruhebedürfniss.

(1.4.): „Wenn ich den Wein abschaffen könnte wäre ich sehr glücklich.“

(13.5.): „Das Beste ist die tiefe Stille in mir.“

An Ch. v. Stein (30.6.): „Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerck ohne Rast.“

In einem Gespräch mit J. A. Leisewitz sagte Goethe, „er hätte schon von der Natur ein kleines Vulkanchen bekommen, durch Wein Schwefel zugegossen und durch Leidenschaften fleißig geschürt“.

An Lavater (20.9.): „Ich darf nicht säumen, ich bin schon weit in den Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte.“

An Ch. v. Stein (21.11.): „Mir hat er [der Arzt Hufeland] ein Regim vorgeschrieben dem ich folge und soll auch etwas [Medizin] einnehmen.“

An dieselbe (23.11.): „Hufeland hat mir ein böses Frühstück geschickt.“

Kommentar von Möbius: Auffallend sind die Todesgedanken Goethes in der zweiten Hälfte des Jahres. Am 6.9. wurde das Gickelhahn-Gedicht „warte nur, balde ruhest du auch“ geschrieben. Es bezieht sich also auf den eigenen Tod.

Kommentar: Seit der Ansteckung an der Syphilis im Jahr 1764 bis jetzt sind bereits 16 Jahre vergangen. Ein kritischer Zeitraum für einen möglichen Ausbruch des letzten Stadiums der Lues: progressive Paralyse.

1781

An Ch. v. Stein (28.1.): „Mein Hals ist nicht besser geworden, ich habe mir etwas von Hufelanden holen lassen, und will heut zu Hause bleiben.“

An dieselbe (29.1.): „Gestern Abend kriegte ich noch Ziehen im Kopf [schwere Kopfschmerzen] darum ich mich bald niederlegen musste ... Ich darf nicht wagen zu zeichnen, weil es immer anstrengt und mich wenn ich so bin erhitzt.“

An dieselbe (30.1.): „ich habe sehr gut geschlafen und mein Hals ist schlimmer.“

An dieselbe (4.2.): „Ich bin recht leidlich ausser dem Hals.“

An dieselbe (10.2.): „Wie stehen Sie mit ihrem hypochondrischen Freund?“

An dieselbe (11.2.): „Mein Hals ist fast wieder gut, und die unregelmässige Bewegung

des Bluts legt sich auch.“

An dieselbe (19.2.): „Ich bin recht wohl, und schreibe es dem Queckensaft [Extractum Graminis] zu den mir der Hofrath eingeschüttet hat.“

An die Mutter (11.8.): „Meine Gesundheit ist weit besser als ich sie in vorigen Zeiten vermuthen und hoffen konnte.“

An Merck (14.11.): „Ich befinde mich zu Eintritt des Winters recht wohl und kann dir mit Vergnügen sagen, dass diejenigen geist- und leiblichen Beschwerden, die mich vorigen Sommer mogten angefallen haben, so gut als gänzlich vorbegezogen sind.“

An Ch. v. Stein (19.11.) „Wir haben, meine Beste, einerley Gedanken gehabt, diesen Morgen aus Hufelands [medizinischer] Küche uns versorgen zu lassen.“

Kommentar von Möbius: „Nach der kranken Zeit im Anfange des Jahres tritt Erregung ein. Insbesondere bekommen mit einem Male, man weiss nicht warum, die Briefe an die Stein einen anderen, leidenschaftlichen Charakter. Goethe gebraucht nur noch das „du“ und das Erotische ist ganz unverkennbar. Damit wächst die Poesie, und das Beste am >Tasso< entsteht.“

Kommentar: Wiederum eindeutige Indizien für eine schleichende Syphilis: langsam fortschreitende moralische Enthemmung und euphorische Steigerung.

1782

An Charlotte von Stein (13.11.): „Gestern Abend ward mirs auf einmal gar wehe, dass ich weg musste. Der Schlaf hat alles fortgenommen. Nun brauch ich deine Liebe täglich mehr um den bösen Geistern zu widerstehen die mich anfallen.“

An dieselbe (17.11.): „Was es auch sey, so fühl ich ein unendliches Bedürfnis einsam zu seyn.“

An dieselbe (24.12.): [von Leipzig aus] „Den ersten Reise Tag hatte ich Zahnweh.“

An dieselbe (28.12.): „ich war zuletzt [von der Reise] unleidlich, es wollte gar nicht mehr fort.“

Kommentar: Goethe wird in diesem Jahr geadelt. Sein Wappen ist die Venus und das Motto lautet: Alles um Liebe. Die Syphilis wird auch die „Krankheit der Venus“ genannt.

1783

An Ch. v. Stein (30.3.): „Mein Hals hat sich diese Nacht nicht verbessert.“

An dieselbe (23.11.): „Mein Hals ist noch nicht ganz gut mein übriges Wesen [die Psyche] aber durch den Schlaf wieder in's Gleichgewicht gebracht.“

An dieselbe (11.12.): „Mein gestriger Ausgang hat mir einen Zahnfluss und dicken Backen zuwege gebracht, man sieht dass allerley im Körper stickt das nicht weis wohin es sich resolviren soll.“

An dieselbe (14.12.): „Die schöne Sonne hat mich hergestellt, denn heute früh war es mir nicht sonderlich.“

An dieselbe (19.12.): „Ich bin munter und frohen Gemüths. Was ist der Mensch dass ein bisgen Salz gewaltiger ist als alle seine Vernunft.“

1784

An Ch. v. Stein (13.3.): „Ich habe heute wieder angefangen Quecken zu trincken.“

1785

An Ch. v. Stein (20.3.): „Mein Uebel vermehrt sich.“

An Knebel (21.3.): „Mein Backen ist noch geschwollen, es wird aber auch sich balde geben.“

An Ch. v. Stein (7.4.): „Eben steh ich erst auf und fürchte der Tag wird nicht der beßte

seyn. Das Zahnweh ist nur ein Zeichen und nicht das Uebel selbst. Der Kof ist mir eingenommen und ich fürchte ein Art Flussfieber wie ich es manchmal in dieser Jahrszeit gehabt habe.“

An Ch. v. Stein (27.6.) [Erkrankung in Neustadt a. d. Orla] „Es war ein Uebel ienem im Winter ähnlich, nur nicht so starck noch so schmerzhaft. Jetzt ist es meist vorbei; der Backen nur noch geschwollen. NB. es ist die Gegenseite, die Rechte ... Diese Tage sind fast ganz für mich verlohren.“

An den Herzog (15.8.): [in Carlsbad] „Die Wasser bekommen mir sehr wohl.“

An Knebel (11.9.): „Ich bin wieder gebunden, fühle aber die Würkung des Bades sehr heilsam, mein Gemüth ist viel freyer, ich kann mehr thun.“

An Kestner (4.12.): „Das Bad [Carlsbad] hat gute Würkung hervorgebracht und ich bin recht wohl.“

An Ch. v. Stein (9.12.): „Ich habe nur preservative [Medizin] eingenommen.“

An Knebel (30.12.): „Was mit mir das nächste Jahr werden wird, weis ich noch nicht. Grossen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zu wenden. In Carlsbad geh ich auf alle Fälle, ich bin dieser Quelle eine ganz andere Existenz schuldig.“

Kommentar: 1785 brechen die körperlichen Beschwerden der Lues (Backengeschwulst) sogar im Sommer mit aller Macht auf Goethe ein! Der erstmalige Besuch des Karlsbades bringt deutlich spürbare Linderung. Siehe das Kapitel >Heilquellenbehandlung<. Jedoch Goethe ist zutiefst schockiert. Jetzt treten die syphilitischen Krankheitserscheinungen sogar bereits im Sommer auf. Ein Zeichen, daß die Krankheit immer noch langsam fortschreitet. Starke Todesgedanken Goethes dokumentiert dieser Satz: „Was mit mir das nächste Jahr werden wird, weis ich noch nicht. Grossen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zu wenden“. Er macht sogar ein Testament zu Gunsten von Fritz von Stein, Charlotte von Steins Sohn.

1786

An Ch. v. Stein (26.1.): „Ich bin über Hoffen wohl und es geht mir recht gut.“

An dieselbe (1.3.): „Es scheint als wenn mir die Arzney recht wohl bekommen wollte, es wurde mir gestern Abend nach 8ten noch viel besser.“

An den Herzog (7.4.): [Goethe kann der Einladung nicht folgen] „Ein Knötgen an dem Zahn [richtig: Zahnfleisch] der mir vorm Jahr in Neustadt soviel zu schaffen machte und das ich schon eine Woche dissimulire ist nun zum Knoten geworden, spannt und zuckt so dass ich mich jeden Augenblick eines übeln Anfalls versehe.“

An denselben (8.4.): „Der Backen ist dick und ich bin genötigt mich mit Kräuter kisslein zu zieren.“

An Ch. v. Stein (8.4.): „Mein Backen ist dick doch ohne Schmerz. Ich brauche ein Mundbad ... es wandelte mich wie ein Fieber an.“

An dieselbe (9.4.): „Mein Backen ist noch ein wenig dick doch ohne Schmerz.“

An dieselbe (10.4.): „Der Geschwulst vermindert sich.“

An dieselbe (21.5.): „Mein Mund ist besser, ich hoffe bald wieder menschlich auszusehen.“

An dieselbe (25.5.): „Ich bin recht wohl nur meine Lippe ist noch nicht in ihre Gränzen zurück.“

Bereits auf der heimlichen Reise nach Rom:

An den Herzog (2.9.): „Durch den zweijährigen [richtig: zweimaligen] Gebrauch des [Karls-] Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freyen Welt geniessen kann.“

Kommentar von Möbius: Folgt die Abreise nach Italien. Goethes Verfahren bleibt unverständlich. Es lag zum Geheimthun kein einziger vernunftiger Grund vor ... Sowohl die Tagebuchaufzeichnungen wie die Briefe aus Italien enthalten oft die Versicherung, daß er sich wohl befinde ... Auffallend ist die Empfindung einer totalen Veränderung („Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so meyne ich biss aufs innerste Knochenmark verändert zu seyn“, Brief v. 2.12.) Auf der einen Seite preist er den Gewinn durch die Reise („ich zähle einen zweyten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage, da ich Rom betrat“), auf der andern erscheint ihm die Vergangenheit in Weimar als ganz düster. Ein rauschhnliches Gefühl erweckt der erste Eintritt in den Süden bei Manchen, ganz besonders wirkt der erste Aufenthalt in Rom so. Wahrscheinlich ist das andere eine durch den Contrast bewirkte Erinnerungstuschung. Die Briefe und noch mehr die poetischen Leistungen vor der Reise beweisen, dass Goethe in Weimar nicht so war, wie er in den italienischen Briefen behauptet. „Da ich mir vornahm meine Fragmente drucken zu lassen, hielt ich mich für todt“ (an den Herzog, 12.12.). Noch stärkere Aesserungen bringen die Briefe von 1787.

ca 1785-1786

Goethe sah sich selber in der Stube sitzen

Quelle: >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< - Goethe zugeschrieben und als Faksimile herausgegeben von Lothar Baus.

Auszug ab Seite /115/ der Originalerstaufgabe: „Zum erstenmale habe ich heute die unaussprechliche Seeligkeit empfunden, mich außer mich selbst zu sehen. –

Ich sah mich in einem Winkel der Stube sitzen, und schreiben, das Licht mir näher rücken, und den Schirm vorschieben. - -

Ich war ein Gott in dem Augenblick, - ich hätte mich können sterben sehen - - hätte meinen Leib zu Asche verbrennen sehen – und gelächelt. – Ich untersuchte meine Gesichtszüge; und fand erst mürrischen Ernst mit Bitterkeit vermischt darinn.

Dann sahe ich mein Auge sich allmählig erheitern, - und wo war ich, da ich die sahe? - /116/ Wo? - - ich hatte keinen Gedanken mehr für das wo – ich war nirgend und doch allenthalben. – Ich fühlte mich aus der Reihe der Dinge herausgedrängt, und bedurfte des Raums nicht mehr.

Nun fühl‘ ich mich wieder eingekerkert in dieses Beinhaus, in diese zerbrechliche Hätte von Leimen.

Se Freiheitsstunde, wann erscheinst du wieder?“

1787

Brief an die Freunde in Weimar (6.1.): „Ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt.“

Frage: Welches war die ungeheure Krankheit? Die Syphilis, was sonst?

An Ch. v. Stein (20.1.): „Ich habe nur Eine Existenz, diese hab ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm ich leiblich und geistlich [geistig] davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück, diese Krise, so ersetz ich dir hundertfältig, was zu ersetzen ist. – Komm ich um, so komm ich um, ich war ohnedies zu nichts mehr nütze.“

Kommentar: Dieser Brief legt die Vermutung nahe, daß Goethe in Rom sich einer Heilbehandlung gegen die Syphilis unterziehen will. Allein schon das heiße Klima des Südens wirkt vorteilhaft auf die Heilung. Siehe Kapitel >Heilquellenbehandlung<: Bekannt ist ja, daß in den Tropen Syphilis oft genug ohne jede Kur heilt und man im warmen Ägypten zu den natürlichen Einwirkungen des Klimas einst nur den Gebrauch von frischem Leinöl hinzuzufügen pflegte.

An den Herzog (3.2.): [Die Frauen seien zwar allerliebste und sehr gefällig und] „es wäre auf diese Weise eine sehr bequeme Lust, wenn die französischen Einflüsse [gemeint ist: die Syphilis] nicht auch dieses Paradies unsicher machten.“

Kommentar: Goethe hat erstmalig genug von den Frauen und von der Lues!

An Ch. v. Stein (8.6.): „Wie das Leben der letzten Jahre wollt ich mir eher den Tod gewünscht haben.“

An den Herzog von Gotha (6.2.): „ich lebe eine neue Jugend.“

An Kayer (14.7.): „Mit jedem Tag scheint die Gesundheit [des] Leibes und der Seele zu wachsen und ich habe bald nichts als die Dauer meines Zustandes zu wünschen.“

An den Herzog (28.9.): „Noch halte ich mich immer in der Stille und sogar (ich weiß nicht, ob es lobens oder scheltenswerth ist) die Frauen haben keinen Theil an mir.“

Kommentar: Gebranntes Kind scheut das Feuer.

Rom (WA I. Abt. 32. Bd. S. 27): Morgens mit dem Sonnenaufgang stehe ich auf und gehe nach der Acqua acetosa, einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Thor, an dem ich wohne, trinke das Wasser, das wie ein schwacher Schwalbacher [Brunnen] schmeckt, in diesem Klima aber schon sehr wirksam ist ... Ich bin recht wohl. Die Hitze schafft alles Flussartige weg und treibt, was Schärfe im Körper ist, nach der Haut, und es ist besser, dass ein Uebel jückt, als dass es reisst und zieht.“

1. April 1787

Sturm auf dem Mittelmeer

Während der Überfahrt von Neapel auf die Insel Sizilien geriet Goethes Schiff in einen schweren Sturm. Goethe berichtet, er habe währenddessen, im Schlaf und Halbtraum, seine dramatischen Pläne durchdacht.

Der Maler Christoph Heinrich Kniep (1755-1825) hingegen, der Goethe auf der Reise begleitete, erzählte Zacharias Werner, Goethe habe wie ein Wahnsinniger [in Todesangst] phantasiert und das Gehen der Matrosen auf dem Verdeck für den Gang seiner Großmutter gehalten. (Quelle: >Goethes Gespräche<, Nr. 840: Z. Werners Tagebuch.)

1788

An Ch. v. Stein (19.1.): „Ich habe doch diese ganze Zeit [in Italien] keine Empfindung aller der Uebel gehabt, die mich im Norden peinigten [u. a. fast jeden Winter Backengeschwulste, Hals- und Kopfschmerzen, Hypochondrie = Depressionen und Gefühlsschwankungen] und lebe mit eben derselben Constitution hier wohl und munter so sehr als ich dort [in Weimar] litt.“

An den Herzog (25.1.): „Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den physisch-moralischen Uebeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten.“

Kommentar: Hier gesteht Goethe eindeutig und zweifelsfrei ein, warum er nach Italien reiste: Um sich von den physischen und moralischen Übeln der Syphilis zu heilen.

1789

An Knebel (5.1.): „Ich habe einige Tage das Zimmer, ja sogar das Bett hüten müssen.“

An Herder (10.5.) „Ich habe mich wacker durchgehalten und bin wohl und vergnügt.“

An Ch. v. Stein (8.6.): „Ich klage nicht über meine hiesige [Weimarer] Lage, ich habe mich gut hineingefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Klima schon wieder mich angreift und mich früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen wird.“

Kommentar: Die früheren Beschwerden sind im ersten Winter nach Italien noch nicht wiedergekehrt. Goethe fühlt sich jedoch unsicher, er traut der Hoffnung, vollständig von der Lues geheilt zu sein, noch nicht.

1790

An Knebel (9.7.): „Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft und mich wundert nur dass in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölckchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt.“

Kommentar von Möbius: Nichts von Krankheit. Häufig Verstimmung. Ernste, arbeitsame, wissenschaftlich gerichtete Stimmung. Die erotische Erregung hat (mit den >Elegien<) aufgehört, und ruhige Zärtlichkeit für Christiane und ihr Kind herrscht von nun an.

Kommentar: Beginn der Vorarbeiten Goethes zur „Farbenlehre“ ungefähr zum Zeitpunkt des Umzuges in das Jägerhaus vor dem Frauentor. Der Psychologe K. R. Eissler vermutet vor Beginn der „Farbenlehre“ eine partielle Psychose. Siehe Eissler: >Goethe – Eine psychoanalytische Studie<, zweiter Band, Teil III. B: >Goethe und die Wissenschaft<, dtv-Verlag 1987, und L. Baus: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, XV. Kapitel: >Goethes „Farbenlehre“ oder das Unveränderlichste und Unantastbarste<.

1791

An C. G. Voigt (5.): „Mein geschwollener Backen hat sich noch nicht gesetzt.“

An den Herzog (5.): „Ich sitze mit dem höllischen Feuer einer spanischen Fliege [Cantharidenpflaster] im Nacken.“

Brief an Caroline Herder: [Goethe] wandelt „noch mit halb verhülltem Haupte“ herum.

An v. Einsiedel (Anfang Aug.): „Könntest Du mir wohl ein Dutzend Bouteillen Eger Wasser von Deinem Vorrath überlassen, die mir in meinen jetzigen Umständen wohl zu statten kämen.“

An Knebel (8.8.): „Die angefangene Cur des Eger Wassers¹⁵ leidet nicht dass ich morgens ausgehe.“

Kommentar von Möbius: Vielleicht sind aus der Stimmung dieser Jahre die Faustverse „In jedem Kleide werd ich wohl die Pein“ u. s. w. hervorgegangen.

Kommentar: Der geschwollene Backen ist ein Zeichen, daß die Syphilis nicht zur Ruhe gekommen ist. Die Symptome sind jedoch schwächer als vor der Italienreise.

12. Juni 1792

Beschreibung eines schweren Entfremdungszustands durch Goethe selber

Quelle: Baus, >Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck<

[8. Brief] angeblich: Tieck an W[ackenroder]

richtig: W. Goethe an Tieck

Halle [richtig: Giebichenstein bei Halle], 12. Juni 1792

Endlich habe ich [Goethe] einmal wieder einen Brief von Dir [Ludwig Tieck] erhalten;

¹⁵ Fußnote von Möbius: Das Eger-Wasser, das von nun an eine bedeutende Rolle in Goethes Leben spielt, ist die jetzige Franzensquelle. Der wirksame Stoff ist das schwefelsaure Natron.

willst Du mich denn für meine Nachlässigkeit wirklich jedesmal dadurch bestrafen, daß Du mir nicht antwortest? Das tu doch ja nicht. Auch dieser Brief kömmt einen Posttag später [an] als er sollte, allein ohne meine Schuld, denn ich mußte am vorigen Sonnabend notwendig [?] besuchen ...

[...] Was ich mache? Wir haben ausgemacht, daß ich [Wolfgang Goethe] gegen Dir recht aufrichtig sein soll und so muß ich Dir denn freilich wohl sagen, daß ich einige Tage krank, recht krank gewesen bin, und selbst nahe daran war, etwas schlimmer als krank zu werden [zu sterben?]. Erschrick nicht, ich will es Dir umständlicher erzählen: [...] uns're Rechnung traf sehr zu, denn nach neun [Uhr] hatten wir den ersten Teil [eines Goethe-Werks] beendet. Der zweite [Teil] ward angefangen, ach! und ich [Wolfgang Goethe] bin lange nicht so glücklich gewesen, besonders bei jenen Szenen, von denen ich Dir schon gesagt habe; und gerade bei diesen (es war schon nach 12 Uhr [also Mitternacht durch]) fingen meine beiden Zuhörer alle Augenblick an einzuschlafen, weil hier eigentlich keine Handlung, kein Fortgang der Geschichte war; doch ich war in einer zu schönen Stimmung, alle Menschen waren mir so lieb, die Welt so teuer geworden, daß ich mich darüber gar nicht ärgern konnte, sondern ich las stets weiter mit eben dem Enthusiasmus, mit eben dem ununterbrochenen Eifer; nach 2 Uhr war das Buch geendigt. Eine kleine Pause [folgte], worin ich nichts sprechen, nichts denken konnte, alle Szenen wiederholten sich vor meinen Augen, mir war so zumute wie Dir nach dem ergreifenden Akt einer Tragödie während der schalen Musik; ich hörte das Geschwätz um mich her, ohne es zu vernehmen; ich lag in den lieblichsten Träumen eingewiegt; ich empfand, wie ich nur selten, nur in den schönsten Stunden der glücklichsten Begeisterung empfinde; ich stand so viele Stufen höher als gewöhnlich; tausend Ideen, tausend große Vorsätze schwebten auf goldenen Wolken um mich her und winkten mir lächelnd entgegen - doch wozu will ich Dir beschreiben, was keiner als Du besser empfindet. - Schmohl und Schwinger [richtig: Reichardt und Familie, bzw. und seine Gäste] gingen in die [Schlaf-] Kammer, um sich schlafen zu legen; ich [Wolfgang Goethe] wollte die Nacht auf einem Stuhl zubringen, wie ausgemacht war. - Das Licht ward entfernt, ich war allein, Nacht um mich her; nur eine sommerliche Dämmerung brach sich durch die Fenster, und kuckte schläfrig hinter den weißen Gardinen hervor; die Nacht schien mit trüben, verdrießlichen Augen nach dem Tage hinzublicken. Ich [Wolfgang Goethe] stand gedankenvoll mit dem Arm auf einen Stuhl gelehnt, in jener schönen erhabenen Schwärmerei verloren, nur für Schönheit empfänglich, süße Töne wie abgebrochene Gesänge schwärmten [tönten] um mein träumendes Ohr, rosenfarbene Bilder umgaukelten mich mit blauen Schmetterlingsflügeln - als plötzlich - noch schaudere ich, wenn ich [Wolfgang Goethe] daran denke, noch kann ich die Möglichkeit nicht begreifen - als wie in einem Erdbeben alle diese Empfindungen in mir versanken, alle schöne grünenden Hügel, alle blumenvolle Täler gingen plötzlich unter, und schwarze Nacht und grause Totenstille, gräßliche Felsen stiegen ernst und furchtbar auf; jeder liebliche Ton verwehte, Schrecken umflog mich, Schauder, die gräßlichsten, bliesen mich an, alles ward um mich lebendig, Schatten jagten sich schrecklich um mich herum, mein Zimmer war als flöge es mit mir in eine fürchterliche schwarze Unendlichkeit hin, alle meine Ideen stießen gegeneinander, die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich [siehe Erläuterung weiter unten: typisch Goethesches Gleichnis]; ich fühlte es wie mein Haar sich aufrichtete, brüllend stürzte ich in die [nächste] Kammer. - Jene, in der Meinung, ich will sie erschrecken, schreien ebenfalls, als plötzlich sich die kleine Kammer wie zu einem weiten Saal ausdehnt, in ihnen [sah ich] zwei riesenhafte Wesen, groß und

ungeheuer, mir fremd, deren Gesicht wie der Vollmond ist (o jetzt versteh' ich erst ganz diese vortreffliche Schilderung im >König Lear<), mir war, als sollt' ich niederstürzen, die Angst und Wut schüttelte alle meine Glieder, ich hätte beide niedergestochen, hätt' ich einen Degen in meiner Gewalt gehabt. Ich [Wolfgang Goethe] war auf einige Sekunden [richtig: auf mehrere Minuten oder gar Stunden] wirklich wahnsinnig. Jetzt kam eine verlorene Idee zurück [vergl. >Nachtwachen<], ich stürzte vorüber, den Zügel wieder zu fassen, der Wagen stand. „Um Gotteswillen! ich werde rasend!“, rief ich, und sank halb ohnmächtig nieder, alles gewann nach einem kleinen Kampfe seine natürlichen Umriss wieder, ich fand mich selbst wieder. Ich war äußerst ermattet. Alle meine Pulse klopfen hörbar. Meine Phantasie arbeitete aber immer noch, wie ich mich nur von wenigen Stunden erinnern kann, der Anblick des Weißen war mir besonders schrecklich, Schmohl mußte sich daher seinen Überrock anziehen; er war mir noch immer etwas fremd, ich entsetzte mich noch jedesmal, so oft ich ihn ansah. Höchst ermattet legte ich mich endlich auf's Bette, aber alles erschreckte mich, die Tür der Kammer stand auf, und unser Zimmer war mir wie das Reich des Todes, man mußte die Tür zumachen; über eine Stunde brachte ich in einem Zustande zu, der einer Ohnmacht des Körpers nahe war, indes alle Kräfte der Phantasie krampfhaft arbeiteten. Das Licht ward endlich ausgelöscht. Sobald ich die Augen zumachte, war mir, als schwämme ich auf einem Strom, als löste sich mein Kopf ab und schwämme rückwärts, der Körper vorwärts; eine Empfindung, die ich sonst noch nie gehabt habe; wenn ich die Augen aufmachte, war mir's, als läg ich in einem weiten Totengewölbe, drei Säрге nebeneinander; ich sehe deutlich die weißen, schimmernden Gebeine, alles dehnte sich in eine fürchterliche Länge, alle meine Glieder waren mir selbst fremd geworden und ich erschrak, wenn ich mit der Hand nach meinem Gesichte faßte. Schmohl [richtig: Reichardt?] war mir immer ein fürchterliches Ungeheuer, das die einbrechende Dämmerung des Morgens zu fürchterlichen Gestalten umwandelte. So brachte ich noch eine entsetzliche Stunde zu, alle Schrecken des Todes und der Verwesung umgaben mich, alles Schöne war mir erstorben; ich konnte keinen angenehmen Gedanken denken. Einigemal schlief ich ein, Du weißt, daß das Einschlafen mit einer krampfhaften Zuckung anfängt, diese war aber so gewaltsam, daß ich davon fürchterlich in die Höhe geworfen wurde. Endlich schlief ich ein und erwachte äußerst ermattet. Ich konnte den ganzen Tag nicht ausgehn, und mich kaum von einem Stuhl zum andern bewegen.

- Dieser Vorfall hat die Besorgnis, die ich Dir schon ehemals mitgeteilt habe und die mir so fürchterlich ist, daß ich [Wolfgang Goethe] nämlich wahnsinnig werden möchte [im Sinne von: könnte], um vieles vermehrt, um vieles wahrscheinlicher gemacht.

„... Wer weiß

Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert.“

sagt Karlos, und auch ich fürchte das Erwachen mancher noch jetzt verborgenen Furchtbarkeit, denn Unglück und Traurigkeit war ja mein [Wolfgang Goethes] Schicksal von meinen frühesten Jahren [an], es wird sich jetzt nicht ändern, ach, wüßtest Du, welche bange Ahnungen mich jetzt manchmal umschweben, ich sollte mich doch schon daran gewöhnt haben alles zu verlieren, was mir in der Welt teuer ist, aber noch habe ich es nicht so weit bringen können; vielleicht kann ich es nie, und habe ich denn gewonnen, wenn ich es kann? - Beklage mich, lieber Freund, Du wolltest mir nicht glauben, daß ich nie glücklich werden könne, nimm jetzt immer meine Überzeugung an.

O verzeih mir meine Schwärmereien, die Dich nur ängstigen müssen, aber Aufrichtigkeit sollte ja das erste Gesetz unseres Briefwechsels sein, ich will dies Gesetz nicht zuerst brechen, dies mag meine Weitläufigkeit entschuldigen; nur unter solchen

Freunden, wie wir sind und bleiben wollen, ist es verzeihlich, viel von sich selbst zu sprechen; und meine Empfindung sagt es mir nur zu oft, daß meine Eltern und Geschwister [in der Realität: meine - Wolfgang Goethes - Mutter und meine - Wolfgang Goethes - Kinder] und Deine [Ludwig Tiecks] Freundschaft das einzige sind, was mich [Wolfgang Goethe] noch an diese Welt fesseln können; ich wünschte oft, von diesen [richtig: von euch] weniger geliebt zu werden, um ohne einen einzigen wehmütigen Rückblick in das Leben - sterben zu können; der einzige Augenblick, in welchem ich gewiß glücklich sein werde. - Ich [Wolfgang Goethe] falle wieder in den schwermütigen Ton, ich muß weinen, o habe Geduld mit meiner Schwäche, bester, liebster Freund; lege den Brief auf einige Zeit weg, und laß Dir Deine Zärtlichkeit sagen, daß ich mich jetzt besser befinde, und glaube ihr diesmal immer. -

Daß ich Dir schreibe, hat mich äußerst schwermütig gemacht. Ich bin jetzt überhaupt schwächer geworden, als ich vordem war. Am Sonntag vor acht Tagen war ein kleiner Ball bei Reichardts [richtig: Geburtstag der Frau Reichardt, am 3. Juni 1792]; ein Gartensaal ward sehr poetisch mit Tannenzweigen und Blumenkränzen ausgeschmückt, ich [Wolfgang Goethe] half mit daran arbeiten, am Sonntag früh aber ward ich von Jasmin und von Zugluft so schwach, daß ich kaum aufrecht stehen konnte, alle meine Gieder zitterten, ich sah wie ein Toter aus, nur eine gewaltsame Kur, wie gewöhnlich, konnte mir helfen; ich lief in der größten Sonnenhitze, so stark ich nur konnte, nach der Stadt (von Giebichenstein nach Halle), trank hier schnell recht starken Kaffee, und lief dann in der brennenden Hitze des Mittags eben so schnell zurück. Dadurch war mir um Vieles besser. Doch bin ich beim Tanzen mitten in der größten Freude nicht im mindesten vergnügt gewesen, die Vergangenheit verfolgte mich allenthalben, gleich einem zu zärtlichen Freunde. Alles Tanzen kam mir, ich weiß nicht warum, so unnütz vor, das Vergnügtsein so unzweckmäßig. Ich überzeuge mich täglich mehr davon, daß ich nicht für die Welt gehöre, in der Einsamkeit ist mir besser.

Der Ball endigte sich um 11 Uhr [in der Nacht]; ich hatte ziemlich viel, aber ohne alle Teilnahme getanzt, fast alle Gesichter waren mir zuwider, ich bemerkte allenthalben Affektation und elende Eitelkeit, wo es vielleicht auch nicht der Fall war. Ich ging mit [?] nach der Stadt, unter dem unerträglichsten Geschwätz, das mir in meiner wehmütigen Stimmung höchst zuwider war; ich sprach kein Wort, mögen sie es meinethalben immer für Ziererei gehalten haben! Es war am 3. Juni [der Geburtstag der Reichardt], vielleicht bist Du ausgegangen gewesen und erinnerst Dich, daß es ein göttlicher Abend war, der Mond schien so hell, die Luft war so heiter und war der Himmel so blau. Ich begleitete mechanisch meine Gefährten bis zum Tor [von Halle] und kehrte dann um, ohne von ihnen eben bemerkt zu werden und ohne ein Wort zu sprechen. Ich [Wolfgang Goethe] forderte von der Natur Ersatz für die verlorenen Stunden und erhielt ihn, ich war wirklich einmal glücklich. Ich ging neben Gärten hin, wo mich der balsamische Duft von tausend Blumen umfing, die Lichter erloschen nach und nach in den Häusern, die Hunde bellten mir allenthalben nach, ich ging vor [richtig: an] einer Wassermühle vorbei, deren schäumender Wasserfall wie Flammen in dem Strahl des Mondes flutete; alles war so schön, so abenteuerlich. Ich setzte mich oft nieder, die schönen Gegenden zu übersehen. Die Saale glänzte vor mir wie ein großer See, tausend kleine Sterne zitterten auf der ungewissen Oberfläche, ein leichter goldener Nebel ruhte über die ganze Gegend, die Wogen der Saale tönten in der einsamen Nacht wie die Schritte eines Wanderers, bald wie Harfentöne, bald wie das Rudern eines Schiffes. O wie oft dachte ich [Wolfgang Goethe] an Dich [Ludwig Tieck], wie oft wünscht ich Dich an meine Seite. Endlich stieg ich auf die Felsen, die schönste Gegend bei Giebichenstein, wie alles romantisch vor mir

lag, mir war, als lebt' ich in der fernsten Vergangenheit; die Ruinen des Ritterschlusses blickten so ernsthaft nach mir hin, die Felsen gegenüber, die Felsen über mir, die wankenden Bäume, das Hundebellen, alles war so schauerlich, alles stimmte die Phantasie so rein, so hoch. Oft saß ich halb im Traum, halb wachend, mit einem Auge süße Träume sehend, mit dem andern in die schöne Gegend blickend. - Rührend ist mir immer der Untergang des Mondes; er senkt sich so still, so bescheiden, einem Größern Platz zu machen, voll so ruhiger Scham, und doch ist es, als könnte man ihm die tiefe Kränkung ansehen, daß er weichen muß, daß er nicht mehr nicht heller glänzen kann - ach, verzeih! Du siehst, wie ich heut zum Schwärmen aufgelegt bin. - Das Heraufkommen des Tages ist mir immer so bang, so erwartungsvoll, die ganze Natur scheint aufmerksam. Jetzt steig' ich auf den höchsten Felsen. - Das Morgenrot glänzte um den ganzen Horizont, - kurz, diese Nacht [von Giebichenstein] gehört zu den schönsten Stunden meines [Wolfgang Goethes] Lebens; sie wird mir unvergeßlich sein, ich habe hier manches gelernt, manches empfunden, was ich vorher nicht wußte, nicht empfand.

Erinnerst Du Dich vielleicht noch, daß ich Dir einst in Berlin versprach, die Geschichte meiner Empfindungen und Ideen von meiner Kindheit an niederzuschreiben; ich bin jetzt sehr oft in einer Stimmung, die mich an dies Versprechen erinnert. Ich will Dir nächstens den Anfang davon schicken, wenn es Dich noch so interessiert, wie vordem.

[...] Reichardts ausgenommen, habe ich [Wolfgang Goethe] jetzt doch noch einen Menschen, zu dem ich mit Vergnügen gehe, und das ist - Burgsdorff; wir haben unsere alte Bekanntschaft erneuert [Burgsdorffs Vater war bis 1777 Geheimrat zu Weimar, daher kannte Goethe wohl die Familie Burgsdorff], und leben jetzt auf einem recht vertrauten Fuß. Weil er reich ist, lebt er hier recht brillant, er wohnt auf dem Wege nach Giebichenstein in einem Garten, hört diesen Sommer keine Kollegia, sondern studiert bloß etwas für sich. Er ist sehr vernünftig, viel vernünftiger als in Berlin, ob er gleich eben nicht in der besten Gesellschaft lebt; ich halte ihn jetzt wirklich für einen großen Kopf, er kann gewiß alles, was er will. Gleich nach dem ersten Besuch mußte ich ihm durchaus etwas von meinen [Wolfgang Goethes] Sachen vorlesen, denn er wollte durchaus nicht glauben, daß ich nichts Poetisches geschrieben hätte; er hat [verzeih meine Schwachheit] die >Anna Boleyn< gehört, und ich bin mit mir selbst sehr zufrieden, daß ich sie ihm vorgelesen habe, denn er hat mir darüber sehr scharfsinnige und interessante Bemerkungen mitgeteilt, besonders über den Charakter Heinrichs, auch über den >Alla-Moddin< habe ich manches Gute von ihm gelernt; er besitzt sehr viel natürlichen Scharfsinn, wenn er diesen durch Studium ausbildet, kann er einst in jedem Fache viel leisten.

- Vielleicht machen wir beide nächstens eine kleine Reise zusammen nach dem Harz, meine Gesundheit scheint wirklich eine Reise zu fordern. - Nächstens will ich auch auf dem Petersberg [in der Nähe von Halle] die Sonne aufgehen sehn, es soll eins der entzückendsten Schauspiele sein. -

Ich übersehe wieder Deinen Brief und freue mich, daß Du [Ludwig Tieck] so vergnügt gewesen bist; sei es oft, und auch ich bin es dadurch etwas mehr. Hüte Dich doch ja vor zu viel Arbeiten, Du kannst noch glücklich sein, aber bist Du einmal auf dem Punkt, auf dem ich [Wolfgang Goethe] stehe, dann ist jeder Wunsch vergebens; die wahre Melancholie läßt ihren Gefangenen so wenig wieder frei wie der Acheron.

Die Erscheinung des anmaßlichen Gespenstes [im >Genius<] hat auf Dich einen andern Eindruck gemacht, als sie auf mich gemacht haben würde; ich sehe, daß Du darin stärker bist als ich. So etwas versetzt mich jedesmal in ein wehmütiges Entsetzen (wie es der Verfasser des >Genius< sehr schön nennt); ich würde wirklich sehr geschaudert haben, ja

ich hätte können krank davon werden, denn für mich [Wolfgang Goethe] sind oft Wirklichkeit und Nachbildung [richtig: Einbildung, Vorstellung] in Ansehung der Folgen einerlei. - Spillner [richtig: Reichardt oder Hensler?] hat eine sehr enge Kammer, worin gerade ein Bett und ein Stuhl Platz haben; die Tür hat ein Glasfenster; ich war neulich gerade da, als ihn Carow [?] und Köhler [?] besucht hatten. Spillner und Köhler setzten sich mit dem Lichte in diese enge Kammer, und ich [Wolfgang Goethe] schauderte so heftig, daß ich dadurch in eine Art von Wut versetzt ward, denn sie waren mir beide mit einem Male ganz fremd (eine Empfindung, die sich bei mir sehr leicht einstellt), und sahen wie wahnsinnig aus. Daß Wahnsinn ansteckt, wird mir immer deutlicher, und so glaube ich, muß man auch die Worte Hamlets verstehn: „Die Kerls werden mich noch wirklich verrückt machen!“ Denn ich glaube, daß auch der Mensch (wenn er schwache Nerven hat) wirklich wahnsinnig wird, wenn er sich einige Zeit wahnsinnig stellt; und Shakespeare macht also wieder zwei schöne Kontraste zwischen dem starken heldenmütigen Edgar und dem schwachen Hamlet. - Ob noch kein Schauspieler nach einer wahnsinnigen Rolle wirklich wahnsinnig geworden ist? [Analogon: siehe die Ophelia in dem Werk >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<] Man hat von so etwas nur wenig Nachrichten. Von mir würde ich etwas Ähnliches befürchten. - Daß der Dichter, der einen Wahnsinnigen schildert, wirklich es indes sein müsse, davon bin ich überzeugt.

[...] Darf ich wohl auf diesen Brief schon [in] über acht Tage (heut ist Dienstag) Antwort erwarten? - Schreib mir doch recht oft, recht oft! hörst Du? - Du glaubst nicht, mit welcher Sehnsucht ich [Wolfgang Goethe] einem Brief von Dir entgegensehe. - Wenn Du Zeit und Lust hast, schreib mir öfter, auch wenn ich Dir nicht geschrieben haben sollte, denn alles was von Dir kommt, ist mir erfreulich. Herzlichen Dank noch dafür, daß Deine Briefe immer so lang sind, wenn ich kann, will ich es jederzeit erwidern. - Antworte mir bald!

Der Vorgang, von dem Du mir schreibst, ist nach meinem Urteil abgeschmackt, die Gefräßigkeit! - soll sie denn ein Gegenstand der Tragödie oder Komödie sein? - Die Geschichte Saturns und seiner Kinder wäre ein allerliebstes Sujet. - Dabei fällt mir Deine Aufgabe wegen der Allegorie ein, ich [Wolfgang Goethe] kann Dir diesmal nichts darüber schreiben, aber nächstens. - Du hast mich auch [zu-]letzt über die Wirkung des Erhabenen zur Verantwortung gezogen; ich möchte mich an Dich¹⁶ rächen und Dir ein anderes Rätsel aufzulösen geben. Hast Du Zeit und Lust nachzudenken, so schreib mir doch nächstens Deine Gedanken über das Naive, es ist ein äußerst schwerer Gegenstand, von dem wir schon im Tiergarten [und/oder im Park zu Weimar?] sprachen, und an den ich mich lange nicht habe wagen wollen, endlich aber glaube ich, etwas Festes darüber aufgefunden zu haben, darum schreib mir doch, ob sich hierüber auch unsere Gedanken, wie so oft, begegnen. Sollte es Dir nicht gelegen sein (denn oft tut der Zufall, der uns gerade auf eine Idee führt, hierin mehr als das schärfste Nachdenken), so will ich Dir nächstens einige Bemerkungen darüber schicken, die, soviel ich mich erinnern kann, neu sind. Urteile dann darüber.

[...] Die Reichardtsche Familie läßt Dir¹⁷ vielmals grüßen. Hensler studiert jetzt in Kiel. Reichardt hat den >Theseus< von Rambach gelesen und sein Urteil ist fast das Deinige; er findet viele schöne Verse, aber ebenso viele Härten; die Szene im Garten zwischen Ariadne und Theseus findet er etwas frostig, und er sagt, ein Komponist, der es wüßte,

¹⁶ Eigentümliche Goethesche Grammatik: >Dich< anstatt >Dir<.

¹⁷ Eigentümliche Goethesche Grammatik: >Dir< anstatt >Dich<.

was im Gesange auf dem Theater Effekt machte, würde ihm fast die Hälfte des Gesanges wegstreichen.

Lebe recht wohl

Indizien für Goethes Verfasserschaft:

1. Indiz: Ein typisches und unverwechselbares Goethesches Gleichnis ist das von den „wilden Pferden“, die des Schicksals Wagen vorantreiben. Goethe vergleicht also das Schicksal (den Schicksalswagen) des Menschen mit einer Quadriga, einem von vier Pferden gezogenen antiken Rennwagen.

1. Stelle: in einem Brief an Herder schrieb Goethe, WA IV.2, Brief Nr. 88, Zeit: ca Mitte Juli 1772: „Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue [gemeint ist: frische] Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen - das ist Meisterschaft, Virtuosität ...“

2. Stelle: am Ende des IV. Buches von >Dichtung und Wahrheit< schrieb Goethe: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? ...“

3. Stelle: im 8. Brief W. Goethes an seinen Sohn Ludwig Tieck: „... die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich ...“

4. Stelle: in dem anonymen Briefroman >William Lovell<, dessen wahrer Verfasser Wolfgang Goethe ist: „Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk ...“

5. Stelle: in dem Altersroman >Diana von Montesclaros<, der im Jahre 1823 von Goethe unter dem Pseudonym „Bonaventura, Maria“ veröffentlicht wurde, fand ich folgende Variante von den „wilden Pferden“, der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft:

„Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte; der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend; der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte, der Kraft gewiß, mit der ich nach eigenem Gefallen die Schritte aufhalten zu können glaubte?“

2. Indiz: Der Grammatikfehler „ich möchte mich an **Dich** rächen“, anstatt „ich möchte mich an **Dir** rächen“, und „Die Reichardtsche Familie läßt **Dir** [richtig: Dich] vielmals grüßen“, ist ebenfalls typisch für Goethe.

1792

An Christiane (10.10.): „Ich habe viel ausgestanden [während der „Campagne“ in Frankreich], aber meine Gesundheit ist ganz fürtrefflich, es fehlt mir nicht das mindeste und an Hypochondrie [Depressionen] ist gar nicht zu denken.“

1793

Goethe unternahm mehrere Reisen und war im Gefolge des Herzogs bei der Belagerung von Mainz dabei. Von Krankheiten wird nichts berichtet.

1794

An Meyer (7.7.): „indess ich Eger Wasser trinke.“

David Veit an Rahel Levin (Quelle: Rahel I. 243 und 248 f.), Jena, 20.10.1794: „Goethe hat mich erstaunlich freundlich aufgenommen ... Es ist wahr, daß er älter geworden, aber nicht zu seinem Nachteil, wie Reichardt gesagt haben soll; er ist etwas magerer, und bleich im Gesicht; die Nase sieht länger aus, und die ihm gewöhnliche steife Stellung wird um so auffallender. Nichtsdestoweniger ist er [Goethe] außerordentlich freundlicher Gesichter und der heitersten Laune fähig ...“

Jena, 21.10.1794: „... Ich sprach immer viel dazwischen und kam ihm [Goethe] oft zu Hülfe; denn er [Goethe] kann sich gemeinhin auf viele Wörter nicht besinnen und macht beständig Gesichter ...“

„Heute habe ich ihn [Goethe] wieder gesehen und begrüßt und war eine Stunde hindurch in einem Zimmer mit ihm; denn er war und kömmt jedesmal nach unserer Krankenanstalt und läßt sich über jede Kleinigkeit belehren. Die theoretischen Teile der Medizin hat er vollkommen inne...“

Schiller an Hoven (Quelle: SchiNa XXVII, 92): „Sein [Goethes] Dichtergeist ist noch ganz und gar nicht ausgelöscht; nur [richtig: nun?] hat er sich seit einiger Zeit auf alle Teufeleien eingelassen, davon Du in den ersten Stücken des Journals [Horen] Proben finden wirst.“

1795

Über >Wilhelm Meisters Lehrjahre<, (Anfang 1795): „Er [Goethe] hat hier [in Jena] einem Menschen selbst gestanden, daß er nicht mehr fähig wäre, sich seiner ersten Jugendeindrücke so lebhaft zu erinnern, als er es im >Wilhelm [Meister]< gethan hat; denn die Lebhaftigkeit des Gedächtnisses, mit welcher er den >Meister< vor fünfzehn Jahren entworfen habe, sei ihm nun bei der Ausfeilung ganz fremd geworden.“

Brief Goethes an Schiller (12.5.): [Kalte Witterung und Erkältung] „brachten mir ein Flussfieber zuwege, das mir die rechte Hälfte des Kopfes sehr schmerzlich angriff und zugleich die linke unbrauchbar machte. Nun bin ich so weit wieder hergestellt ...“ [außerdem wiederum ein Backengeschwulst, siehe Brief vom 10.6.]

An dens. (16.5.): „Mein Übel ist wieder ziemlich vorüber.“

Sommer 1795, Gespräch mit Johann Gottlieb Fichte: „Goethe gesprochen. Er war die Artigkeit, die Freude mich zu sehen, die Freundschaft selbst; er bezeugte mir ungemeine Achtung. Wir sprachen [über] Philosophie, von Geschäften kein Wort. „Er hoffe, wenn wir einander in der Nähe blieben aus diesen, den philosophischen Dingen noch sehr viel mit mir zu sprechen“, sagte er etliche Male, ohne daß ich es zu bemerken schien.“

David Veit an Rahel Levin (Jena, 4.7.) [Quelle: Rahel II, 142 – 145]: „Goethe hat die >Claudine< am vorigen Sonnabend aufführen lassen. Vor einiger Zeit, da er hier war, ließ ihm Latrobe ein Lied von ich weiß nicht wem [von Friederike Brun] und aus dem >Musikalischen Blumenstrauß<, komponiert von Zelter, mit dem Anfang „Ich denke

dein“ vorsingen und spielte es selbst. Er war tief gerührt von der Komposition, ging nach Hause und flichte es mit aller Gewalt in die >Claudine< ein, aber mit ganz abgeändertem Text („Nähe der Geliebten“) ...

Heute habe ich ihn [Goethe] wieder gesehen und begrüßt und war eine Stunde hindurch in einem Zimmer mit ihm; denn er war und kömmt jedesmal nach unserer Krankenanstalt [in Jena] und läßt sich über jede Kleinigkeit belehren. Die theoretischen Teile der Medizin hat er vollkommen inne ...“

David Veit an Rahel Levin (Jena, 5.6.) [Quelle: Rahel II, 152]: „Indem ich dieses schreibe, ist Goethe entweder schon in Karlsbad oder kömmt doch bald hin. In beiden Fällen ist es gut, wenn Sie wissen, daß er nicht in Gesellschaft mit irgendeinem Vornehmen kömmt ..., daß er jetzt besser gelaunt ist als jemals, wiewohl er steifer aussieht als jemals, und äußerst gerne in völliger und fröhlicher Ungezwungenheit lebt.“

Goethe an Schiller (10.6.): „Mir ist gleich bey meiner Rückkunft übel ergangen, ein Recidiv des Backengeschwulstes überfiel mich und da ich die Sache leicht nahm ward sie Stufenweise so arg dass ich von Humbold nicht einmal Abschied nehmen konnte.“

An dens. (11.6.): „Da ich ungeduldig bin körperlich zu leiden werde ich wohl nach Karlsbad gehen, das mich ehemals auf lange Zeit von gleichen Uebeln befreyte.“

Friedrich von Stein an Charlotte von Stein [Quelle: SchFr I, 444], Weimar, 17.6.: „Der Goethe ist wieder wohl; indes ist er doch ein wenig abgemattet von denen spanischen Fliegen. Er hat immerfort seinen stupenden [stupiden] Fleiß und läßt sich wenig in der Welt sehen. Nach Ilmenau wird er nun nicht gehen, aber in der Mitte des Juli nach Karlsbad.“

Friederike Brun in ihrem Tagebuch, Karlsbad, 7. – 9.7.: „Abends brachte mir die brave Göchhausen den Goethe. Anspruchsloser, wie er in seinem Reden und Schweigen, in seinem Gehen und Stehen, ist es unmöglich zu sein ... eine bittere Apathie ruht wie eine Wolke auf seiner Stirn ... Er hat viel geredet und immer als ob's halb im Scherz wäre, aber im bitteren Scherz herrliche Sachen gesagt über Kunst, Epigramme, Elegisches, Improvisieren, Liebe als Mittel zum Zweck, über Hoffnung, die in ihm erstorben ist, von seiner äußersten Empfänglichkeit durch Phantasie ... Ärgerlich ist's, daß er seine Paradoxe, wenn man ihm drüber zu Leibe geht, oft mehr wie halb zurücknimmt, so daß sie darüber nicht selten zu Gemeinplätzen werden ... Übrigens war er heut ... schrecklich paradox, und ich ergrimte über sein Wegwerfen der Erinnerung – „die Gegenwart ist die einzige Göttin, die ich anbet“, sagte er – über seinen Unglauben an intellektuelle Freundschaft ... Einmal sagte er: „Niemand hat Mitleiden mit mir, wenn ich klage.“ ... Denn seine [Goethes] Gleichgültigkeit ohne Heiterkeit und daß er schon so ganz mit den Menschen abgerechnet hat, ist mir schrecklich.“

Friederike Brun in ihrem Tagebuch, Karlsbad, 12. 7. 1795: „Heute sah er [Goethe] zuweilen leibhaftig aus wie sein Faust. Bald glaubte ich ihn auf dem Faß zu sehen, und dann glaubte ich wieder, der Gottseibeius würde ihn auf der Stelle holen. Heute hatte ich eine sehr lehrreiche Unterhaltung über Italien mit diesem Proteus; er habe seinen Zweck während seines zweijährigen Aufenthalts doch nicht erreicht, und warum? Denn wirklich, mir ist unbegreiflich, was dieser Adler nicht erreichen könnte, wenn er will. Er habe wollen so ins Anschauen der Kunst sich vertiefen, daß diese Vorstellung ganz objektiv, und sein ganzes Wesen, seine Ichheit ins Anschauen der Schönheit übergegangen wäre, er sozusagen sein Selbst darin verloren hätte.¹⁸ ... Er [Goethe] hat sehr viel mimisches Talent und kann aussehen wie der lebendige Miltonische Teufel; doch ist's schade um ein so edles Gebilde, es verzerrt zu sehen! ... Wir redeten über das große unerschöpfliche

¹⁸ Seine Ichheit, sein Selbst will Goethe im Objekt, im Anschauen der Schönheit, verlieren. Das ist Schizophrenie.

Sujet: „den Menschen“ ... Über Kinder: man muß ihren Begierden entgegen kommen. Je lebhafter sie sind, um desto mehr, weil nur aus innerer Begierde und äußerem Widerstand Unwahrheit geboren wird.¹⁹ Aber ich mag's nicht mehr abschreiben und Skelletieren, was er mir mit lebendigem Feuergeist gesagt und von sich offenbart. ... Abends war Goethe wieder etwas faustinisch wild (wie er es leider Frauen, die ihm nur schön sind, gegenüber leicht wird) ...“

Goethe an Christiane (15.7.): „Der Brunnen [Carlsbader Quelle] bekommt mir gut und fegt alles böse aus, ich hoffe recht ausgespült zu dir zu kommen.“

Kommentar: Das Jahr 1795 bringt erneut schwere körperliche Symptome der Syphilis. Die schwersten seit dem zweijährigen Italienaufenthalt. Das bedeutet, die Syphilis ist immer noch virulent, keineswegs besiegt. Es wird deutlich: Goethe leidet an einer chronischen Syphilitis.

1796

An Schiller (Ende Mai): „Ich befinde mich in einer wahrhaft poetischen Stimmung, denn ich weiss in mehr als einem Sinne nicht recht was ich will noch soll.“

An denselben (20.7.): „Heute früh beym Pyrmonter [Brunnen].“²⁰

An Meyer (5.8.): Goethe klagt, dass er wegen des Krieges nicht nach Italien kommen könne. Sein Thun sei ein kümmerliches Wesen, „und doch muss ich an etwas denken, das mich zu Hause beschäftigt und mich nicht ganz verfallen lässt.“

1797

An F. Schiller (27.2.): Ich bin wirklich mit Hausarrest belegt, sitze am warmen Ofen und friere von innen heraus. Der Kopf ist mir eingenommen und meine arme Intelligenz wäre nicht im Stande, durch einen freyen Denckact den einfachsten Wurm zu produciren, vielmehr muß sie den Salmiak und dem Liquirizensaft, als Dingen, die an sich den hässlichsten Gemack haben, wieder ihren Willen die Existenz zugestehen.“

An denselben (1.3.): „Der Catharr ist zwar auf dem Abmarsche, doch soll ich noch die Stube hüten ... dass ich für meine Theescheue durch den abscheulichen Kräuterthee bestraft werde.“

Kommentar: Goethe wird in Jena von Hofrat Loder ärztlich betreut und mit Salmiak und Liquirizensaft (den Bestandteilen der Mixtura solvens) behandelt.

1798

Kommentar: Dieses Jahr ging ohne schwere Erkrankungen vorüber. Goethe wurde adipös (dickleibig).

1799

An Christiane (19.2.): „Schicke mir doch ein Stängelchen von des Doctors Pflaster, ich habe wieder einen kleinen Schweren [ein kleines Geschwür] auf den Rücken bekommen.“

An F. Schiller (3.3.): „Übrigens bin ich vom schlimmsten Humor.“

1800

¹⁹ Goethe predigt nackter Hedonismus! Er ist ein unverblümter Hedonist geworden! Warum? Wegen seiner Syphilis. Diese Abstumpfung des Moralgefühls ist ebenfalls ein deutliches Zeichen einer Präparalyse Goethes.

²⁰ Fußnote von Möbius: Die Pyrmonter Quellen sind theils erdig-salinische Eisensäuerlinge, theils Soolquellen. Eisen und Kochsalz sind die wirksamen Bestandtheile.

An F. Schiller (2.1.): „Ich bin zu Hause, nicht ganz wie ich seyn sollte.“

An denselben (20.1.): „da ich mich nicht in den besten Umständen befinde.“

An denselben (22.3.): „Leider werde ich mich einige Tage zu Hause halten müssen, denn der Doctor dringt auf eine Cur, der ich schon eine ganze Weile ausgewichen bin.“

Kommentar: Goethe verrät uns nicht, welche Kur ihm der Arzt dringend angeraten hat. Unzweifelhaft will Goethe seine syphilitische Krankheit vor den Zeitgenossen geheimhalten.

An denselben (3.4.): „Meine Zustände sind nicht die besten.“

An Ch. v. Stein (26.4.): „Da mein Uebel nur eine Unbequemlichkeit ist, so kann man es wohl gar am Ende gewohnt werden.“

1801

Tagebuch Goethes (3.1.): „Vermehrte sich mein Catharr. (6.1.) Das Uebel war nicht besser und befand mich desshalb meist im Bette. (7.1.) War die Entzündung des Auges am höchsten, so wie der Krampfhusten sehr heftig. (8.1.) Vergangne Nacht war sehr unruhig und ohne den geringsten Schlaf noch ein starker Husten (10.1.) Vergangne Nacht ebenfalls einige Stunden Schlaf, der Husten liess nach, das Schlucken aber fiel beschwerlich.“

An Elisa Gore (17.1.): „Nach einer schrecklichen Krise der Natur, in welcher sich das Individuum zu verlieren schien und welche etwa zehn Tage mag gedauert haben, befinde ich mich wieder ganz leidlich und ich könnte sagen wohl, wenn nicht die Geschwulst des linken Auges mich noch an die Gewalt des vergangenen Uebels erinnerte.“

In den >Annalen<: „Nach einer so hoch entzündlichen Krankheit mich abermals im Brown'schen Sinne einem so entschieden anregenden Bade [nach Pyrmont] zu schicken, war vielleicht nicht ein Zeugnis richtig beurtheilender Aerzte. Ich war auf einen Grad reizbar geworden, dass mich Nachts die heftigste Blutbewegung nicht schlafen liess, bei Tage das Gleichgültigste in einen excentrischen Zustand versetzte.“ [In Göttingen Störungen der Nachtruhe durch greulichen Lärm.] „Nun erwachte die krankhafte Reizbarkeit, und es blieb mir nichts übrig, als mit der Polizei in Unterhandlung zu treten.“

Kommentar: Goethe leidet unter Schlaflosigkeit und leichter Erregbarkeit, d. h. bei der geringsten Störung bekommt er Tobsuchtsanfälle. Typische Symptome einer Präparalyse.

1802

Tagebuch Goethes (28.6. bis 15.8.) siebzehnmal „gebadet“, theils in Lauchstädt, theils in Jena, zweimal auch in Weimar.

1803

Christiane an Nic. Meyer (21.4.): „Ich lebe aber wegen des Geheimraths sehr in Sorge, er ist manchmal ganz hypochonder [hübekonder] und ich stehe viel aus, weil es aber Krankheit, so thue ich Alles gern.“

An Christiane (14.7.): „Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schue, von denen du mir schreibst, dass ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drucken kann.“

Kommentar: Die Hypochondrie = Depressivität Goethes ist deutliches Indiz für eine Syphilis. Außerdem ist die Bitte Goethes, Christiane solle ihm ihre durchtanzten Schuhe schicken, doch etwas merkwürdig.

1804

Tagebuch Goethes (3.1.): „Brachte ich den ganzen Tag im Bette zu.“ (4.1.): „Auf meinem Wohnzimmer.“ (5.1.): „Wie gestern.“ (8.1.): „War Herr Hofr. Stark hier.“ (9.1.): „Meistens im Bette zugebracht.“

An F. Schiller (14.1.): „Ich fühle jetzt erst dass ich schwach bin ... Da ich jetzt krank und grämlich bin.“

Christiane an Nic. Meyer (Februar): „das beste ist, dass der Geheimrath jetzo wieder recht heiter und vergnügt ist, diesen Anfang vom Jahr aber war er wieder sehr krank.“

1804 bis 1805

Das Verhältnis Goethes zu dem jungen Heinrich Voß ist pathologisch. Der junge Voß ist ein Naivling und er besitzt noch einen kindlichen Glauben an Gott. Goethe dagegen, der Verfasser der >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< und der >Nachtwachen von [des] Bonaventura< ist ein Atheist. Welch eine grandiose Selbsttäuschung des jungen Voß über Goethe, welch ein grandioser Täuschungsversuch Goethes gegenüber dem jungen Voß. Dies ist eindeutig pathologisch.

H. Voß schrieb (Quelle: GG 1968): „Goethe ist der Segen Weimars, alles bringt er ins rechte Geleis, er ist der Wohltäter aller Hilfsbedürftigen. Gott weiß es, wie aus ganzem Herzen ich [H. Voß] dieses Wort unterschreibe. Verdanke ich ihm nicht das Glück meines Lebens?“

(Quelle: GG 1990): „Er [Goethe] verträgt jeden Widerspruch.“

Kommentar: Goethe ist in den Augen des jungen Voß eine Art Heiland in Weimar. Vor Voß und Riemer spielt er die Rolle des Genies. Nach Schillers Tod ist es jedoch mit der großen Verehrung, ja mit der Vergötterung Goethes schlagartig vorbei. Was ist geschehen? Hatte der junge H. Voß erkannt, daß Goethe psychisch krank war? Kam er durch Zufall hinter das Geheimnis der syphilitischen Erkrankung? Es gibt keine andere Erklärung für den Ablauf des Geschehens. Keine Vorwürfe, keine Anschuldigen: Goethe wußte, daß es vorbei war. Er verzieh und verzichtete. Der junge Heinrich Voß folgte bald darauf den Eltern nach Heidelberg.

1805

Christiane an Nic. Meyer (12.4.): „Der Geheimrath hat nun seit ¼ Jahr fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muss, er stirbt. Jetzo ... befindet er sich durch Hülfe des H. Hofr. Stark besser, aber nicht ausser Bette und stelle mir nichts gutes vor. Ich glaube die Aerzte kennen seine Krankheit nicht recht, oder es ist ihm nicht mehr zu helfen. Ich weiss gar nicht was ich denken soll, der Zufall [Anfall] kommt gewöhnlich alle vier Wochen mit den grössten Schmerzen ... Ich glaube es sind Hämorrhoidalumstände, denn der Schmerz ist im Unterleibe, aber Stark will nichts wissen ... Der Geheimrath hat es nicht gern, wenn ich was von seiner Krankheit schreibe.“ (2.7.): „der Geheimrath befindet sich wieder etwas besser, aber das Uebel kommt doch wieder und man ist sozusagen keinen Augenblick davor sicher.“

H. Voß d.J. (Februar): „Du wirst nichts von meiner Bangigkeit um Goethe geahnt haben und von seinen grossen Leiden. „Ich selbst“, sagte er neulich „wusste besser, wie es mit mir stand, als es nun ein Arzt vermuthen konnte.“ Stark kam aus Jena, es war am Freitag Abend (8.2.), der erklärte, wenn Goethe bis Sonntag früh lebte, so sei Hoffnung da ... Schon in dieser Nacht hatte die Krankheit umgeschlagen, die Krämpfe hatten nachgelassen, das Fieber war sanfter geworden ...“

... „Gestern (8.3.) haben wir wieder einen jammervollen Tag gehabt. Goethe bekam ein

gefährliches Recidiv ... (Nach 11 Uhr am 7.) bekommt Goethe die unerträglichsten Leibschmerzen, die bis zwei Uhr zunehmen ... Der Zustand nun dauerte fort bis gestern Nachmittag fünf Uhr, da nahm er ein Bad, äussere Umschläge und dergleichen, und fing nun erst an sich allmählich wieder zu erholen.“

Gutachten über Goethe²¹
von Dr. med. Johann Christian Reil

Halle, den 13. September 1805

Die beiden Haupterscheinungen der Krankheit waren 1. *periodischer Schmerz*, krampfhafter Natur, von der Lendengegend entspringend, zum Unterleibe, den Generationsteilen und dem Schenkel der leidenden Seite sich ausdehnend. 2. Blutrothe Farbe des Urins, die durch erschütternde Bewegung erregt wurde. Man schloß aus dieser Farbe auf Hämaturie, hat aber keine anderen Entdeckungsmittel des Blutes im Urin angewandt. Beide Erscheinungen weisen, wenn sie berichtet sind, zuverlässig auf Krankheit der Nieren hin. Aber auf welche?

1. Theumatologia renum (exaltirtes Gemeingefühl, dolor spontaneus, ohne irgend eine sichtbare Verletzung des Organismus); die Entstehungsart des Übels, sein Verschwinden durch Bäder, Douche und wärmere Bedeckung der Lenden sprechen für diese Idee; aber Hämaturie von erschütternder Bewegung ist wenigstens ein sehr seltenes Product der Rheumatologie. Reumatismus ist in der Regel Krankheit der Muskeln; befällt er wider seine Natur ein Eingeweide, so setzt dies Schwäche des respectiven Eingeweides voraus. Mittel: a) solche, die die Nierenschwäche verbessern. Herba Uvae ursi, Hedera terrestris [Gundelrebe], Urtica minor [Brennnessel], Eisenwasser, örtliche Einreibungen.

b) Frottiren des ganzen Körpers, Bäder, Douche, warme Bedeckung der Nierengegend mit Fellen, Flanell. Cadet de Veaux, Mittel wider die Gicht, laues Wasser?

2. Steinkrankheit, unter welchem Namen ich beides, den Prozeß der übermäßigen Absonderung von Harn- und Phosphorsäure und den dadurch erzeugten todtten Absatz (das coagulirte Residuum des Processes) nemlich den Nierenstein begreiffe. Diese Idee begünstigt die Hämaturie, ihr Entstehen von Erschütterung und überhaupt die Dauer der Krankheit – ofte Beobachtung der Erscheinungen des Urins in Beziehung auf Farbe, Consistenz, Geruch, Art der Fäulung, Veränderlichkeit und die Anwendung von Reagentien auf denselben führen zur sichern Diagnostik. – Mittel: Thermae Carolinae, Aqua calcis, Seife, Soda crystallisata, Herbae subadstringentes, Uva ursi etc.

Noch erwähne ich des besondern Consensus zwischen Nieren und Darmkanal, der leicht im Heilgeschäft irre führt. Die Nierenkrankheit erregt als entfernte Ursache Darmkrankheit: Colica nephritica. Nun bildet sich aber die ursprünglich consensuelle Darmkrankheit zur eignen Selbständigkeit aus, durch die verletzte Function des Darmkanals. Er erzeugt in sich eine Ursache des Krankseyns, besonders wenn vita sedentaria dazu kömmt, und wirkt in dieser Qualität wieder zurück auf die Nierenkrankheit und vermehrt sie. So entsteht eine reziproke Wechselwirkung zwischen Ursach und Wirkung. Auf diese Art ist es möglich, daß die Anfälle des Schmerzes, wenn sie gleich ursprünglich von den Nieren ausgingen, sich durch Mittel heilen lassen, die auf den Darmkanal wirken z. B. durch Visceralclistiere, Digestive in Verbindung mit stomachicis amaris. Auf diese Weise ist es möglich, daß die Heilung der Darmkrankheit zugleich auch das ursprüngliche Nierenübel vermindern kann, weil sie auf dasselbe zurückwirkt. – Der Major Knoblauch hieselbst leidet offenbar an Stein. Er bekam eine zusammengesetzte Krankheit, in welcher die Harnbeschwerden vorwalteten, Schleim-

²¹ 1937 von Max Hecker entdeckt. Abgedruckt in >Festschrift für Albert Leitzmann<, hrsg. v. E. Vincent und K. Wesele, Jena 1937.

Eiter-, Blut-, Steinabgang durch die Harnwege mit seltenen Anfällen von Colica nephritica. Alle Mittel, die auf Steinkrankheit gingen, thaten nichts. Meckel kehrte um, gab Mittel gegen Darmkrankheit, und er genaß von Stund an.

Im *Paroxismus* müssen Mittel zur Palliativen Linderung, laue Bäder, In[unleserlich], Cataplasmen, oehligte Einreibungen von Oleum foliorum Hyoscyami mit Tinctura Opii – innerlich milde Oehle, Opium, Hyoscyamus, Arum [Aronstab] u. s. w. angewandt werden.

1806

Tagebuch Goethes (3.2.): „Ueble Nacht. Verlohrener Tag.“ (27.2.): „Eintretendes Uebel.“ (28.2.): „Böse Nacht. Meist verlohrener Tag.“ (25.5.): „Ueble Nacht. Verlohrener Morgen.“

An Knebel (14.3.): „Da ich fast nichts mehr als Fleisch und Wein genieße.“

An Christiane (3.7.): „Das gewaltsame Rütteln und Schütteln auf der Reise [nach Carlsbad] hat, glaube ich, schon die Hälfte der Kur vollbracht.“

Aus Carlsbad wiederholt Bemerkungen über gutes Befinden. Z. B. an Christiane (21.7.): „Ich habe ohne Arzney mit Wassertrinken und Baden mich hingehalten und keinen Anfall von Schmerzen gehabt.“

Tagebuch Goethes (Juli): in Carlsbad Sprudel und andere Brunnen getrunken. (August und September): „Egerwasser getrunken.“

Gespräch Goethes mit F. W. Riemer: Romanidee Goethes: >Der Sultan wider Willen<. Goethe hatte sich immer und zumeist im Jahre 1806 mit dieser Geschichte getragen, für die er eine besondere Liebe zu haben schien. Vier Damen von ganz verschiedenen Charakteren interessiren sich alle für Einen Mann; jede ist auf eine eigene Art liebenswürdig, jede findet er, wenn er sich ihr nähert, seinem [physischen oder psychischen?] Zustande angemessen, allein liebenswürdig und unbegreiflich, wie er eine andere lieben kann u.s.w.

An C. G. Voigt (16.10.): „In dem schrecklichen Augenblicke ergreift mich mein altes Uebel.“

An den Herzog (Dezember): „Gern sag ich desswegen dass [das] Carls-Bad mir sehr wohl gethan hat, dass ich keinen Haupt Anfall diesen Winter erlitten. Aber erlitten habe ich etwas vom 14. Octbr. an, auch etwas physisches das mir noch zu nahe geht um es ausdrücken zu können. Geb uns allen der Himmel Jahre, um diesen Gegenstand in den Sehwinkel zu bringen.“

Kommentar: Was für ein schrecklicher Augenblick war das? Er hat es vom 14. October an erlitten und dauerte wohl bis zum Dezember an. Es war etwas Physisches. Möbius vermutet Impotenz.

Charlotte von Stein: „Goethe ist wieder recht krank. Seine Krankheit ist periodisch; er bekommt sie alle 3 oder 4 Wochen. Er sagte mir, er nehme jetzt Bilsenkraut²² statt Opium dafür; die thäte ihm besser.

Kommentar von Möbius: Weintrinken ist am häufigsten Ursache der Nierensteine. Da Goethe ein starker Weintrinker war, stimmt die Sache. Nun wird allerdings niemals gesagt, dass ein Stein oder Bröckchen von Steinen abgegangen seien. Auch ist auffallend, dass Goethe das Schütteln beim Reiten oder Fahren, das gewöhnlich Anfälle hervorruft, wohlgethan hat. Wir kommen also auch hier nicht recht ins Klare.

²² Fußnote von Möbius: Wahrscheinlich Extractum Hyoscyami [Extrakt aus Bilsenkraut] (0,2 pro dosi, 1,0 pro die!), das früher [unter anderem auch] als Sedativum [Bruhigungsmittel] gebraucht wurde. [Medikament aus einheimischer Heilpflanze (Bilsenkraut), auch gegen die Syphilis angewandt.]

Kommentar: Keine klare und eindeutige Diagnose auf Nierensteine. Daher sind die Schmerzen im Unterleib höchstwahrscheinlich wiederum Folgen der chronischen Syphilis.

1807

An Ch. v. Stein (18.4.): „Das Fallen des Barometers hat sich auch an meinem Unglauben gerächt indem es mir ein grosses Übel angedeutet hat. Von Vorgestern auf gestern hatte ich einen Anfall so heftig als je. Es war in der letzten Zeit so viel zusammen gekommen und ich hatte mich nicht geschont.“

An dieselbe (18. u. 24.6.): Dr. Kapp von Leipzig hat eine veränderte Cur angerathen (nicht Sprudel, sondern Schlossbrunnen, wenig Trinken, Baden, strenge Diät etc.). Sie schlage sehr gut an. Zu Hause solle Goethe nach Kapps Rath Spaawasser²³ trinken.

An dieselbe (16.7.): Dr. Kapp und Dr. Mitterbacher von Carlsbad haben nach Beendigung der eigentlichen Brunnenkur „mir eine Arznei verschrieben, die ganz wunderwürdige Wirkungen gethan hat. Ich befinde mich seit den letzten acht Tagen so wohl, als ich mich in Jahren nicht befunden habe.“

An Zelter (27.7.): „Durch eine Abänderung der Cur ... wendete sich auf einmal ins Bessere; wobey es denn auch schon sechs Wochen anhaltend verharrt.“

An Nic. Meyer (7.10.): „Von meinem Carlsbader Aufenthalt kann ich nur Gutes erzählen. Es ist mir daselbst recht wohl gegangen und bis jetzt empfinde ich noch immer erwünschte Folgen.“

Riemer an Frommann (14.10.): Goethe halte strenge Diät, trinke weniger Wein und [dafür?] Spaawasser.

Kommentar von Möbius: Nach den langen Jahren der Trockenheit setzt in der zweiten Hälfte von 1807 neue Erregung ein. Wohlbefinden, dichterische Thätigkeit, leichte erotische Erregung beginnen in Carlsbad. Im Herbst verliebt sich Goethe in Minna Herzlieb. Als Goethe am 18.12.1807 mit Riemer von Jena zurück nach Weimar fuhr, erzählte er ihm, wie er sich in Lili verliebt habe.

1808

Tagebuch Goethes (1.5.): Goethe erzählt Riemer auf der Fahrt von Jena nach Weimar die erste Hälfte der >Wahlverwandtschaften<.

Riemer an Frommann (16.4.): „Es ist noch ein gichtisches Übel dazu gekommen, oder vielmehr der Antheil Gicht bey dem bisherigen hat sich auf die Beine geworfen, welches ihm grosse Schmerzen macht und deswegen er je eher je lieber ins Bad eilt.“ (20.4.): „Ohne bettlägrig zu seyn, fühlt Goethe denn doch alle Tage, gewöhnlich Mittags und Abends, wie man seinem Gesicht und sonstigen Gebärden abmerken kann, grosse Schmerzen.“

An den Sohn (3.6.): „Ich befinde mich [in Carlsbad] sehr wohl, besser als seit langer Zeit, und besteige Berge wie ehemals.“

An Christiane (15.6.): „Da ich mich diesmal so wohl in Carls-Bad befinde und überhaupt, mich hier sehr glücklich fühle.“

Nach Riemers Tagebuchnotizen (GG Nr. 2713) reiste Goethe am 7. Juli von Carlsbad angeblich weiter nach Franzensbad. Am 22. Juli kam er angeblich von Franzensbad zurück nach Carlsbad. Ich bin der Überzeugung, Goethe reiste in Wirklichkeit heimlich nach Frankfurt zu seiner Mutter. Erstens, um die todkranke Mutter noch einmal zu sehen, zweitens, um die Erbschaftsfragen mit ihr zu regeln und drittens könnte er auch noch

²³ Fußnote von Möbius: Erdig-alkalische Eisensäuerlinge.

Bettina Brentano, die hochschwanger von ihm ist, heimlich getroffen haben. Möglicherweise trafen sie sich sogar in Frankfurt, in der Wohnung von Goethes Mutter. Siehe L. Baus >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<.

Kommentar von Möbius: In Carlsbad wird an dem Romane gearbeitet. Goethe verkehrt auffallend viel mit Ziegesars und macht Spaziergänge mit Silvie Ziegesar allein. Er nennt sie im Tagebuche „S“. An ihrem Geburtstage macht er ein Gedicht. Nach ihrer Abfahrt nach Franzensbad schreibt er an sie. [...] Er nennt Ziegesars, wie später Lewetzows, schlechtweg „die Familie“. Auf der Rückreise im September besucht Goethe Ziegesars in Hummelshain.

Riemer an Frommann (21.9.): „Den Nachmittag aber kam die Trauerpost, dass seine [Goethes] Mutter gestorben sey. Es hat ihn natürlich sehr betrübt; und wir vermeiden alles, was den Schmerz in ihm erneuern kann. Sonst ist er wohl und es hat keine körperlichen Folgen gehabt.“

Pauline Gotter schrieb im März 1810 über Goethe an Schelling, und es ist zu vermuthen, dass sich ihre Worte auf das Jahr 1808 beziehen: „Die Gewalt seines Feuers und seine Lebhaftigkeit habe ich wohl in einzelnen Momenten, aber nie so anhaltend wie damals gesehen; er vergass sich ganz, liess seine ganze Stimme ertönen und schlug immer mit den Händen auf den Tisch, dass die Lichter umherfuhren; es war eine wahre, unbedingte Lustigkeit.“

Kommentar: Diese Ausgelassenheit Goethes, schreien und auf den Tisch klopfen, ist eine weitere Folge der wachsenden Enthemmung, ausgelöst von einer schleichenden Präparalyse.

1809

Tagebuch Goethes (27.11.): „Litt an einem dicken Backen.“

An Christiane (30.4. von Jena): „Schon vier Wochen, wie leicht zu bemerken war, befinde ich mich nicht sonderlich wohl, und in den letzten Tagen habe ich mich mehr als billig angegriffen ... Leider griff mich das Übel schon den ersten Abend an, das ich unterwegs beym Fahren schon empfand. Leider war [Dr.] Starke der Onkel und auch der Neffe nicht hier; doch sah ich mich für die Nacht vor mit allerley Salben und Balsamen und bin noch so ganz erträglich durchgekommen.“

Wilhelm von Humboldt an seine Frau, Weimar 1.1.1809: (Quelle: Bode, >Goethe in vertraulichen Briefen ...<): „Hier habe ich Werner, den Verfasser der >Söhne des Tals< ... kennengelernt, auch sein letztes Stück >Attila<, gelesen. Es hat einzelne schöne Stellen ... Zuletzt wieder die Sakramente und das mystische Wesen. Gegen das letzte hat Goethe einen Haß, von dem man sich keinen Begriff machen kann, und der arme Werner hat gestern sehr dafür leiden müssen. Er aß bei Goethe, wie er mir erzählt hat, und wollte etwas vorlesen. Obgleich Goethes Frau ihm gesagt hatte, daß das Mystische Goethen unerträglich sei, so ließ er sich begehnen, ein Sonett auf Genua, wo er kürzlich gewesen, vorzubringen, in welchem die Scheibe des Vollmonds zur Hostie gemacht wird. Wie dies Goethe gehört hat, ist er, wie er selbst sagte, *saugrob* ... geworden. Werner hat sich zurückziehen müssen ... Goethe ist seitdem so wild geworden, daß er Karolinen [von Wolzogen] und mir noch heute im Eifer versicherte, auch jede gemalte Madonna sei nur eine Amme, der man die Milch verderben möchte (höchsteigene Worte), und die Raffaelschen stäken im gleichen Unglück. Er treibt jetzt den Haß so weit, daß er nicht einmal mehr leiden will, daß eine irdische Frau ihr Kind selbst im Arm haben soll. Ist das nicht komisch?“

An Christiane (22.9.): „Da ich [Goethe] mich aber zwang bey Tische zu erscheinen; so

wurde mirs zuletzt so schlimm dass ich fortgehn musste und nicht Abschied nehmen konnte. Doch bin ich durch die Beyhülfe unseres [Dr.] Starke diessmal ziemlich schnell über die Sache hinausgekommen und habe die Nacht ganz gut, obgleich unterbrochen geschlafen.“

An C. G. Voigt (26.9.): „Ich habe bei dieser Gelegenheit die Nähe unseres [Dr.] Starke gesegnet, der mir geschwinder über die schlimmen Augenblicke hinausgeholfen hat; aber das Böse bleibt immer dabey, dass viele Tage dazu gehören, wenn die gewaltsame Wirkung weniger schmerzlicher Augenblicke wieder ins Gleichgewicht soll gebracht werden.“

Kommentar von Möbius: Die Erregung klingt ab. Die Briefe, besonders die an Silvie, werden ruhiger. Mit einiger Mühe wird vom April an die zweite Hälfte der >Wahlverwandtschaften< beendet. In den >Annalen< stehen die berühmten Worte: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tiefe leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schliessen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“ Es ist gut, dass er [Goethe] es sagt, denn vielleicht würde es niemand aus dem Roman erkennen.

1810

An Sartorius (23.3.): „Ich habe mich diesen Winter manchen Übeln, und manchen Sorgen ausgesetzt gesehen, weil ich voriges Jahr jene heilsame Quelle [das Karlsbad] versäumen musste.“

An C. G. Voigt (1.5.): „Ich habe zwar bisher ohne Schmerzen gelebt ... allein die Gebrechen mucken doch immer hier und dort.“

An den Herzog (7.5.): Er habe auf mehreren Blättern seinen Zustand [die Gebrechen] geschildert, könne sie aber nicht absenden. „Unsere heimlichen Laster, geheime Gebrechen, stillen Leiden nehmen sich auf dem Papier nicht ergötzlich aus.“

Kommentar: Ich wage es, die Andeutungen zu entschlüsseln: „Unsre heimlichen Laster“, damit sind die Sexabenteuer Goethes [u. a. Bettina Brentano] und des Herzogs angedeutet; „geheime Gebrechen“, das ist die Syphiliskrankheit [auch der Herzog ist Syphilitiker] und die „stillen Leiden“, das sind die daraus resultierenden Hypochondrien = Depressionen. Wahrhaftig keine „ergötlichen“ Mitteilungen.

An Christiane (8.8. von Teplitz): „Ich will nicht läugnen, dass die letzte Zeit mir nicht die angenehmste war, denn da sich meine Uebel wieder meldeten, so verminderte sich das grosse Zutrauen auf Carlsbad einigermassen.“

An dieselbe (20.8.): „Die Bäder bekommen mir noch sehr wohl und ich vermuthe fast, daß mich Töplitz künftig von Carlsbad abziehen wird.“

An Knebel (30.8.): „Von mir kann ich die gute Nachricht ertheilen, dass mir das Töplitzer Wasser sehr wohl bekommt. Es war aber auch nöthig: denn ich kam von Carlsbad verstimmt und verdriesslich hierher.“

In den >Annalen< wird im Sommer die triebartige Neigung zum Zeichnen landschaftlicher Gegenstände erwähnt. „gleichermassen ward meine Einbildungskraft durch Erzählungen leicht erregt, sodass ich Gegenden, von denen im Gespräch die Rede war, alsobald zu entwerfen trachtete. Dieser wundersame Trieb erhielt sich lebhaft auf meiner ganzen Reise und verliess mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervor zu treten.“

Kommentar: Dieser „wundersame Trieb“ Goethes ist ebenfalls der Präparalyse zuzurechnen.

1811

An F. v. Gentz (28.2.): „sowohl der Herzog als ich, geniessen davon [von der Cur in Teplitz] die schönsten Früchte.“

An S. v. Grotthuhs (6.8.): „das Baden in Carlsbad [hat mir] dieses Jahr ausserordentlich

wohl gethan.“

Tagebuch Goethes (August): Im August Trinkkur von Egerwasser in Weimar.

1812

An C. v. Humboldt (7.4.): „der schluss des Winters hat nicht zum günstigsten auf mich gewirkt, und ich sehne mich nach jenen erprobten Heilquellen.“

Tagebuch Goethes (26.6.): „Nach Tisch Andeutung meines Uebels. Spazieren gefahren. Ausbruch des Übels und böse Nacht.“ (27.6.): „Den Tag im Bette zugebracht.“ (6.8.) „Befand mich nicht ganz wohl.“ (7.8.): „Meist im Bette.“ Dr. Ambrosi.

An v. Reinhard (13.8.): „Unversehens trat mein altes Uebel mit solcher Gewalt hervor, dass ich mehr als billig gelitten habe. Ich brachte vierzehn Tage zu, um mich einigermaßen zu erholen.“

30. September 1812

Brief Charlotte von Steins an Knebel, GG Nr. 3641: „Goethe hat mir von einem Doktor in Jena gesagt, der besondere Ansichten über die Krankheiten hat, die man nur einmal bekommt: als eine Entwicklung zu etwas Vollkommnerem. Nun tut mir's erst leid, daß ich weder Blattern noch Masern gehabt habe [...]

Ich glaube nicht, daß Iffland hier ist; das hätte mir wohl Goethe erzählt, mit dem ich gestern abend lang spazieren ging.“

Frage: Welche Krankheit bewirkt „eine Entwicklung zu etwas Vollkommnerem“? Ich kenne nur eine Krankheit: die Syphilis.

Kommentar: Charlotte von Stein hatte natürlich keine Ahnung, welche Krankheit Goethe im Sinn hatte.

1813

An Kirms (10.1.): Goethe bittet um ein paar Fläschchen Malaga, die der Arzt verordnet habe, „nachdem ich gestern Nacht einen sehr unangenehmen Anfall ausgehalten.“

Kommentar: Alkohol gegen [angebliche] Nierenkrämpfe? Unmöglich! Die Unterleibsschmerzen sind von der Syphilis verursacht.

Tagebuch Goethes (26.4.): Ankunft in Teplitz. Dr. Ambrosi. Beginn der grossen Badekur.

An Christiane (10.5.): „Das Baden bekommt mir ganz ausserordentlich wohl; ich wüsste nicht, mich jemals besser befunden zu haben.“

An dieselbe (26.6.): „Ich habe mich sehr lange nicht so gut befunden, aber freylich auch schon 45 Mal gebadet und mich sehr diät gehalten, wozu die hiesige Küche freylich den besten Anlass giebt.“

12. Dezember 1813

Brief von Dr. med. D. G. Kieser an Louise Seidler, GG Nr. 3825: „Um 6 Uhr ging ich zu Goethe. Ich fand ihn allein, wunderbar aufgereggt, glühend, ganz wie im Kugelhenschen Bilde. Ich war zwei Stunden bei ihm, und ich habe ihn zum ersten Mal nicht ganz verstanden. Mit dem engsten konfidentiellen [vertraulichen] Zutrauen teilte er mir große Plane mit und forderte mich zur Mitwirkung auf. Ich glaubte, es sei die Zeit nach Tische, aber es gab kein Tröpfchen [Alkohol], und dennoch wurde er immer lebendiger. Ich war zu müde, um mich in dieselbe Stimmung zu versetzen; so habe ich mich endlich ordentlich losgerissen. Ich fürchtete mich beinahe vor ihm; er erschien mir, wie ich mir als Kind die goldenen Drachen der chinesischen Kaiser dachte, die nur die Majestät tragen können. Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig, grollend; sein Auge glühte, oft mangelten die Worte, und dann schwoll sein Gesicht und die Augen glühten,

und die ganze Gestikulation mußte dann das fehlende Wort ersetzen. Ich habe seine Worte und Plane, aber ihn selbst nicht verstanden. Ich muß morgen nach dem Theater wieder zu ihm, um ihn zu ergründen. Er sprach über sein Leben, seine Taten, seinen Wert, mit einer Offenheit und Bestimmtheit, die ich nicht begriff. Ob ihn der große Plan, den ich ihnen nur mündlich sagen kann, so ergriff? Dann muß ich ihn noch mehr schätzen und sein Zutrauen gegen mich ehren. Daher auch gegen niemand ein Wort hiervon! ...“

Kommentar: Dr. D. G. Kieser war Mediziner und später Professor in Jena. Seine Worte wiegen daher doppelt schwer! Diese Aufgeregtheit und das Phantasieren über „große Plane“ ist eine deutliche Euphorie des Paralytischen, wie Möbius es einmal bei Friedrich Nietzsche genannt hat.

13. Dezember 1813

Brief von Dr. med. D. G. Kieser an Louise Seidler, GG Nr. 3826: „Bei Goethe war ich nicht, weil ich nicht dazu gestimmt war. Es fällt mir dabei ein, daß es sonderbar ist, warum man so leicht, was Goethe sagt, ausführt und beweist - wieder vergißt. So riet er mir in Beziehung auf unser Gespräch, ja am Sonnabend die >Räuber< von Schiller zu sehen; aber ich habe das Motiv rein vergessen. Ich glaube, es liegt doch hauptsächlich darin, daß man sich durch die Art seiner Darstellung überreden läßt, mit ihm gleichdenkend zu sein, da man doch in den Grundansichten in manchen Stücken abweicht. Oder liegt's darin, daß man im Gespräch mit ihm nie Ruhe genug hat, um das sich im Gespräch Entwickelnde sich einzuprägen, da der Strom der Entwicklung unaufhaltbar forteilt und das Frühere vom Nachfolgenden verschlungen wird?“

31. Dezember 1813

Brief von Dr. med. D. G. Kieser an Louise Seidler: „Gestern abend speiste ich bei Goethes. Er war sehr verstimmt; „weich“, wie er sagte, und kam nicht zu Tische.“

1814

Tagebuch Goethes (April): wiederholt „gebadet“. (19.4.): Medizin „Eingenommen“. (Mai): Badekur in Berka.²⁴

An Knebel (23.5.): „Das Ich ist diesmal [in Berka] in ziemlich guten Umständen.“

(25.7.): „Herrlicher Tag“ und Beginn der heiteren Reise an den Rhein. In Wiesbaden gebadet.

An Christiane (25.7.): Während der ganzen Reise viele Versicherungen des Wohlbefindens, Lob der Wiesbadener Bäder und des Schwalbacher Wassers²⁵; des „Himmelstrankes“.

An Knebel (9.11.): Betont Goethe, dass er durch die Reise Duldsamkeit und Heiterkeit gewonnen habe.

Kommentar von Möbius: Erzählung von der Philippine Lade. „Täglich fuhr er mit ihr spazieren und nahm sie mit ins Theater.“ Er lässt sich von dem Backfisch viel gefallen. Einmal meint sie, eins könne er doch nicht, und läuft rasch bergan. Goethe läuft nach und stürzt hin. Allgemeines Aufsehen, Thränen des Mädchens, Goethe lacht. Vater Lade musste versprechen, mit der Tochter nach Weimar zu kommen.

Diagnose von Möbius: Mit 1814 beginnt ein neuer Zustand der Erregung: Hafis-Lieder und erotische Empfänglichkeit.

²⁴ Fußnote von Möbius: Schwefelwasser. Jetzt enthält die früher benutzte Quelle keinen Schwefel mehr. Die jetzigen Quellen liefern ganz schwaches Eisenwasser.

²⁵ Fußnote von Möbius: Kohlensäurehaltiges Eisenwasser.

9. Januar 1815

Goethe vermerkt im Tagebuch: „Doppelter Unfall. Mittag gestört. Herstellung.“

Seinem Vertrauten und Ministerkollegen schrieb er: „Freilich war der Unfall erzeugende(r) Unfall, den mir ein wunderlich Geschick Dienstag zwischen 1 und 2 Uhr [13 und 14 Uhr] zudedachte, etwas derb, und nur die liebevolle Teilnahme würdiger Freunde und Freundinnen (bei denen alles Gute verweilen möge!) konnte uns so schnell wieder aufrichten und herstellen, wenn ich gleich nicht leugnen will, daß die Nachempfindungen mir noch in allen Gliedern liegt.“

Später urteilte Goethe über diesen Unfall, richtiger wohl Anfall, daß „es den verruchten Dämonen beliebte, mich auf eine empfindlich abgeschmackte Weise mit Fäusten zu schlagen“.

Kommentar: Der Unfall (Schlaganfall) seiner Ehefrau war „erzeugende(r) Unfall“, d.h. durch den Schrecken bekam Goethe eine Psychose, höchstwahrscheinlich war es eine Angstpsychose oder eine Panikattacke.

Riemer an Frommann: Der Schlag oder eine Art von Schlag [am 9. Januar] im Wagen [während einer Spazierfahrt] hat seine Richtigkeit, wiewohl die Dame [Christiane ist gemeint] das selbst nicht weiß. Unterdes ist alles wieder gut, und es sind schon Supplikationen angestellt worden oder vielmehr herumgeschickt, Visitenkarten mit der Inschrift: „für genommenen Antheil höchlich dankbar“.

In dem >Büchlein von Goethe<²⁶ steht auf Seite 35: „daß einst auf einer Spazierfahrt mit Goethe ein schlagähnlicher Anfall sie [Christiane] neben ihm [Goethe] im Wagen getroffen und wie leblos hingestreckt habe. – Da soll er [Goethe] dem Kutscher gelassen den Befehl gegeben, umzukehren, und die Worte hinzugefügt haben: >Nun, die werden zu Hause einen guten Schreck bekommen, wenn wir halten und die Person hier sitzt todt im Wagen<.“

Kommentar: Diese unbegreifliche Apathie und dieser unglaubliche Egoismus Goethes ist einzig und allein der Präparalyse zuzurechnen.

1815

An Kirms (21.1.): „Können Ew. Wohlgeb. mir, der sich seit einiger Zeit gar nicht wohl befindet ein paar Nösel Madera aus dem Hofkeller abgeben lassen.“

An C. G. v. Voigt (22.3.): „Ew. Excell. verzeihen meinem durch Hyoscyamus [Bilsenkraut] gar sehr umnebelten Gedächtniss ...“

An Kirms (31.3.): Sehr erregter ärgerlicher Brief. „Dieses Blatt mag zum Beweis dienen, dass mir der Kopf nicht auf dem rechten Fleck steht.“

An Willemer (3.4.): „Ich habe viel gelitten, meine gute Frau war zwey Querfinger vom Tode. Jetzt ist sie wieder auf den Beinen, da mich der schrecklichste Katarrh seit vier Wochen heimsucht.“

An Sartorius (17.5.): Im vorigen Jahre sei er von der Cur in Wiesbaden heiter nach Hause gekommen. „Bald aber beliebte es den verruchten Dämonen mich auf eine empfindlich abgeschmackte Weise mit Fäusten zu schlagen.“ Er gehe nur widerwillig wieder nach Wiesbaden.

An Christiane (4.6.): „Nun bin ich volle acht Tage hier und alles lässt sich sehr gut an. Ich trinke das Weilbacher Schwefelwasser mit Milch, bade täglich und dictire dabey immerfort.“

²⁶ Quelle: >Das Büchlein von Goethe – Andeutungen zum besseren Verständnis seines Lebens und Wirkens<, hrsgeg. von Mehreren, die in seiner Nähe lebten, Penig 1832.

An Kirms (17.6.): Die ersten vierzehn Tage waren gut, „nun brechen aber die Uebel ... sehr fatal auf mich los, die gichtischen Schmerzen nehmen zu, dass ich den linken Arm kaum bewegen kann, und ich soll das Douche bad brauchen, das mir ganz zuwider ist.“

Goethes Gespräche: Boisserée (5.10.): „er sprach von seinem Verhältniss zu Ottilie [v.Pogwisch, Goethes Schwiegertochter], wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast räthselhaft ahnungsvoll in seinen Reden.“²⁷ (6.10.): Goethe will plötzlich von Heidelberg fort. „Ich mache mein Testament.“ (7.10.): Goethe ist unruhig, fürchtet eine Krankheit, will fort. Er ist sehr angegriffen. „Trauriger schwerer Abschied“. Abends wird Goethe vergnügt und vergisst im kalten Zimmer die Kälte beim Vorlesen der orientalischen Liebeslieder. „es ist ihm lieb, dass ich bei ihm bin, er hatte wirklich eine Krankheit befürchtet.“ (8.10.): „In Hardtheim Mittagessen. Ein junges frisches Mädchen bedient uns, ist nicht schön, hat aber verliebte Augen. Der Alte [Goethe] sieht sie immer an. Kuss.“

Kommentar von Möbius: Den Höhepunkt des Jahres bilden die mit Marianne in Frankfurt und Heidelberg zugebrachten Tage: Liebe und Liebeslieder. Die Erregung hatte etwa um Mitte 1814 begonnen, sie dauert bis in den Winter 1815 – 1816 hinein. Rechts und links von Marianne stehen die Putten Philippine Lade und das Mädchen von Hardtheim. Bezeichnend ist, dass allemal nach Trennung von der Geliebten die Erinnerung an frühere Neigungen auftaucht: nach Minchen die an Lili, nach Marianne die an Minchen, nach Ulrike die an Marianne.

1816

An v. Voigt (8.4.): Im Begriffe zu schreiben „spüre ich, dass der böse Dämon, der mich verfolgt, zuletzt sich ins linke Auge geworfen und dasselbe unbrauchbar gemacht hat, woraus er denn durch medicinische und chirurgische Beschwörung zu vertreiben seyn wird.“

An Zelter (3.5.): „wenn man dir künftig von meiner Krankheit berichtet, so glaube es nicht; sagt man dir ich sey todt, so denke es nicht.“

Tagebuch Goethes (1.6.): Lebensgefährlicher Zustand der Frau. In den nächsten Tagen Erkrankung Minchens und der Köchin. (4.6.): „Plötzlicher heftiger Fieberanfall. Ich musste mich zu Bett legen. (5.6.): Den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in äusserster Gefahr. Mein Sohn Helfer, Rathgeber, ja einziger haltbarer Punct in dieser Verwirrung.“ (6.6.): „Gut geschlafen und viel besser. Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Todtenstille in und ausser mir ... Ich den ganzen Tag im Bett.“ (7.6.): „Nicht besonders geschlafen.“ Condolenzen. Ausser Bett. Farbenversuche. Vom 8.6. an alles wie früher.

An Boisserée (24.6.): „Leugnen will ich Ihnen nicht, und warum sollte man grossthun, dass mein Zustand an die Verzeiflung gränzt.“

An Zelter (22.7.): „Ich sehne mich unsäglich ins Wasser, und zwar diesmal in Schwefelwasser: denn weder Gelenke noch Haut wollen mehr dem Willen gehorchen und spielen ihr eigenes unbequemes Spiel.“ Folgt die Geschichte vom Umwerfen des Wagens auf der Reise nach Wiesbaden, der Umkehr und der Fahrt nach Tennstedt, wobei

²⁷ Ottilie v. Pogwisch durfte auf Befehl ihrer Mutter ihren zukünftigen Mann (August v. Goethe) erst heiraten, nachdem seine Mutter (Christiane v. Goethe, geb. Vulpius) gestorben war. Zu dieser Zeit lebte aber Christiane noch. Das Verhältnis J. W. v. Goethes zu der Familie seiner zukünftigen Schwiegertochter war das denkbar schlechteste. In einem Brief von Auguste Tilebein an ihre Freundin Caroline von Stülpnagel vom 1. August 1836 ist sogar von J. W. von Goethes „Bastarden“ die Rede: „Der alte Mephistopheles [Goethe], der weder für seine Leute noch für seine Bast.de, noch für irgendjemand gesorgt hat, ließ auch seine Schwiegertochter [Ottilie] ohne alles Wittum.“ Quelle: >Die Tilebeins und ihr Kreis<, Stettin 1937.

Hofmedicus Rehbein, der diese Wasser genau kennt, ihn bestärkt habe.

An den Sohn (5.8.): „Die Cur bekommt uns beyden vortreflich ... Das Frisel am rechten Arm, das mich schon über ein viertel Jahr quält, ist so gut wie weggezehrt. Auch in Gliedern und Gelenken fühl ich mich freyer.“

An Rehbein (9.8.): „das Bad bekommt mir sehr wohl.“

Im Sommer Eger-Wasser und Gebrauch des Bades in Tennstedt.²⁸

George Ticknor in sein Tagebuch, W. 28.10.1816 (Quelle: W. Bode, >Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen): „Riemer ... sagte, daß Goethe ein viel größerer Mann sei, als die Welt je wissen würde, weil er jederzeit Anregung und Reibung braucht, um zur Höchstleistung zu gelangen. Es sei ein großes Unglück, daß er jetzt solche Einflüsse und Beispiele entbehrt, wie er sie bei Herders, Wielands und Schillers Lebzeiten genoß ... Er [Goethe] hat noch viel Handschriftliches, das nie veröffentlicht wurde, und trägt vieles im Kopf mit sich herum, das noch nicht auf das Papier kam. Er schreibt immer durch einen Schreiber, dem er nach Notizen auf kleinen Zetteln diktiert, während er im Zimmer auf und ab geht ...“

Kommentar: Von dem vielen Handschriftlichen, „das nie veröffentlicht wurde“, gelangte später das meiste an den Sohn der Urania - Ludwig Tieck - unter dessen Namen es veröffentlicht wurde.

An Zelter (26.12.): „mich quält ein Katarrh seit vier Wochen, so dass ich dazwischen ... nur eine fieberhafte Thätigkeit ausüben kann.“

1817

Tagebuch Goethes (25.5.): „Nachts mit Beschwerlichkeit zu Fusse herein [von Göschwitz] wegen eines Uebels am linken Fusse.“ (26.5.): „Kam Dr. Rehbein zufällig. Mittel gegen Geschwulst des Fusses.“ (29.5.): „Serenissimi Vorsorge für Schnürstrümpfe.“ (30.5.): Geh. Hofr. Stark wegen des Strumpfes.“

An Zelter (29.5.): „Auch bey mir werfen sich die Uebel hin und wieder, ich suche mich nach Möglichkeit tagtäglich zu erhalten.“

Tagebuch Goethes: von 7.6. an Fachinger²⁹ Wasser, vom 25.6. an Geilnauer³⁰ Wasser.

(10.7.): „Spät aufgestanden ... Ein zurückgetretener Schnupfen verursachte mir Kopfschmerzen, Mattigkeit und Fieberhitze.

(11.7.): Spanische Fliege verordnet. Abends diese abgenommen und gelben Zug³¹ aufgelegt.

(12.7.): „Ich befand mich um vieles wohler.“

(10.8.): Wildunger Wasser.

An Zelter (20.8.): „Ich habe mich nach meiner Weise leidlich befunden.“ Nun sei es zu spät, das von den Aerzten verordnete Carlsbad aufzusuchen.

An denselben (31.12.): es „ist mein Winter von der Art, dass ich dieses Frühjahr ein Bad nicht versäumen darf.“

1818

Tagebuch Goethes (30.3.): Zum zweytenmal Löwenzahnextract getrunken.“ (11.4.): Böses Auge. (12.4.): Das Auge besserte sich. (29.5.): Ueberfiel mich ein starker, höchst beschwerlicher Katarrh. (22.7.) Nach Carlsbad. (31.8.): Verkältung empfunden. (1.9.): Wuchs das Uebel nach schlechtem Schlaf. Vorkehrungen dagegen. Anschwellung des Zahnfleisches ... Zeitig zu Bette. Geschwulst der ganzen rechten Seite bis ans Auge.

²⁸ Fußnote von Möbius: Erdig-salinische gipshaltige Schwefelquelle.

²⁹ Fußnote von Möbius: Fachingen bei Ems. Starke Natronquelle, dem Vichy-Wasser ähnlich.

³⁰ Fußnote von Möbius: Geilnau bei Ems. Alkalischer Natrinsäuerling.

³¹ Fußnote von Möbius: Emplastrum Diachyl., Bleipflaster.

Vorkehrungen. Spiritus Mindereri³². Tasse Fliederthee. Extractum Hyoscyami [Extract aus Bilsenkraut]. (2.9.): Keine Besserung. Emulsion pp. Die Nacht durchaus schlaflos und sehr schlimm. (3.9.): Früh Blutigel. Schnelle Besserung. Leidlicher Schlaf. (4.9.): Abermals Blutigel gesetzt. Beste Würckung derselben. Aufgestanden, der Geschwulst fiel sichtlich. (5.10.): Viel Besserung. (18.11.): Schlechte halbe Nacht. (20.11.): Kam Hofr. Rehbein. Gebrauch von Mitteln. (21.11.): Mittel gebraucht, nach Vorschrift, merkliche Besserung.

In den >Annalen<: „Ein wundersamer Zustand bei hehrem Mondenschein brachte mir das Lied >Um Mitternacht<, welches mir desto lieber und werther ist, da ich nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte.“

1819

An Zelter (18.1.): „ich halte mich diesen Winter so ziemlich auf den Füßen.“

An denselben (7.10.): „in Karlsbad, wo mir die Cur sehr wohl bekam.“

Kommentar von Möbius: Ueber das Jahr 1819 ist fast gar nichts zu sagen.

1820

An Zelter (23.3.): „erwarte den nächsten Frühlingshauch, um nach Karlsbad zu gehen, dessen spätem Gebrauch ich einen leidlichen Winter verdanke.“

1821

Tagebuch Goethes (25.4.): War der Kreuzbrunnen angekommen.

An Zelter (28.9.): „Meinen Sommer hab ich glücklich und curhaft zugebracht.“

1822

Tagebuch Goethes (10.3.): Augenübel vermehrte sich. (12.3.): Nach Tisch Herr Dr. Fischer, Augenarzt von Erfurt. (19.3.): Blieb liegen. Geh. Hofrath Huschke und Hofr. Rehbein. Ging um vieles besser.

An Zelter (8.8.): „Am 19. Juny gelangte ich nach Marienbad, bey sehr schönem Wetter. Herrlich Quartier, freundliche Wirthe, gute Gesellschaft, hübsche Mädchen, musikalische Liebhaber, Abendunterhaltung, alte wiedergefundene, leichte Atmosphäre.

An den Sohn (Juli): „Indem ich täglich zweymal trinke, über den dritten Tag bade, so bringt das eine Bewegung und Erschütterung in dem Organismus [hervor], wo der Geist doch nicht ganz Herr und Meister bleibt; deswegen ich denn die guten Stunden auszusparen habe.“

An Knebel (23.8.): „Ueberhaupt habe ich diese zehn Wochen genutzt, um fast ausser Athem zu kommen.“

Kommentar von Möbius: Die neue Erregung beginnt wieder in der Mitte des Jahres. Diesmal ist der pathologische Charakter auch für den Laien unverkennbar. Wiederholt Thränenvergiessen, beim Vorsingen seiner Lieder (6.8.), bei der Erinnerung an Schiller (19.8.).

1823

Tagebuch Goethes (12. 2.): Wegen überhandnehmenden Catarrhs wurde geschröpft. Der übrige Tag so gut als möglich zu gebracht. (13. 2.): Nach überstandener unruhiger Nacht und einiger Erholung Anstalten zu einiger Thätigkeit. (14. 2.): Bey einiger Besserung die Geschäfte wieder angegriffen. (18.2.): Gesteigertes Uebelbefinden. Besonders heftiger Schmerz am Herzen. Um 11 Uhr zur Ader gelassen. Den ganzen übrigen Tag fortwährend sehr unruhig ... Schlaflose Nacht. (19.2.): fortdauernder, zwar

³² Fußnote von Möbius: Mit Wasser verdünnter Liquor Ammonii acetici.

etwas geminderter Schmerz. Um 9 Uhr Blutigel gelegt ... Abends heftigeres Fieber, sehr unruhige, durch Schmerzen schlaflos gemachte Nacht. (20.2.): Fast derselbe Zustand wie gestern, doch ging der Puls etwas besser. Die Nacht kaum anderthalb Stunden geschlafen. (21.2.): Früh starke Neigung zum Schlaf. Der Puls fast fieberfrey. Jedoch den Tag über in Schmerzen und Unruhe zugebracht. Die Nacht unruhig. (22.2.): Zustand wie gestern ... Nacht unruhig, heftiges Fieber, zuweilen starker Schweiss ohne Erleichterung hervor zubringen. (23.2.): Das Fieber etwas geringer; jedoch wieder heftige Schmerzen in der linken Brust ... Die Nacht etwas ruhiger ... doch ohne Schlaf. (24. 2.): Am Morgen etwas Schlaf. Das Fieber mässig. Der Zustand verschlimmerte sich sehr, bis gegen Abend eine unwiderstehliche Neigung zum Marienbader Wasser eintrat. Welches auch getrunken wurde. Später eine Tasse Arnica-Thee getrunken, nach welchem sich der Zustand ganz zu ändern schien. Die Nacht zum ersten Male ruhiger erquickender Schlaf. (25.2.): etwas Husten hatte sich eingefunden. Ueberhaupt der Zustand ungleich besser. Der Tag ohne Fieber. Die Nacht wenig geschlafen, daher Unruhe und Missbehagen. (26.2.): Früh wie gewöhnlich Marienbader Wasser und hierauf eine Tasse Caffee getrunken, jedoch mit wenig Appetit. Der Zustand im Ganzen besser wie gestern. Die Nacht schlaflos zugebracht, doch ohne Fieber. (27.2.): Früh gegen acht Uhr etwas geschlafen. Den Tag über ziemlich gut hingebacht ohne Fieber, jedoch das Schlucken durch Schmerzen im Halse erschwert ... Ziemlich ruhige Nacht mit abwechselndem Schlaf. (28.2.): Zustand besser wie gestern. Der Tag frey von Schmerzen und Fieber. Ruhige Nacht (1.3.): Zustand besser wie gestern. (2.3.): Fortschreitende Besserung. Bis zum 6. März die Symptome der Besserung verzeichnet [Der Bericht über die Krankheit ist nachträglich verfasst. Jeder Besuch der Aerzte Huschke und Rehbein ist gewissenhaft eingetragen.]

(2.6.): Ankunft in Marienbad. (7.8.): des Paares [Rehbein's Verlobung] Gesundheit getrunken. Bekam mir nicht. Schlimme Nacht. (8.8.): Abends „befand mich nicht wohl, schlimme Nacht.“ (9.8.): „Dr. Heidler. Ueber meine Zustände gesprochen und sehr verständige Anordnungen gemerkt. (10.8.): „Gutes Befinden.“ Dr. Heidler kommt mehrmals. (15.8.): „Den Kreuzbrunnen gegen Heidlerische Recepte vertauscht und mich wohl dabey gefunden. Zu Dr. Heidler, wo Madame Milder unvergleichlich sang und uns alle zum Weinen brachte.“ (19.8.): „Abends geschröpft.“ (20.8.): „Ruhige Nacht. Conziliante Träume.“ (27.8.): Abends getanzt. Ueber die Beziehungen zu Ulrike L. ist das Tagebuch sehr zurückhaltend.

(24.10.): „Geschröpft.“ (7.11.) „Befand mich nicht zum Besten.“ (9.11.): „Bey schlechtem Befinden soviel als möglich die Arbeiten gefördert.“ (10.11.): „Wegen Hustens die Nacht übel geschlafen.“ (12.11.): „Kam Hofr. Rehbein, seine Krankheit erzählend, meine überlegend und verschreibend.“ (13.11.): „Schlimme Nacht.“ (18.10.): „Blieb die Nacht sitzend im Sessel.“ (19.11.): „Brachte die Nacht abermals im Sessel zu.“ (20.11.): „Liess Blutigel setzen. Ruhte nachher, blieb aber nachher im Sessel.“ (22. 11.): „Brachte die Nacht im Sessel zu.“ (24.11.): „Kein besseres Befinden.“ (25.11.): „Nachts im Sessel zugebracht.“ (26.11.): „Versuch im Bette liegend zu schlafen. War nicht durchzuführen.“ (27.11.): „Schlief die Nacht im Sessel.“ (30.11.): „Die Elegie gelesen und wieder gelesen.“ „Sodann mit Zelter die Elegie nochmals gelesen ...“ „Zum ersten Mal wieder im Bette geschlafen.“ (2.12.): „Den Seitenschmerz gepflegt. Zeitig zu Bette, obgleich erst später eingeschlafen.“ (3. 12.): „früh, obgleich unwohl, einige Expedianda angegriffen.“ [Nach dem 3. Dez. wird die Krankheit nicht mehr erwähnt. Während der ganzen Krankheit hat Goethe täglich gearbeitet, dictirt, Besuche empfangen.]

An Zelter (August): „Soviel also zuerst, dass ich die kurz vergangene Zeit in Marienbad, ohne Unbilden, ja heiter und wie zum Leben zurückkehrend zugebracht habe, auch mich jetzt so wohl befinde als ich mich lange Zeit nicht gefühlt . . . Mich von allen

solchen [politischen] wie von ästhetischen Gesprächen und Vorlesungen zu befreien, hatte ich mich auf sechs Wochen einem sehr hübschen Kinde in Dienst gegeben, da ich denn vor allen äussern Unbilden völlig versichert war. Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste! Die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klang reiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägercorps falten mich aus einander, wie man eine geballte Faust freundlich flach lässt“ [Die Erinnerung an das Singen der Milder presst ihm noch Thränen aus.]

An den Sohn (24.8.): „Es ist nicht mit Worten auszudrücken, was diese acht Wochen freien heitergeselligen Lebens mich wieder hergestellt haben. Nur ist noch eine gewisse Reizbarkeit übrig geblieben, die ich erst beim Anhören der Musik gewahr geworden.“

An dens. (30.8.): „Es erhellt daraus manches Gute und Lustige, sogar, dass der Vater in das neue Jahr hinübertanzen musste. Gern gesteh ich, dass ich mich solchen Wohlbefindens an Leib und Seele lange nicht erfreute.“

An v. Martins (3.12.): „Mehr zu sagen verbietet mir ein immer noch umdüsterter Geisteszustand.“

Berichte und Gespräche: a) Ueber die Krankheit im Anfange des Jahres

v. Müller (14. 2.): „Mittwoch Abend, den 12. Februar, erfuhr ich zuerst von seinem Uebelbefinden, auf das man jedoch kein Gewicht legte. Donnerstag liess er mir sagen, dass er sich bereits wieder bessere. Freitags Nachmittags traf ich ihn recht munter mit seiner Schwiegertochter noch am Tisch sitzend an - Er klagte nur, dass der Kopf nicht recht hell sei und äusserte: er fühle sieh gerade wie einer, der imbegriff sei, recht fromm und bigott zu werden.

(17.2.) Ich ging gegen 4-5 Uhr nachmittags zu ihm und fand ihn angekleidet im Bette liegend, sehr jammernd und klagend über fortwährende Schmerzen und Ermattung. Er hatte einen äusserst heftigen Fieberfrost gehabt, der ihn über zwei Stunden lang durchschüttelt hatte . . . Rehbein kam bald darauf und gab guten Trost. Man hoffte auf Sch weiss. Er verlangte etwas Wein zu trinken, was man zu gestatten nicht wagte. „Allmächtiger Gott! Was muss der arme Teufel leiden! Wie krank bin ich, kränker, als in vielen Jahren!“, rief er ein Mal über das andere aus. Sodann: „Die Götter halten uns hart in solchen kranken Tagen und doch auch gar nicht sonderlich in den gesunden.“ Die Kammer, worin er lag, war ganz dunkel, seine Hand kalt, alles umher unheimlich, doch nahm er noch grossem Antheil an allem, was ich von Knebel und von Stroganoff referirte, und trieb mich an, ins Theater zu gehen.

Mittwoch den 19. Februar schien es etwas besser zu gehen, doch hatte er schon so vor sich hin gesagt: „Diesen Schmerze (dem am Herzen meinend) dieser unbesiegbare Schmerz wird mich noch an die Schwelle meines Lebens bringen.“

Donnerstags bis Sonnabends wechselten Besserung und Verschlimmerung immerfort ab. ... Er war öfters betäubt, phantasirte mitunter halb und halb, doch immer dazwischen ganz theilnehmend und verständig sprechend. Donnerstag gab er sich noch sehr mit seinem älteren Enkel ab, sang ihm sogar ein Liedchen aus dem „Spiegel von Arkadien“ vor. Er fragte oftmals nach Personen, die ihm sonst gleichgültig waren, z. B. Graf Keller, Graf Marschall u. s. w. Dazwischen sagte er einmal: „Mischt sich der Grossherzog noch immer in meine Kur?“ Und als man seine Intention missverstehend, mit „Nein“ antwortete, äusserte er: „Es wird ihm wohl zu langweilig werden.“ Er wiederholte öfters sein Bedauern, um Stroganoff's Besuch gekommen zu sein und in der Fortsetzung von >Kunst und Alterthum< gehemmt zu werden. „Und doch ist die Anzeige der Boisseréeschen neuesten Lieferungen so dringend; die muss ich ja rühmen und beloben.“ Zu seinem Diener Stadelmann sprach er einmal leise: „Du glaubst nicht, wie elend ich bin, wie sehr krank!“ Den Ärzten gab er öfters auf, sich ernstlich über seinen Zustand zu

bedenken, indem er einigen Unglauben an ihrer Kunst merken liess. „Treibt nur Eure Künste! Das ist alles recht gut, aber Ihr werdet mich doch wohl nicht retten.“ Mehrmalen verlangte er ein warmes Bad, das man jedoch für zu gewagt hielt. Einmal, als die Ärzte sich leise miteinander beredet hatten, sagte er: „Da gehen die Jesuiten hin! Berathen können sie sich wohl, aber nicht rathen und retten.“ Er jammerte, dass jeder ihm willkürlich verfluchtes Zeug zu schlucken gebe, und dass man die guten Kinder Ottilie und Ulrike missbrauche, es ihm beizubringen. Sobald er sich momentan erleichtert fühlte, wollte er alsobald, dass seine Schwiegertochter ihrer gewohnten geselligen Weise nachgehe, den Hof oder das Theater besuchen sollte. Jede Dienstleistung erwiderte er durch ein dankbares, artiges Wort oder durch einen verbindlichen Gestus. „Nun Ihr Seidenhäschen, was schleicht Ihr so leise herbei?“, sagte er Sonnabends morgens zu Ottilien, als sie an sein Bett trat. Er sass fast beständig auf dem Bette oder in dem Grossvaterstuhl der Oberkammerherrin v. Egloffstein, den er sehr anpries und hinzusetzte: durch diese Sendung habe sie sich eine Staffel in dem Himmel verdient. Sonnabend Mittag liess man ihn ein Glas Champagner trinken, ohne sichtliche Wirkung: Mit grossem Behagen ass er eine Bergamottenbirne und Ananasgelée. Einmal sprach er halblaut zu sich selbst: „Mich soll nur wundern, ob diese so zerrissene, so gemarterte Einheit wieder als neue Einheit wird auftreten und sich gestalten können?“ Zu Ulriken sagte er: „Ach Du glaubst nicht, wie die Ideen mich quälen, wie die sich durchkreuzen und verwirren!“

Sonntag, den 23. Februar, war er am schlechtesten; auch sagte er zu seinem Sohne: „Der Tod steht in allen Ecken um mich herum“; zu Huschke'n mehrmals: „Ich bin verloren!“ Einmal soll er auch geäussert haben: „O Du christlicher Gott! Wie viele Leiden häufst Du auf Deine armen Menschen, und doch sollen wir in Deinen Tempeln Dich dafür loben und preisen!“ Ich war vormittags in Stadelmann's Kammer neben seinem Zimmer, abends vor Hofe wieder eine Stunde im Hause. Rehbein sagte ihm: „Das Inspiriren geht leichter als das Exspiriren.“ – „Freilich!“, antwortete er „ich fühle das am besten, Ihr Hundsfötter!“

Nachmittags [24. 2.] wurde er sehr heftig gegen die Ärzte, befahl mit Ungestüm, ihm Kreuzbrunnen zu geben und sagte: „Wenn ich denn doch sterben soll, so will ich auf meine eigene Weise sterben.“ Er trank auch wirklich ein Fläschchen Kreuzbrunnen mit sichtbar gutem Erfolg. Kurz vorher sagte er zu seinem Sohn: „Das ist ein Kampf zwischen Leben und Tod.“ Von 4 1/2 bis 9 Uhr war ich [v. Müller] im Nebenzimmer, seine Stimme klang ziemlich sonor und kräftig. Ich hörte ihn nach allen Umständen und dem Hergang seiner Krankheit fragen, Rechenschaft fordern, wie von einer fremden, abgeschlossenen Sache. Er triumphirte, dass sein scharfer Geschmack etwas Anis in einer Arznei entdeckt habe, und dass man sich, weil ihm diese Kräuter stets verhasst gewesen, zur Umänderung des Receptes entschlossen. Mit Wohlgefallen hörte er, dass man ihm Arnica geben wolle, und hielt ganz behaglich eine kleine botanische Vorlesung über diese Blume, die er sehr häufig und sehr schön in Böhmen getroffen. „Die Phantasien sind nur Plünderungen des Verstandes und Geistes.“ - „Es lasten solche Massen von Krankheitsstoff auf mir seit 3.000 Jahren; man gewahrt deutlich, wie sich das Conventionele, das Einbildige dazwischen schiebt.“ Sehr oft fragte er, wer alles von Freunden dagewesen sich nach ihm zu erkundigen. „Das ist sehr artig von den guten Leuten.“ Er wurde sichtbar besser, trieb die Seinigen zur Ruhe: sie sollten sich selbst bedenken; für das Wenige, was er bedürfe, sei ja gesorgt. „So habe ich doch nicht alle Eure Feste gestört.“ Die Hoffnung kehrte ihm selbst wieder; er meinte: „Morgen werde ich ordentlich den Kreuzbrunnen wieder trinken und dann bald wieder ein ordentlicher Mensch mit Folge werden.“ Er fragte, ob man sein Tagebuch fortgesetzt, und jammerte, dass es nicht geschehen.“

b) Ueber die Depression im Herbst

v. Müller (23. 9.): Leidenschaftlicher Zorn Goethes über die Erlaubniss der Heirath zwischen Juden und Christen. Dieser sein Unmuth, sich nach dem heiteren Aufenthalte in Marienbad wieder hier eingeengt [zu] finden, machte sich den ganzen Abend vielfach bemerklich. Als ich ihn zum täglichen Spazierenfahren antrieb, sagte er: „Mit wem soll ich fahren ohne Langeweile zu empfinden? Die Stael hat einst ganz richtig zu mir gesagt: Il vous faut de la séduction. Ja ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Interesse zum andern gezogen, fast wie ein Ball hin und her geschaukelt, aber nun ruht der Ball wieder in der Ecke und ich muss mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben, und zusehen, wie ich mich durchflicke.“ Wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft; keine Kunst wieder herstellen lässt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten.

Am 25. 9. beklagt sich Goethe leidenschaftlich über die Abwesenheit der Gräfin Julie [von Egloffstein], er liebe und brauche sie. Ohne allen Anlass meinerseits rief er kurz nachdem ich eingetreten war, aus: „Es ist doch recht absurd, dass Julie diesen Winter nicht hier ist! Sie weiss gar nicht, wie viel sie mir entzieht und wie viel ich dadurch entbehre, so wenig, als sie weiss, wie ich sie liebe und wie oft ich mich im Geiste mit ihr beschäftige. Ihnen kann ich das wohl sagen, obgleich wir in diesem Punkt Rivals sind, denn ich traue Ihnen zu, dass Sie gleich sehr betrübt über ihre Abwesenheit sind. Andere erfreuen mich blos durch ihre Gegenwart durch ihre sichtliche Erscheinung, sind aber rein nichts für mich, wenn ich sie nicht vor mir sehe. Mit jenen aber kann ich mich unsichtbar unterhalten und darunter gehört Julie. Ich weiss zu gut, dass sie mir durch keine andere jemals ersetzt werden kann, und eben darum bin ich so betrübt, dass sie mir gerade diesen Winter fehlt.“

Sie sehen also, dass seine Leidenschaft für Ulrike Levetzow wenigstens nicht exclusiv ist und dass ich Recht habe zu behaupten, nicht dieses einzelne Individuum, sondern das gesteigerte Bedürfniss seiner Seele überhaupt nach Mittheilung und Mitgefühl habe seinen jetzigen Gemüthszustand herbeigeführt.³³

Am 2. October schlägt Goethe einen „ewigen Thee“ [tägliche Abendvereinigungen] vor, erregt sich dabei, erzählt von seiner Liebe zu Ulrike Levetzow. „Je schwerer ihm die Zunge wurde, je geistreichere und humoristischere Ideen drängten sich hervor.“ Am 5.10. fing v. Müller wieder vom „ewigen Thee“ an und fand mit Schrecken, dass Goethe fast alles vergessen hatte. Am 11.10.: „Goethe war zwar herzlich und mittheilend, jedoch innerlich gedrückt, sichtbar leidend. Seine ganze Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten Strebens, einer gewissen inneren Desperation“. Gelegentlich machte Goethe bittere Aeusserungen, so sprach er „von dem Abgrund der jenaischen Professorengemeinheit“.

c) Ueber die Krankheit im November

Am 5. 11. reist Frau Szymanowska ab. Goethe umarmt sie und bricht dabei in Thränen aus. Am 5.11.: „Goethe war in der Nacht erkrankt, heftigster Husten und Brustfieber hatten sich eingestellt.“ - „Seine entsetzliche Ungeduld und Weichlichkeit beim Hustenanfall.“ Am 11.11.: Kleine Abendgesellschaft bei Goethe, der seit längerer Zeit

³³ Das „gesteigerte Bedürfniss seiner [Goethes] Seele überhaupt nach Mittheilung und Mitgefühl“ war pathologisch, hervorgerufen durch eine leichte Präparalyse.

wieder leidend ist. Seine Füße hatte er in eine wollene Decke gewickelt.

Am 14.11. findet Eckermann Goethe im Lehnstuhle, von himmlischer Sanftmuth. „Wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre.“ Rehbein schlägt ein Pflaster vor. Goethe erzählt von Marienbad, vom nächsten Sommer, und wird heiter. Schliesslich kommt die Elegie daran. Am 16.11.: Goethe wieder im Lehnstuhle und ein wenig schwach. Wieder die Elegie, „das Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes.“ Goethe lässt sich ein Pflaster legen, klagt, das Uebel bessere sich nicht, seit einigen Nächten habe er gar nicht geschlafen, zum Essen habe er keine Neigung. „Der Winter geht nun so hin, ich kann nichts thun, ich kann nichts zusammenbringen, der Geist hat gar keine Kraft.“ - „Ach, ungeduldig bin ich auch nicht, ich habe schon zu viel solcher Zustände durchlebt und habe schon gelernt, zu leiden und zu dulden.“ - „Ich kann nicht arbeiten, ich kann nicht lesen, und selbst das Denken gelingt mir nur in glücklichen Augenblicken der Erleuchtung.“ Am 18.11. Mattigkeit und heftiger Krampfhusten. Am 19.11. nur die Familie zugelassen, aber abends Eckermann. Goethe sass im Stuhle und war heiter.

Am 23.11. zu von Müller: „Welch ein Zustand! welch eine Qual, ohne Morgen und Abend, ohne Thätigkeit, ohne klare Idee! Aber besucht mich nur immer Mittags ein wenig.“

Am 24.11. verbietet der Arzt alles Reden. Abends langes Gespräch mit Eckermann.

Am 25.11. v. Müller: „Rehbein und Zelter hielten ihn heute für besser, da Auswurf erfolge und der Husten sich mindere . . . er sprach fast gar nicht und sah ganz fahl aus.“

Nun folgt der eigenthümliche Bericht Zelters. „Mein Geschäft in Erfurt war in zwey halben Tagen abgemacht. Nun wasche mich, putze mich, freue mich, nehme Extrapost (24. Novbr.), komme nach Weimar, fahre vor. Ich bleibe eine Minute im Wagen, Niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Thür, ein weibliches Gesicht kuckt zur Küche heraus, sieht mich, zieht sich wieder zurück. Stadelmann kommt und hängt das Haupt und zuckt die Schultern. Ich frage, - keine Antwort. Ich stehe noch an der Hausthür: soll man etwa wieder gehn? Wohnt hier der Tod? Wo ist der Herr? - Trübe Augen. - Wo ist Otilie? - nach Dessau. - Wo ist Ulrike? - im Bette. Mein Traum fällt mir ein, ich erschrecke. Der Kammerrath kommt: Vater ist - nicht wohl; krank, recht krank. - Er ist todt! - Nein, nicht todt, aber sehr krank. Ich trete näher „und Marmorbilder stehn und sehn mich an.“ So steig' ich auf. Die bequemen Stufen scheinen sich zurückzuziehen. Was werde ich finden? Was finde ich? Einen der aussieht als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun wenn das ist, er soll davon kommen! Nein! er soll sie behalten, er soll glühen wie Austernkalk; aber Schmerzen soll er haben wie mein Hercules auf dem Oeta. Kein Mittel soll helfen; die Pein allein soll Stärkung und Mittel seyn. Und so geschah's, es war geschehn! Von einem Götterkinde, frisch und schön, war das liebende Herz entbunden. Es war schwer hergegangen, doch die göttliche Frucht war da, und lebt und wird leben und ihres Geistes Namen über Zonen und Aeonen hinaustragen und wird genennet werden Liebe, ewige allmächtige Liebe.

Nachrichtlich. Zum Verständniss gewisser Gedichte aus den Jahren 1822 und 1823 ist zu wissen: wie eine leidenschaftliche Zuneigung des Dichters zu einem jungen weiblichen Wesen in Karlsbad, leidenschaftlich erwiedert, so wenig verheimlicht worden, dass man laut genug von einer ehelichen Verbindung des fünfundsiebzigjährigen Greises sprach.

Schon zweymal hatte ich den Freund in ähnlichem dem Tode nahen Zustande angetroffen, und ihn unter meinen Augen gleichsam wieder aufleben sehen. Diesmal, seine Genesung sozusagen befehlend, sah ich ihn von Stund an, zur Verwunderung der Aerzte, so schnell sich erheben, dass ich ihn in der Mitte des Decembers in völliger Munterkeit verlassen durfte. Zelter.“ [Aus dessen biographischen Papieren.]

Am 1.12. wird Eckermann zu Tische geladen, findet Zelter, und Goethe ist heiter. Am 7.12. fragt Soret Goethen, wie er sich befinde. „Nicht ganz so schlecht als Napoleon auf seiner Insel“, war die seufzende Antwort; v. Müller findet Goethen viel mittheilender und wohler. Am 10.12. lehnt sich Goethe gegen die Ansicht Huschkes, dass Karlsbad ihm zusagen würde, heftig auf. Am 15.12. verlangt Goethe, die Besucher möchten einzeln kommen, das Hin- und Herreden Mehrerer betäube ihn, oder rege ihn zu sehr auf.

Am 21.12. findet Soret Goethen in sehr guter Laune, der kürzeste Tag sei vorüber. „Ich höre, dass er jedes Jahr die Wochen vor dem kürzesten Tag in deprimirter Stimmung zu verbringen und zu verseufzen pflegt.“

Kommentar: Das Jahr 1823 ist gekennzeichnet von großen psychischen Ausschlägen. In der „Euphorie des Paralytischen“ bittet er den Herzog von Weimar, in seinem Namen um die Hand der jungen Ulrike von Levetzow anzuhalten. Goethe ist 78 Jahre alt.

1824

Tagebuch Goethes (29.1.): „Beym Aufstehen heftiges Erbrechen. Die Thätigkeit des Tages gelähmt. Im Bette zugebracht. Aertzliche Anordnungen befolgt.“ 25.4.-7.5.: Badekur (5 Bäder). (15.7.): „Nicht ganz wohl. Verlor den Morgen.“ (29.7.): „Abends geschröpft.“

Gespräche Goethes: Am 27. 1. sagte Goethe zu Eckermann, er habe in 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt, es sei das ewige Wälzen eines Steins.

Im April zu v. Müller: „Ich will nicht hoffen und fürchten wie ein gemeiner Philister; daher ist das Geschwätz der Aerzte und ihr Trösten mir am allermeisten zuwider.“

v. Malsburg „fand den alten Herrn schöner und grösser (an Leibesstatur), als vor zwei Jahren; keine Spur von Krankheit.“

1825

Tagebuch Goethes (14.1.): „Meist im Bette geblieben, wegen Uebelbefinden.“ (15. u. 16.1.): „Später aufgestanden“. (18.2.): Brief an Rehbein wegen einigem Uebel [Goethes rechtes Auge war entzündet und „fiel ihm schmerzlich“].

(21.3.): „Befand mich nicht zum Besten. Nachts brannte das Theater ab.“

(14.4.): „Einige ärztliche Anordnungen befolgt . . . Geschröpft . . . Blieb auf dem Zimmer . . . Der Katarrh vermehrte sich, ich musste mich ruhig halten und ging zeitig zu Bette.“ (15.4.): „Blieb im Bette“. (16.4.): „Stand bey Zeiten auf“. (17.4.): „Lange im Bette“. (18. 4.): Ueble Nacht. Im Bette geblieben. Das Nothwendigste besorgt. Aderlass um 3 Uhr Nachmittags. (19.4.): Besser. Aufgestanden.

11.7. - 19.8.: achtmal „gebadet“. (13.8.): „Geschröpft und stille geblieben“ (7.9.): „Befand mich gegen Abend unwohl.“ (8.9.): Blieb im Bette. (9.9.): „Sehr unruhig und, weil noch nicht völlig hergestellt, höchst unbequem.“ (12. - 28.9.): dreimal „Gebadet“.

An Zelter (27.3.): „Soviel jedoch sey Dir, mein Theuerster, im Ernste gesagt, dass ich mich körperlich wohl befinde, psychisch leidlich; nur halte ich mich ganz einsam.“ Aehnlich am 16.6., 3.7., 3.11.

Gespräch Goethes: v. Müller erschrickt am 14.1. über Goethes Unwohlsein, ist am 16.1. bei dem wiedergenesenden Goethe, findet ihn im Frühjahr oft sehr gereizt, erwähnt am 10. und 15.4. Goethes Unwohlsein, notirt am 18.4.: „Nach Tisch in Goethes Haus, der heute früh sehr krank war und durch Aderlass vor Lungenentzündung gerettet wurde.“ Die Spazierfahrt nach Belvedere am 13.6. ist die erste seit 7-8 Monaten. Auch weiterhin v. Müller oft über Goethes Stimmung, Am 8.12. „heftigste Scene“ mit Müller und Meyer.

Am 28.4. Besuch Cousins: Goethe hustet immer und seine Stimme zittert.

1826

Tagebuch Goethes (23.1): Nach 11 Uhr geschröpft. (14.4.): „Blieb für mich wegen geschwollener Ohrdrüse“. (27.4.): „Befand mich des Nachts nicht wohl und blieb 28.4. im Bette.“ (29.4.): „brachte abermals eine unruhige Nacht zu.“ (30.4.): „hatte zwar unterbrochen, aber gut geschlafen.“ Gebadet. Meist im Bette. (1.5.): „Ungünstige Nacht, doch aber bey Zeiten aufgestanden.“ (3.5.): „Uebrigens bey nicht vortheilhaftem Befinden den Tag in der Stille zugebracht“ 5.5. Gebadet. 6.5. Leidliches Befinden. (21.5.): „Kam darauf Herr Geh. Hofr. Stark. Sprach von entschiedener anzugreifender Cur.“ (3.6.): Stark, „die Wunde besehend und seine Gedanken eröffnend.“ (10.6.): Stark und Bergrath Wahl „die Wunde besehend und das Nächste anordnend.“ (19.6.): „Bergrath Wahl verband in dessen [Vogel's] Gegenwart. Consultation deshalb.“ (28.6.): „Rath Vogel dem Verband beywohnend.“ Im Juli wiederholt „Gebadet“. Auch 13.12. „Gebadet“.

An Zelter (17.6.): „auch zeig ich an dass mein Uebel auf der Rückkehr ist, wenn sichs nicht wieder anders besinnt.“

Goethes Gespräche: v. Müller ist am 1.5. bei Goethe, der noch unbass, doch schon besser war.

Am 15.5. erwähnt Goethe gegen Eckermann „seinen krankhaften Zustand von voriger Woche“.

v. Schorn (23.9.): „Er scheint sehr wohl zu sein, bis auf ein kleines Pflaster, das er noch am Halse trägt.“

Kommentar von Möbius: Die „Wunde“ scheint eine absichtliche gewesen zu sein, d. h. die „entschiedene Cur“ Starck's, ein Haarseil?

1827

Tagebuch Goethes (4.1.): Unruhige Nacht. (5.1.) Rath Vogel. Eine neue Arzeney verordnend. Von 10.6. bis 26.7. dreimal „Gebadet“. (30.7.) „Befand mich beym Aufwachen nicht wohl und brachte den Tag meist unthätig hin.“ (7.8.): „Befand mich nicht wohl“. (8.8.): „Blieb im Bette“.

An Zelter (6. 2.): Es sei die Zeit her ganz wohl gegangen, das Befinden leidlich. (10.4.): Leidliches Befinden und kein körperliches Uebel.

Goethes Gespräche: v. Müller findet am 8.8. Goethe im Bette, an Erkältung kränkelnd, doch munter, am 9.8. wohler.

Förster fand 1827 [wann?] Goethe an den Augen leidend; er trug bei Tage einen Schirm von grüner Seide . . . am Abend schützte er sich gegen das Lampenlicht durch einen vorgesetzten Schirm.

1828

Tagebuch Goethes (2.4.): „Abends Hofrath Vogel. War einige Arzeney nöthig.“ (3.4.): Unruhige Nacht. Des Morgens besserer Zustand.

(25.10.): „Verhielt mich ruhig wegen Indisposition.“ (30.10.) Unruhige Nacht. (31.10.) Die Nacht nicht viel besser. [Vier Besuche.] „Den übrigen Tag im Bette zugebracht und das Vorsehende überlegt.“

Goethes Gespräche: Goethe sagte in Dornburg zu Eckermann: „Ich verleve hier so gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröthe zu entzücken. Fast den ganzen Tag bin ich sodann im Freien und halte geistige Zwiegespräche mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute

Gedanken sagen und wovon ich euch wunderliche Dinge mittheilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht schlecht sind, und möchte überall, dass es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben.“

1829

Tagebuch Goethes (4.1.): „Befand mich beym Aufstehen nicht wohl. Legte mich wieder zu Bette, verblieb den Tag und die folgende Nacht daselbst.“ (5. I.) „Brachte den Morgen im Bette zu mit besserem Befinden.“

(29. 5. u. 12. 6.) „Gebadet“.

(4. 7.) Nach einer übeln Nacht im Bette geblieben. (5. 7.) Bei besserem Befinden das Nothwendigste beseitigt.

Goethes Gespräche: Im October fand F. Förster Goethen wieder an einer Augenentzündung leidend, mit einem grünseidenen Schirm gegen Tages- und Lampenlicht geschützt. „Dr. Vogel will mir nicht gestatten, vor vier bis fünf Wochen meine noch immer entzündete Netzhaut in Versuchung zu führen.“

1830

Tagebuch Goethes (22.6.): „Früh aufgestanden. Bald wieder niedergelegt. Hofr. Vogel abgewartet. Nochmals vereitelter Versuch aufzustehen. Indessen arbeitete ich immerfort. Schrieb, dictirte, liess mundiren, sodass ich bis gegen Abend erwünscht zu Stande kam.“ (23. 6.): „Entschloss mich im Bette zu bleiben.“ (24. 6.) [Nach Tische]: „Ich versuchte wieder ins Leben zu treten. Verfügte mich aber bald wieder zur Ruhe.“ (25. 6.) „Früh aufgestanden. In allem Ordnung gemacht.“

(11.7.): „Blieb im Bette wegen Unwohlseyn und brachte still den ganzen Tag zu.“ (12.7.): „Morgens blieb dessgleichen im Bette.“ (30. 7.): „Nachher H. Hofr. Vogel wegen dem Verbande.“

(25.9.) „Ich befand mich übel wegen Verkältung. Begab mich bald in meine hinteren Zimmer und brachte eine üble Nacht zu.“ (26. 9.) „Ich hatte mich sogleich erholt.“

(13.10.) „Ich suchte mich durch Ruhe herzustellen.“

(10.11) „Gegen Abend Herr Geh. Rath v. Müller und Hofr. Vogel, mir mit möglichster Schonung das in der Nacht vom 25. bis 27. October erfolgte Ableben meines Sohnes in Rom zur Kenntniss zu bringen; worauf denn Nachstehendes theils mitgetheilt, theils überlegt wurde.“ (25. 11.) „Schlief ein, wurde aber nach 10 Uhr durch einen Bluthusten wieder auf geweckt. Wurde Hofr. Vogel gerufen, welcher so gleich zur Ader liess. Worauf sich's besserte.“ (26. 11.) „Den ganzen Tag ging es leidlich bis Abends von 5 bis 6 Uhr, wo der Anfall wiederholte.“ (27. 11.) „den ganzen Tag ging es gut.“ (29. 11.) „Die Nacht ziemlich, gut geschlafen.“ (30. 11.) „Die Nacht ruhig zugebracht. Früh wieder aufgestanden.“

An Zelter (29. 4.): „Und dann darf ich Dir wohl ins Ohr sagen: ich erfahre das Glück, dass mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre.“ (3.6.): „Gedenke meiner als eines, zwar nicht immer behäglich, aber doch immerfort ernst ja leidenschaftlich strebenden und wirkenden Freundes.“

(21.11.): „Es scheint als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man seye nicht aus Nerven, Venen, Arterien und anderen daher abgeleiteten Organen, sondern aus Drath zusammengeflochten ... Das eigentliche wunderliche und bedeutende dieser Prüfung ist, dass ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem Jünger-Lebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiterzutragen habe.“

(1. 12.): [mit Bleistift] „Noch ist das Individuum beysammen und bey Sinnen. Glück

auf.“ (6. 12.): „Schon seit einiger Zeit traue ich dem Landfrieden nicht und befehle mich, das Haus zu bestellen.“ (10. 12.): „Diesmal aber hat der Zeiger nur einige Stunden retardirt und nun ist alles wieder im alten, mässigen Gange. Das Ausbleiben meines Sohnes drückte mich, auf mehr als eine Weise, sehr heftig und widerwärtig; ich griff daher zu neuer Arbeit, die mich ganz absorbiren sollte. Nun griff ich sie mit Gewalt an und es gelang so weit, dass der Band gedruckt werden könnte ... So weit nun bracht ichs in vierzehn Tagen, und es möchte wohl kein Zweifel seyn, dass der unterdrückte Schmerz und eine so gewaltsame Geistesanstrengung jene Explosion, wozu sich der Körper disponirt finden mochte, dürften verursacht haben.“ (28. 12.): „dass ich mich für das Verhältniss verwundersam wohlbefinde, unter der Bedingung einer ganz eigenen diätetischen Selbstverläugnung.“

Goethes Gespräche (24. 1.): „dass ich mich jetzt so gut halte, verdanke ich Vogel; ohne ihn wäre ich längst abgefahren. Vogel ist zum Arzte wie geboren und überhaupt einer der genialsten Menschen, die mir je vorgekommen sind.“

(14. 2.) Der Tod der Grossherzogin stört Goethes Heiterkeit nicht.

Ueberhaupt herrscht in den Gesprächen von 1830 eine eigenthümliche Erregtheit vor. Oft derbe, burschikose oder übertriebene, oder negative, wegwerfende Urtheile. Der unbefangene Leser fühlt etwas Krankhaftes. Dem Kanzler ist die Sache nicht entgangen: er wundert sich oft über Goethes Erregtheit; Goethe war aufgeregt, aber nicht gemüthlich, und ähnliches sagt er. Am 24.4. notirt v. Müller: „Im Ganzen war er heut sehr lebhaft, aufgeregt, geistreich, aber mehr ironisch und bizarr als gemüthlich, mehr negativ als positiv, mehr humoristisch als heiter.“ Am 6.6. sagt er, Goethe habe die weimarische Geselligkeit schneidend und mit epigrammatischer Schärfe kritisirt. Goethe sagte: „Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt.“

v. Müller: (21.6.) Goethe wird unwohl. (2.10.) Goethe etwas unwohl. (13.10.) Goethe unpasslich. (8.11.) bei Goethe, der aber ziemlich mattherzig war. (10.11.) „Nachmittags bittere Stunden bei Goethe, um ihm die Schreckenskunde beizubringen“ „Doch er empfing sie mit grosser Fassung und Ergebung. „Non ignoravi, me martalem genuisse!“, rief er, als seine Augen sich mit Thränen füllten.“ (21. 11.) bei Goethe, der sehr heiter war.

Eckermann (25. 11.): Goethe erschien still und oft in sich verloren.

Hierzu sei das Bulletin Vogels vom 29. November mitgetheilt. Es lautet: Seine Excellenz, der Herr Staatsminister von Goethe, durch eine frühere, sehr schwere Herzkrankheit und durch neuere Ereignisse zu Unregelmässigkeiten im Kreislaufe des Blutes durch die Athmungsorgane disponirt, wurde (vielleicht in Folge anhaltenden und lauten Sprechens), den 26. November, Nachts gegen eilf Uhr plötzlich von einem ungemein heftigen Lungenblutsturze befallen. Ein starker Aderlass am Arme und geeignete innerliche Mittel hemmten mit dem Blutergüsse die drohende Erstickungsgefahr. Der Unfall erneuerte sich den folgenden Nachmittag zweimal, wurde aber sogleich durch innerliche Mittel unterdrückt. Seit dieser Zeit wird nur zuweilen offenbar früher ergossenes, geronnenes, mit Schleim vermengtes Blut in geringer Quantität ausgehustet. Man kann behaupten, dass jetzt alle Funktionen in Ordnung sind. Der Schlaf ist gut, der Appetit nicht unbedeutend, die Verdauung regelmässig. Die Kräfte sind bei weitem nicht so geringe, als man bei solchen Vorgängen fürchten musste. Die vortreffliche Constitution des verehrten Kranken lässt eine baldige völlige Wiederherstellung mit gutem Grunde hoffen.

W. den 29. Novemb. 1830, Dr. Vogel.

1831

Tagebuch Goethes (25.2.): „Ich liess zur Ader in Gegenwart des Hofraths Vogel.“

(18.3.): „Ich legte mich wegen des Fusses zu Bette“ [nachmittags]. (19.5.): „Befand mich nicht wohl.“ (20.5.): „Wegen des Catarrhs der Tag ungenutzt hingegangen.“ (21.5.): „Unruhige Nacht.“ An diesen Tagen immer hin thätig. (25.5.): „Unruhige Nacht.“ (26.5.): „Schlaflose Nacht.“ (27.5.): „Leidliche Nacht.“ Dann Besserung. (21.7.): „Abschluss des Hauptgeschäftes“ (25.9.): „Höchst unerfreuliche Schwäche.“ - Für die Tagebücher der letzten Jahre ist charakteristisch, dass nicht bloss Thatsachen, sondern auch kleine Betrachtungen, besonders Missbilligungen moderner Erscheinungen, gegeben werden.

An Zelter (1. 6.): „ich habe diese vierzehn Tage Gefangenschaft unter einer harten katarrhalischen Despotie gar wohl zu nutzen gewusst, indem ich gränzenlos las.“ (9. 6.): „Heute sind es gerade drey Wochen, dass ich, durch einen widerwärtigen Rheumatismus, abgeschlossen bin von allem geselligen Leben.“ (18. 6.): „Seit drey Wochen, wie ich schon geklagt habe, von katarrhalischen Unbilden und dem widerwärtigsten Wetter niedergehalten.“

Kommentar von Möbius: Bemerkenswerth ist die fast fieberhafte Geschäftigkeit des letzten Jahres. Am 4.9. meldet Goethe die Vollendung des >Faust< an Zelter, gleich aber treten neue Forderungen hervor „wie in einem Bäckerladen à la queue“. Am 15.11.: „Zu den hundert Dingen, die mich interessiren, constituirt sich immer eins in der Mitte als Hauptplanet und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indessen, in vielseitiger Mondgestalt, umher, bis es einem und dem andern auch gelingt gleichfalls in die Mitte zu rücken.“

Goethes Gespräche: Nach Conta hat Goethe einen Rückfall seiner Krankheit erlitten, nachdem er den jungen Maler gesprochen, in dessen Arm sein Sohn gestorben ist, obwohl im Gespräche der Sohn nicht erwähnt wurde (Suphan, Preller-Briefe. Goethe-Jahrb. 1902. p. 32).

v. Müller: (5.3.) bei Goethe, der am Fuss litt. (17.3.) bei Goethe, der an seinem Fuss stärker als bisher litt. (19.3.) Goethe, den ich zu Bett traf, doch mittheilend. (29.3.) freundlich, doch weniger lebendig, weil er immer. noch etwas leidend am Fusse ist.

Stickel (22. 3.): Goethe sass seitwärts davon auf einem Suhl und hatte das leidende Bein über einen zweiten Stuhl ruhend.

Soret (31.3.): Goethe war in der letzten Zeit abermals sehr unwohl, sodass er nur seine vertrautesten Freunde bei sich sehen konnte. Vor einigen Wochen musste ihm ein Aderlass verordnet werden. Dann zeigten sich Beschwerden und Schmerzen am rechten Beine, bis dann zuletzt sein inneres Uebel durch eine Wunde am Fusse sich zuletzt Luft machte, worauf sehr schnelle Besserung erfolgte. Auch diese Wunde ist nun seit einigen Tagen wieder heil und er ist wieder heiter und graziös wie vorher.

v. Müller (21.5.): Ich traf Goethe zu Bette, er liess sich nicht sprechen. (22.5.) Bei Goethe, der noch immer sehr unwohl war. (23.5.) Ziemlich munter. (2.6.) Goethe, der wohler, aber noch sehr verdrüsslich ist.

1832

Tagebuch Goethes (24.1.): „Neue Aufregung zu >Faust< in Rücksicht grösserer Ausführung der Hauptmotive, die ich, um fertig zu werden, allzu lakonisch behandelt hatte.“ (16.3.): „Den ganzen Tag wegen Unwohlseyns im Bette zugebracht“ [Die letzten Worte des Tagebuches!]

An Zelter (14.1.): „Ungesäumt, unverwandt, so fort an!“

Der letzte Brief an Zelter vom 11.3. zeugt von vollkommener Frische und Munterkeit. -

Aus den Angaben Vogels über die Zeit von 1825 bis 32 sei noch Folgendes mitgetheilt:

Bemerkenswerth war das ganz eigene resignirte Wesen, welches bei Goethe während der letzten Jahre seines Lebens in allen Krankheiten an die Stelle eines in ähnlichen Fällen früher gewöhnlichen aufbrausenden Unmuthes getreten war.

Es wurde Goethe im höheren Alter ungemein schwer, Entschlüsse zu fassen. Er bezeichnete es selbst als Schwäche, es rühre daher, dass er niemals genöthigt gewesen sei, rasch zu handeln. Wurde er zu schnellen Entschliessungen gedrängt, wie nach dem Tode des Sohnes, so wurde er leicht grämlich.

Krankheit hielt Goethe für das grösste irdische Uebel. Er fürchtete nicht den Tod, aber ein qualvolles Sterben. Unter allen körperlichen Leiden waren ihm Schmerzen am peinlichsten; nächst ihnen afficirten ihn am mächtigsten entstellende Uebel.

Goethe sei stark und wohlgebaut gewesen, habe nur etwas zu kurze Beine gehabt. Die besten Abbildungen seien Rauchs Büste und Stielers Gemälde. Der Körper sei wohlbeleibt gewesen, die Brust breit und hoch gewölbt, der Hals rund, die Haut zart und weiss mit durchschimmernden Venen, an den Unterschenkeln geringe Varicositäten, das Haupt mit seidenweichem grauen Haar dicht besetzt, die Zähne bis zuletzt wohl erhalten. Er habe niemals an Zahn- oder Kopfweh gelitten.³⁴

Er war ein sehr dankbarer und folgsamer Kranker.

Eckermanns Worte über die Leiche lauten: „Ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall.“

1831 - 1832

Goethes >Sommerseele<

Quelle: Ellen und Paul Mitzschke, >Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgebung<, Weimar 1904:

„Manchmal, wenn Goethe im Arbeitszimmer saß und schrieb oder las, soll sich ihm etwas zart und katzenartig weich an die Seite gedrängt haben wie ein Mädchen, das ihn liebte und für ihn gestorben war. Einmal, als es wieder kam, sah Goethe einen ganz feinen Arm, der sich über seine Brust spannte. Wenn er in der Dämmerung der Sommerabende in den Garten hinausging, tauchte ebenfalls etwas Unbestimmtes neben ihm auf, als ob jemand, der ihn übermenschlich liebe, unsichtbar um ihn sei. Auch andere Leute haben diese „Sommerseele“ gesehen. So zeigte sich die Erscheinung im letzten Sommer vor Goethes Tode. Es war zur Zeit der Rosenblüte in heißer Mittagsstunde, und Goethes Enkelin Alma saß als kleines Mädchen mit einer Dienerin im Garten. Goethe trat zu ihnen hinaus. Da sah das Kind die Gestalt eines wunderschönen Mädchens mit goldenem, schleierartigem Haar und blauen Augen aus dem Schatten zu dem Großvater hingehen ...“

Kommentar: Diese Sage über die Goethesche „Sommerseele“ ist ein gewichtiges Indiz, das meine Thesen nicht nur bestätigt, sondern auch beweist, nämlich daß die Familienangehörigen wie auch einige „Eingeweihte“ von Goethes „Musengöttin“ Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, wußten. Außerdem ist es ein medizinisches Indiz für präparalytische Halluzinationen Goethes.

³⁴ Diese Mitteilung ist wiederum ein Indiz dafür, daß Goethes Backengeschwulste und –geschwüre syphilitischen Ursprungs waren.

Kurzdarstellung von Goethes syphilitischer Erkrankung

- 03.04.1764 Kaiserkrönung in Frankfurt: Dreh- und Angelpunkt von Goethes syphilitischer Erkrankung:
vor Kaiserkrönung: Ansteckung b. d. schönen Gretchen, möglicherweise durch einen harmlosen Kuss,
nach der Kaiserkrönung: Verzweiflung Goethes wegen des Verlustes der Geliebten, Goethe gebärdet sich wie toll, schon bald erkennbare Folgen einer Syphilisinfection: schwere Neurasthenie, Silberverdoppelungen, Wortverwechslungen, Konzentrationsstörungen (s. Br. Goethes an Schwester Cornelia von Wiesbaden), Goethe wird auf Syphilis behandelt, unbekannt ob Quecksilberschmierkur oder Diät-Liegekur, Anzeichen einer leichten Präparalyse, Ysenburg von Buri beschuldigt Goethe der (erotischen) „Ausschweifung“
- 00.06.1765 Wolfgang Goethe zur Kur in Wiesbaden, vollständige Remission Goethes mit Anzeichen eines Intelligenzschubs, jedoch ist Goethe ein sogenannter Defektgeheilte, er leidet Zeit seines Lebens an Neurasthenie, die er unter dem Deckmantel von Enthusiasmus verbirgt,
- 1765–1768 möglicherweise eine zweite Infektion während des Studienaufenthalts in Leipzig, in Frankfurt unterzieht er sich einer Diät-Liegekur,
- 1772–1773 die Liebesbeziehung Wolfgang Goethes zu Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, ist nur unter Berücksichtigung einer schweren Neurasthenie richtig zu beurteilen; die Euphorie des jungen Goethe ist ähnlich der Nietzsches, er ist ein künstlerisch „genialer“ Syphilitiker,
- ab 1776 in den Liebesbriefen Goethes an Charlotte von Stein sind die häufigen und schweren körperlichen Beschwerden und Leiden Goethes, auch psychische Auffälligkeiten, hervorgerufen durch die „Krankheit der Venus“, belegt,
- 1776–1786 Goethes Verhältnis zu Charlotte von Stein (siehe Briefe Goethes an die Geliebte) ist deutlich gekennzeichnet durch eine schwere Neurasthenie (Nervenschwäche),
- 1782 Goethe in den Adelsstand erhoben, sein Wappen ist die Venus und sein Motto lautet: „Alles um Liebe“,
- 1785 erster Kuraufenthalt in Karlsbad, Wasser- und Schwitzkuren dienen der Heilung von Syphilis und der Linderung von chronischen Beschwerden (heiße Bäder und Schwitzpackungen), die „Halsband-Affaire“ in Paris erschüttert Goethe zutiefst, wiederum ein deutliches Indiz einer schweren Neurasthenie,
- 1786 Flucht nach Italien aus Angst vor der Paralyse

und weil die Heilung in warmen Ländern schneller und gründlicher erfolgt, möglicherweise davor dritte Infektion! Goethe schreibt an Charlotte von Stein: „durch meine Schuld krank“; hatte Charlotte von Stein sich an Goethe infiziert?

- 1786-1788 zwei Jahre Aufenthalt in Italien dienten zur Heilung von den physischen und psychischen Folgen der Syphilis, die Werke >Iphigenie<, >Tasso<, >Benvenuto Cellini< und der >Wilhelm Meister< (Harfner u. Mignon) bezeugen, daß Goethe sich dem Problem einer Geisteserkrankung (in Folge der Syphilis) durchaus bewußt war, ja er fürchtete das Endstadium der Lues: die Paralyse,
- ab 1791 die physischen Beschwerden treten wieder auf: Geschwüre im Mund, Gelenkschmerzen, später kommen Unterleibschmerzen hinzu, auch psychische Auffälligkeiten treten auf: Euphorien und Hypochondrien = Depressionen, auch Wutanfälle,
- 1802-1803 Goethe schreibt das halbwissenschaftliche Werk >Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen<, er schenkt es dem Arzt Johann Christian Reil, dieses Werk diente hauptsächlich dem Zweck, die Zustände in Irrenhäusern zu verbessern, das Werk läßt erkennen, daß Goethe über seinen Zustand völlig im Klaren war, er versucht alles, um sich selbst zu heilen, bzw. das Endstadium der Syphilis (progressive Paralyse) so lange wie möglich hinauszuschieben,
- 1804 Goethe schreibt das satirisch-autobiographische Werk >Nachtwachen<, enthält Irrenhaus-Szenen,
- nach 1804 Goethe ist Verfasser der Novelle >Die Reisenden<, die teilweise im Irrenhaus spielt,
- ab 1805 deutliche Anzeichen von pathologischen Veränderungen in Goethes Psyche: Hypochondrie = Depressionen, Tobsuchtsanfälle und chronische körperliche Beschwerden (Geschwüre an Augen und an Schleimhäuten des Mundes) hervorgerufen durch eine schleichende Präparalyse, Goethes „Farbenlehre“ ist nach Eissler ein Indiz für eine partielle Schizophrenie Goethes,
- ab 1813 immer auffälligere Anzeichen einer Präparalyse Goethes, trotzdem können zu Anfang des zweiten Jahrzehnts noch von Goethe die sog. >Dresdner Novellen<, die unter dem Namen des Sohnes Ludwig Tieck veröffentlicht wurden, diktiert worden sein,
- ab 1823 starke Vergreisung Goethes,

Indizien in Goethes Werken

A: Indizien im offiziellen Oeuvre Goethes

Zu den römischen Elegien

II.

Zwei gefährliche Schlangen, vom Chore der Dichter gescholten,
Grausend nennt sie die Welt Jahre die Tausende schon:
Python, dich, und dich, Lernäischer Drache! Doch seid ihr
Durch die rüstige Hand tätiger Götter gefällt.
Ihr zerstöret nicht mehr mit feurigem Atem und Geifer
Herde, Wiesen und Wald, goldene Saaten nicht mehr.
Doch Welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
Ungeheure Geburt giftigen Schlammes³⁵ gesandt?
Überall schleicht er sich ein, und in den lieblichsten Gärtchen
Lauert tückisch der Wurm, packt den Genießenden an.
Sei mir, Hesperischer Drache, begrüßt: du zeigtest dich mutig,
Du verteidigtest kühn goldener Äpfel Besitz!
Aber dieser verteidiget nichts - und wo er sich findet
Sind die Gärten, die Frucht keiner Verteidigung wert.
Heimlich krümmt er sich im Busche, besudelt die Quellen,
Geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Tau.
O wie glücklich warst du, Lukrez! du konntest der Liebe
Ganz entsagen und dich jeglichem Körper vertraun.
Selig warst du, Properz! dir holte der Sklave die Dirnen
Vom Aventinus herab, aus dem Tarpeischen Hain
Und wenn Cynthia dich aus jenen Umarmungen schreckte,
Untreu fand sie dich zwar, aber sie fand dich gesund.
Jetzt wer hütet sich nicht, langweilige Treue zu brechen!
Wen die Liebe nicht hält, hält die Besorglichkeit auf.
Und auch da, wer weiß! gewagt ist jegliche Freude,
Nirgend legt man das Haupt ruhig dem Weib in den Schoß.
Sicher ist nicht das Ehbett mehr, nicht sicher der Ehbruch;
Gatte, Gattin und Freund: eins ist im andern verletzt.
O der goldenen Zeit, da Jupiter noch vom Olympus
Sich zu Semele bald, bald zu Callisto begab!
Ihm lag selber daran, die Schwelle des heiligen Tempels
Rein zu finden, den er liebend und mächtig betrat.
O wie hätte Juno getobt, wenn im Streite der Liebe
Gegen sie der Gemahl giftige Waffen gekehrt.
Doch wir sind nicht so ganz, wir alte Heiden, verlassen,
Immer schwebet ein Gott über der Erde noch hin,

Eilig und geschäftig, ihr kennt ihn alle, verehrt ihn,
Ihn, den Boten des Zeus, Hermes, den heilenden Gott.
Fielen des Vaters Tempel zu Grund, bezeichnen die Säulen
Paarweis kaum noch den Platz alter, verehrender Pracht,

³⁵ Ungeheure Geburt giftigen Schlammes = Syphilis. Die gab es jedoch in der Antike noch nicht.

Wird des Sohnes Tempel doch stehn, und ewige Zeiten
Wechselt der Bittende stets dort mit dem Dankenden ab.
Eins nur fleh ich im stillen, an euch, ihr Grazien, wend ich
Dieses heiße Gebet tief aus dem Busen herauf:
Schützet immer mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernt
Jegliches Übel von mir; reichet mir Amor die Hand,
O so gebet mir stets, sobald ich dem Schelmen vertraue,
Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß.

>Clavigo<

CARLOS. Narre, das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern sie an gar nichts. Auch sag ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, röste mich nicht monatelang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honetten Mädchen am ungernsten zu tun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen; hernach schleppt man sich eine Zeitlang herum, und kaum sind sie ein bißchen warm bei einem, hat sie der Teufel gleich mit Heiratsgedanken und Heiratsvorschlägen, die ich fürchte wie die *Pest* [richtig: die ich fürchte wie die Syphilis!] Du bist nachdenkend, Clavigo? [...]

CARLOS. Possen! Grillen! Sie hatte die Schwindsucht, da dein Roman noch sehr im Gange war. Ich sagte dir's tausendmal, und - aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Nasen. Clavigo, es ist schändlich! So alles, alles zu vergessen, eine kranke Frau, die dir die *Pest* unter deine Nachkommenschaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel so in gewissen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen. - Ein Mann, der Stammvater einer Familie sein könnte, die vielleicht künftig - Ich werde noch närrisch, der Kopf vergeht mir! [...]

Kommentar: Vor der Pest brauchte man sich zu Goethes Zeit weniger zu fürchten als vor der Syphilis. Die Pest kann man auch nicht „unter die Nachkommenschaft bringen, daß alle deine Kinder und Enkel in gewissen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen“, sehr wohl aber ist die Syphilis vererbbar. Offensichtlich hat Goethe anstatt >Syphilis< lieber >Pest< verwendet. Der Literaturforscher Johann Heinrich Rille hat in seinem Werk >Die Syphilis in der Dichtkunst< festgestellt, daß auch die deutschen Shakespeare-Übersetzer anstatt >Syphilis< (engl. >pox<) ebenfalls >Pest< übersetzt haben. Offensichtlich gehörte es in Deutschland zu damaliger Zeit zum guten Ton, die Syphilis nicht zu erwähnen. Vielleicht weil so viele hohe Herren – Adelige und Intellektuelle - von dieser Krankheit betroffen waren?

>Faust<

FAUST:
Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein,
Hier wollen wir von unsrer Wandrung rasten.
Hier saß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Fasten.
An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Tränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Pest [richtig: Syphilis]

Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
 Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
 O könntest du in meinem Innern lesen,
 Wie wenig Vater und Sohn
 Solch eines Ruhmes wert gewesen!
 Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
 Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
 In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
 Mit grillenhafter Mühe sann;
 Der, in Gesellschaft von Adepten,
 Sich in die schwarze Küche schloß
 Und, nach unendlichen Rezepten,
 Das Widrige zusammengoß.
 Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
 Im lauen Bad der Lilie vermählt,
 Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
 Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
 Erschien darauf mit bunten Farben
 Die junge Königin im Glas,
 Hier war die Arznei, die Patienten starben,
 Und niemand fragte: wer genas?
 So haben wir mit höllischen Latwergen [Quecksilber-Präparate]
 In diesen Tälern, diesen Bergen
 Weit schlimmer als die Pest [die Syphilis] getobt.
 Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben,
 Sie welkten hin, ich muß erleben,
 Daß man die frechen Mörder lobt.

>Wilhelm Meisters Lehrjahre<

II. Buch

1. Kapitel

Die Pest [richtig: die Syphilis] oder ein böses Fieber rasen in einem gesunden, vollsaftigen Körper, den sie anfallen, schneller und heftiger, und so ward der arme Wilhelm [alias Goethe] unvermutet von einem unglücklichen Schicksale überwältigt, daß in einem Augenblicke sein ganzes Wesen zerrüttet war. Wie wenn von ungefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand gerät, und die künstlich gebohrten und gefüllten Hülsen, die, nach einem gewissen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechselnde Feuerbilder in die Luft zeichnen sollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durcheinander zischen und sausen, so gingen auch jetzt in seinem Busen Glück und Hoffnung, Wollust und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal scheiternd durcheinander. In solchen wüsten Augenblicken erstarrt der Freund, der zur Rettung hinzueilt, und dem, den es trifft, ist es eine Wohltat, daß ihn die Sinne verlassen.

Tage des lauten, ewig wiederkehrenden und mit Vorsatz erneuerten Schmerzes folgten darauf; doch sind auch diese für eine Gnade der Natur zu achten. In solchen Stunden hatte Wilhelm seine Geliebte noch nicht ganz verloren, seine Schmerzen waren unermüdet erneuerte Versuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch festzuhalten, die Möglichkeit desselben in der Vorstellung wieder zu erhaschen, seinen auf immer abgeschiedenen Freuden ein kurzes Nachleben zu verschaffen. Wie man einen Körper,

solange die Verwesung dauert, nicht ganz tot nennen kann, solange die Kräfte, die vergebens nach ihren alten Bestimmungen zu wirken suchen, an der Zerstörung der Teile, die sie sonst belebten, sich abarbeiten; nur dann, wenn sich alles aneinander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgültigen Staub zerlegt sehen, dann entsteht das erbärmliche, leere Gefühl des Todes in uns nur durch den Atem des Ewglebenden zu erquicken.

In einem so neuen, ganzen, lieblichen Gemüte war viel zu zerreißen, zu zerstören, zu ertöten, und die schnellheilende Kraft der Jugend gab selbst der Gewalt des Schmerzens neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich [Schicksalsschlag] hatte sein ganzes Dasein an der Wurzel getroffen. Werner, aus Not sein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verhaßten Leidenschaft, dem Ungeheuer, ins innerste Leben zu dringen. Die Gelegenheit war so glücklich, das Zeugnis so bei der Hand, und wieviel Geschichten und Erzählungen wußt' er nicht zu nutzen. Er trieb's mit solcher Heftigkeit und Grausamkeit Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das Labsal des mindesten augenblicklichen Betrugens, vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, in welchen er sich vor der Verzweiflung hätte retten können, daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zugrunde gehen lassen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein lebhaftes Fieber mit seinem Gefolge, den Arzneien, der Überspannung und der Mattigkeit³⁶, dabei die Bemühungen der Familie, die Liebe der Mitgeborenen, die durch Mangel und Bedürfnisse sich erst recht fühlbar macht, waren so viele Zerstreuungen eines veränderten Zustandes und eine kümmerliche Unterhaltung. Erst als er wieder besser wurde, das heißt, als seine Kräfte erschöpft waren, sah Wilhelm mit Entsetzen in den qualvollen Abgrund eines dünnen Elendes hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulkans hinunterblickt.

Nummehr machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er nach so großem Verlust [Verlust der Geliebten, des sog. „schönen Gretchens“] noch einen schmerzenlosen, ruhigen, gleichgültigen Augenblick haben könne. Er verachtete sein eigen Herz und sehnte sich nach dem Labsal des Jammers und der Tränen.

Um diese wieder in sich zu erwecken, brachte er vor sein Andenken alle Szenen des vergangenen Glücks. Mit der größten Lebhaftigkeit malte er sie sich aus, strebte wieder in sie hinein, und wenn er sich zur möglichsten Höhe hinaufgearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenschein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben, den Busen zu heben schien, sah er rückwärts auf den schrecklichen Abgrund [gemeint ist: seiner Syphilis-Erkrankung], labte sein Auge an der zerschmetternden Tiefe, warf sich hinunter und erzwang von der Natur die bittersten Schmerzen. Mit so wiederholter Grausamkeit zerriß er sich selbst; denn die Jugend, die so reich an eingehüllten Kräften ist, weiß nicht, was sie verschleudert, wenn sie dem Schmerz den ein Verlust erregt, noch so viele erzwungene Leiden zugesellt, als wollte sie dem Verlorenen dadurch noch erst einen rechten Wert geben. Auch war er so überzeugt, daß dieser Verlust der einzige, der erste und letzte sei, den er in seinem Leben empfinden könne, daß er jeden Trost verabscheute, der ihm diese Leiden als endlich vorzustellen unternahm.

[...]

Viertes Kapitel

Nur einige Tage mußte die Gesellschaft an dem Orte liegenbleiben, und sogleich zeigten sich für verschiedene Glieder derselben nicht unangenehme Abenteuer, besonders aber ward Laertes von einer Dame angereizt, die in der Nachbarschaft ein Gut hatte,

³⁶ Alles Indizien für eine Syphilis, keinesfalls ist die Pest gemeint. Ein lebhaftes Fieber mit seinem Gefolge, den Arzneien [Quecksilber-Präparate], der Überspannung [Neurasthenie] und der Mattigkeit“ [Erschöpfungszustände und Depressionen], alle Symptome deuten auf eine Syphilis.

gegen die er sich aber äußerst kalt ja unartig betrug und darüber von Philinen viele Spöttereien erdulden mußte. Sie ergriff die Gelegenheit, unserm Freund [Wilhelm Meister, alias Goethe] die unglückliche Liebesgeschichte zu erzählen, über die der arme Jüngling [Laertes] dem ganzen weiblichen Geschlechte feind geworden war. „Wer wird ihm übelnehmen“, rief sie aus, „daß er ein Geschlecht haßt, das ihm so übel mitgespielt hat und ihm alle Übel, die sonst Männer von Weibern zu befürchten haben, in einem sehr konzentrierten Tranke zu verschlucken gab? Stellen Sie sich vor: binnen vierundzwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Hahnrei, Patient [Syphilitiker] und Witwer! Ich wüßte nicht, wie man's einem [Mann] ärger machen wollte.“

Laertes lief halb lachend, halb verdrießlich zur Stube hinaus, und Philine fing in ihrer allerliebsten Art die Geschichte zu erzählen an, wie Laertes als ein junger Mensch von achtzehn Jahren, eben als er bei einer Theatergesellschaft eingetroffen, ein schönes vierzehnjähriges Mädchen gefunden, die eben mit ihrem Vater, der sich mit dem Direktor entzweit, abzureisen willens gewesen. Er habe sich aus dem Stegreife sterblich verliebt, dem Vater alle möglichen Vorstellungen getan, zu bleiben, und endlich versprochen, das Mädchen zu heiraten. Nach einigen angenehmen Stunden des Brautstandes sei er getraut worden, habe eine glückliche Nacht als Ehemann zugebracht, darauf habe ihn seine Frau des andern Morgens, als er in der Probe gewesen, nach Standesgebühr mit einem Hörnerschreck beehrt; weil er aber aus allzugroßer Zärtlichkeit viel zu früh nach Hause geeilt, habe er leider einen ältern Liebhaber an seiner Stelle gefunden, habe mit unsinniger Leidenschaft dreingeschlagen, Liebhaber und Vater herausgefordert und sei mit einer leidlichen Wunde davongekommen. Vater und Tochter seien darauf noch in der Nacht abgereist, und er sei leider auf eine doppelte Weise verwundet zurückgeblieben. Sein Unglück habe ihn zu dem schlechtesten Feldscher von der Welt geführt, und der Arme sei leider mit schwarzen Zähnen und tiefenden Augen [wegen der Quecksilber-Präparate] aus diesem Abenteuer geschieden. Er sei zu bedauern, weil er übrigens der bravste Junge sei, den Gottes Erdboden trüge. „Besonders“, sagte sie, „tut es mir leid, daß der arme Narr nun die Weiber haßt: denn wer die Weiber haßt, wie kann der leben?“

B: Indizien in den anonymen Werken Goethes

Wer ist der Verfasser des Trauerspiels >Das leidende Weib< - Klinger oder Goethe?

Das Dichten von schöngeistigen Werken war für Goethe – nach Uranias Tod – zu einer Zwangsneurose geworden. Er verspürte den unwiderstehlichen Drang, den Mitwissern seiner Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon beweisen zu müssen, wie sehr er sie geliebt habe und wie mitschuldig er sich an ihrem Kindbetttod fühle.

Goethe bekannte ausdrücklich in >D.u.W.<, dass er im >Werther< dichterischen Gebrauch von seinem Leben gemacht habe. Dazu möchte ich zwei Thesen aufstellen:

Erste These: Ein Dichter kann nur über etwas schreiben, das er selber vorher erlebt oder erlernt hat. Der Stoff z. B. eines Dramas ist entweder erlebt oder durch Lernen angeeignet. Junge Autoren haben, wegen ihrer relativ kurzen Lebenszeit und dementsprechend geringen Lebenserfahrung, nur ein begrenztes dichterisches Potential zur Verfügung. Bei Goethe ist daher in den dichterischen Denkmälern für Urania viel Selbsterlebtes niedergeschrieben.

Zweite These: Wenn ein Dichter von seinem tatsächlichen Leben „dichterischen Gebrauch“ macht, so ist mindestens eine Figur im Stück er selber. Im Briefroman >Die Leiden des jungen Werthers< ist Goethe mit Werther identisch. Und zwar, wie ich in dem

Buch >Goethes Musengöttin Urania – Die Liebestragödie des jungen Goethe< ausgeführt habe, in einem weit größeren Umfang, als die Goethe-Philologie bisher für möglich hielt. Werther, alias Jerusalem, erschoss sich aus unerfüllter Liebe. Goethe drohte ebenfalls der Geliebten mit Selbstmord, falls sie sich von ihm abwenden und wegen ihrer unehelichen Schwangerschaft in ein Kloster gehen würde. Der „düstere Zwischenraum“ ging glücklicherweise zu Ende; die Liebenden versöhnten sich wieder, wie von Goethe im Singspiel >Erwin und Elmire< wunderschön dargestellt wurde. Doch dann die wirkliche Tragödie: die geliebte Urania starb an den Folgen ihrer Niederkunft mit einem Kind Goethes. Wiederum starke Suizidabsicht Goethes, wegen seiner übergroßen Schuldgefühle. Das Problem beim >Werther< bestand darin, zu erkennen, welche Frau Goethe so sehr liebte, dass er wegen ihr mit Selbstmord drohte: Es war keineswegs Lotte Buff, was Goethe in Briefen an sie und Christian Kestner offen eingestand, sondern einzig und allein Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon.

Durch die unangenehmen Erfahrungen mit dem >Werther< vorsichtig geworden, ließ Goethe >Das leidende Weib< anonym 1775 bei Weygand drucken. Aber die Zeitgenossen glaubten mit Recht, das Drama wäre ein Geistesprodukt des Werther-Autors. So musste Goethe einen Freund suchen, der sich öffentlich zum Autor des Stückes erklärte. Einen solchen fand er in dem mittellosen Maximilian Klinger. Zu verdienen gab es nicht viel mit dem „Trauerspiel“, jedoch Klinger brauchte dringend Geld für sein Studium.

Ein weiteres Indiz, dass Klinger nicht der Autor war, trotz einer brieflichen Beteuerung (siehe M. Rieger: >Klinger in der Sturm- und Drangperiode. - Mit vielen Briefen<, Darmstadt 1880) ist die Tatsache, dass Klinger >Das leidende Weib< weder 1794 in dem Verzeichnis seiner Dramen genannt, noch in späteren Sammlungen seiner Werke aufgenommen hatte. Ludwig Tieck, nicht auf den Kopf gefallen, nahm es daher in die 1828 von ihm veranstaltete Gesamtausgabe der Werke von J. M. R. Lenz auf. Da wir heute wissen, dass Tieck der Sohn Goethes und der Urania war, so besteht der begründete Verdacht, dass hinter diesem Vorgehen Goethe steckte. Er wollte verhindern, dass >Das leidende Weib< ohne geistigen Vater blieb. Wie leicht hätte ein Literaturforscher auf den Gedanken kommen können, dass es doch ein Werk Goethes ist?

Im vorliegenden Drama >Das leidende Weib< hat sich der Autographomane Goethe nicht nur einmal mit ins Stück verwoben, sondern gleich viermal! Siehe weiter unten die Personen des Dramas mit ihren realen Pendanten.

Der Titel des Dramas ist wieder einmal von Goethe total verfehlt: Er dürfte nicht lauten >Das leidende Weib<, sondern viel treffender >Die vier leidenden (liebeskranken) Männer<, wobei nicht weniger als drei der liebeskranken Herren im Trauerspiel mit Goethe analog sind.

Das erste dichterische Denkmal für die Geliebte war der Briefroman >Die Leiden des jungen Werthers<. Das befreite ihn aber nur für kurze Zeit von seiner Zwangsneurose, der verstorbenen Geliebten dichterische Denkmäler errichten zu müssen. Das Gefühl, „zu neuem Leben berechtigt zu sein“, siehe >Dichtung und Wahrheit<, hielt nicht lange an. Das Drama >Das leidende Weib< war ein literarisches Denkmal, das zum ersten Todesjahr der Geliebten gedichtet wurde. Der Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande< erschien zum 20sten und der Altersroman >Diana von Monesclaros< erschien zum 50sten Todesjahr. Es ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mit weiteren dichterischen Denkmälern Goethes für Urania zu rechnen, z. B. zum 10ten Todesjahr der Geliebten.

Das leidende Weib

Ein Trauerspiel

1775³⁷

Personen:

Der Geheimderath

Gesandtin [Malgen], seine Tochter [1. Urania]

Gesandter, ihr Mann

Franz, Sohn des Geheimderath [der affektierte Goethe]

von Brand [der reale Goethe]

Graf Louis [der furiose Goethe]

Sein Hofmeister

Baron Blum [Heinrich Merck]

Läufer

Magister

Sußgen, seine Tochter

Schöne Geister

Julie, Franzens Geliebte [2. Urania]

Louise, Kammermädgen der Gesandtin

Doktor, Franzens Freund [sog. Alibi-Goethe]

[...]

II. AKT

ERSTE SCENE.

Louis im Negligee, lesend, Blum.

LOUIS [der furiose Goethe]. Oh die verfluchten Bücher! da steht sie, da und da, und allenthalben. Läs ich schön - schön von ihr? - Arme Menschen, was ist eure Sprache, wenns einem so ist. An ihrem Busen, schwur ich, zu liegen; nichts, nichts soll das Wort mehr wegwischen! diese Nacht! (Klingelt.) Wo ist der Kammerdiener? Meinen Überrock. Ich muß ihr Haus sehen.

BEDIENTER. Herr Baron, Blum ist da.

LOUIS [der furiose Goethe]. Laßt ihn kommen!

BEDIENTER. Er ist schon auf dem Weg.

LOUIS [der furiose Goethe]. Ich will ihm warm machen.

BLUM [Heinrich Merck]. Guten Morgen, guten Morgen, Herrchen! Du siehst verflucht zerstreut aus.

LOUIS [der furiose Goethe]. Du darfst davon reden. Hast du heunt wieder dort logirt?

BLUM [Heinrich Merck]. Laß dir den Spuk erzählen!

LOUIS [der furiose Goethe]. Hier sind andre Dinge.

BLUM [Heinrich Merck]. Laß dir nur erzählen! Ha, ha, was hätt ich drum geben, wär mein junger Graf da gewesen.

LOUIS [der furiose Goethe]. Wo denn? mach nur hurtig!

BLUM [Heinrich Merck]. Laß mir Chokolade bestellen! Weißt wohl.

LOUIS [der furiose Goethe]. Ausgemergelter! Mach nur fort; du sollst dich wundern

³⁷ 1775 gedruckt, jedoch bereits 1774 geschrieben. Siehe am Schluss des Stückes die drittletzte Fußnote: Der eindeutige Beweis für die Motivation Goethes zur Niederschrift des Dramas. Das Stück ist vollständig abgedruckt in L. Baus, >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon - Die Liebestragödie des jungen Goethe<, VI. Auflage 2002.

hernach.

BLUM [Heinrich Merck]. Hör, mach mich nicht böß mit deiner Eil! Was soll das? Nu hör. Gestern Abend nach der Komodie war ich bey Sophgens, nun das versteht sich.

LOUIS [der furiose Goethe]. Was du nur da machst?

BLUM [Heinrich Merck]. Ich figurir, wie die schlechten Komödianten, närrisch, bitter närrisch. Wem thuts weh? Nu gut. Da waren die Schöne-Geister.

LOUIS [der furiose Goethe]. Was gehen mich die Kerls an?

BLUM [Heinrich Merck]. Hör nur das Zeugs! Junger Herr, man kommt ja nicht aus mit dir. Das sind dir nun Kerls, hatten das Maul beständig voll von Versen, Amors und den Schwenk, das geht mich nichts an. Weiter! Champagner, Bourgogner, Malaga floß; da fühlten sie sich bey den Maidels - anfangs giengen sie mit ihnen um, wie mit Göttinnen; ganz sanft und seiden, wurden endlich wilder. Da führt der Teufel auf einmal drey Officiers herbey, die rochen sie gleich. Der eine kam zu mir: was thun die Hunde da? wir brauchen die Maidels -

LOUIS [der furiose Goethe]. Ich laß dich zum Haus hinausschmeißen.

BLUM [Heinrich Merck]. Hör nur, wie sie geprügelt wurden.

LOUIS [der furiose Goethe]. He! die Peitsche!

BLUM [Heinrich Merck]. Ich rauf dir die Haare aus, Lecker, du. Was steckt dir im Kopf? Chokolade bestell!

LOUIS [der furiose Goethe]. Setz dich! Du gehst mit dem Brand um.

BLUM [Heinrich Merck]. Ein treflicher Mensch.

LOUIS [der furiose Goethe]. Blum, entschließ dich diesen Augenblick, alles haarklein zu erzählen; oder ich schieß dich zusammen. Siehst du hier?

(Nimmt eine Pistole, schließt die Thür ab.)

BLUM [Heinrich Merck]. Was dann? Bist du mondsüchtig³⁸?

LOUIS [der furiose Goethe]. Mehr als mondsüchtig. Sag! du mußtß wissen, wie steht der Brand mit der Gesandtin?

BLUM [Heinrich Merck]. Guter Freund mit dem ganzen Hause.

LOUIS [der furiose Goethe]. Will ich das wissen? Du kommst mir nicht vom Fleck. Ich laß meine Leute kommen, bind dich an, und laß dich hauen, bis du gestehst.

BLUM [Heinrich Merck]. Mich?

LOUIS [der furiose Goethe]. Ich hab keine Vernunft mehr. Wärst du mein Vater, ich macht es so. Wie steht der Brand mit der Gesandtin?

BLUM [Heinrich Merck]. Was weiß ich?

LOUIS [der furiose Goethe]. Du weißt, sie hat mich rasend gemacht. Und meynst du, ich wollt mich immer mit den elenden - begnügen? heraus mit; wie stehn sie zusammen? Und wenn dirs im Grund des Herzens säße; ich reiß es heraus.

BLUM [Heinrich Merck]. Wie kann ichs aber wissen?

LOUIS [der furiose Goethe]. Weil du's wissen mußt, und weil ich Spur hab. Ich will dirs erzählen. Schon viele Nächte hatt ich mein Lager auf der Gesandtin ihrer Schwelle, die Witterung mochte seyn, wie sie wollte. Vor einigen Tagen war ich in der Nachbarschaft; hörte den Brand im Garten eine Melodie blasen, lernte sie, gestern Abend auf ihrer Schwelle blas ichs ihm nach - o Donner! Donner! ihre Engelstimme!

BLUM [Heinrich Merck]. Was? was?

LOUIS [der furiose Goethe]. Sie öffnete das Fenster, rief Brand, Brand! ich wars, zu dem sie's rief. Nun was machst du Augen, Balg? Wie steht dirs an? Hab ich Spur? hab ich?

BLUM [Heinrich Merck]. Daß dich der Donner erschlug in die Erd hinein! Hättst du mich erschossen, wär mir lieber. Nun ich will dirs sagen, sie lieben sich, ja sie hängen

³⁸ Richtig: mordsüchtig?

zusammen von ihrer Kindheit. Aber hör noch das! Du weißt, daß ich alle Menschen hasse; alles, alles, was Mensch ist, Mann und Weib, nichts such, als ihnen zu schaden, so sehr ich kann. Bey Brand mach ich eine Ausnahme; ihm will ich mein Leben geben, nutzt's ihm was. Und wo du was unternimmst, wo du's verräthst, so stoß ich dich mit dem Brodmesser übern Haufen, und sollt ich aufm Rad sterben! Hörst du, Taugnichts? Das bist du; kannst nichts anders seyn; der Fürst machte dich im Ehebruche, verführte deine Mutter³⁹, und dein [Groß-]Vater ließ es geschehen und nahm Geld⁴⁰; du kannst nichts bessers seyn. Daß dich der Donner erschlug! meinen Brand! - ein Brodmesser, gräflicher Bube, wo ich dich treff, ein Brodmesser, und du sollst krepiren! Das ist meine Meynung.

LOUIS [der furiose Goethe]. Bist du fertig? Und du sollst mir behilflich seyn, must es seyn. Ich muß sie an meine Brust drücken, und sollt ich über euch alle hinaus.

BLUM [Heinrich Merck]. Den Teufel sollst du! eine alte Hexe, der die Kinnladen herausstehen, die Zähne gefault sind, die weiße Haare ums Kinn hat. Mit Warzen und Finnen überzogen, und die Beine zusammen rappeln, wenn du sie anrührst. - Ein Brodmesser, gräflicher Bube!

LOUIS [der furiose Goethe]. Sey ruhig, du! Chokolade, Chokolade, nicht wahr Blum? Chokolade, da kommt dirs wieder?

BLUM [Heinrich Merck]. Legt sich Nächte lang hin. Hätt ichs gewußt, du hättest mir liegen sollen,

LOUIS [der furiose Goethe]. Mit dem Alten, dem Gesandten, allen wärs aus gewesen, ich trieb's zurück.

BLUM [Heinrich Merck]. Gewaltiger Ruhm! die Absichten -

LOUIS [der furiose Goethe]. Für was hältst du mich, Blum, für ein Bete? Der Geheimderath sollte diesen Morgen Audienz haben, ich habs ihm absagen lassen. Wär die Gesandtin nicht - sie sollten mir gebüßt haben. Wie sind sie meinem Vater begegnet! Und mir, der Franz, der Alte war mir auch schippig [richtig: schnippig]. Aber sie! - Blum, leb auf, wenn ich sie nenn, abgestorbener Ast ohne Saft, leb auf! Du fühlst, ich seh dirs an, du fühlst. Ists Wunder? einen Todten müsten ihre Blicke zum Leben bringen.

BLUM [Heinrich Merck]. Du sollst mir nicht zu deinem Zweck kommen, sollt ich meinen Mund voll Gift dir entgegen tragen, um dich zu vergiften.

LOUIS [der furiose Goethe]. Chokolade!

[...]

ZWEYTE SCENE.

Louis. Hofmeister.

HOFMEISTER. Herr Graf; gewiß Sie ruiniren sich. Wollen Sie denn diese Nacht schon wieder schwärmen? Ihre Leidenschaften sind so heftig -

LOUIS [der furiose Goethe]. Schweigen Sie still! Nehmen Sie mein Blut, das flammende Feuer, das alles, was in mir braußt! Können Sie das ungestüme Meer aufhalten, Herr Hofmeister? Halten Sie mir nur ein rasches Pferd auf, und Sie sollen ein Mann seyn! Was kann Ihr Predigen helfen? Wenn Sie zu den Leidenschaften sagen: Tobt nicht; ists eben, als sagten Sie zum Wind, stürme nicht!

HOFMEISTER. Aber bedenken Sie nur, Sie schwächen sich den Körper, ruiniren Ihre Gesundheit.

LOUIS [der furiose Goethe]. So?

HOFMEISTER. Können sich böse Krankheiten an Hals ziehen.

³⁹ Hier posaunte Goethe sogar seine uneheliche Abkunft von Kaiser Karl VII., einem Wittelsbacher, in die Welt hinaus.

⁴⁰ Goethes Pflegevater, der kayserliche Rat Caspar Goethe, wusste selbstverständlich, dass die Katharina Elisabeth Textor eine kaiserliche Maitresse war.

LOUIS [der furiose Goethe]. Was schwatzen Sie? Meynen Sie, ich werfe mich so weg? Und schlimm genug, daß man keine bessere Einrichtungen macht. Was, man sollte einem von Jugend auf lehren, das Vergnügen mit Moderation zu genießen, und nicht durch unaufhörliches Verbot die Nerven reizen. Hättet ihr mir nicht immer vorgepredigt, hättet mich lieber zu einem Mädchen laufen lassen, wenn ich den Ruf fühlte; würde ich jetzt Maaß und Ziel brauchen? Und wenn soll ich die Welt genießen; jetzt, oder nach den Jugendjahren?

HOFMEISTER. Ich muß es dem Herrn Graf berichten.

LOUIS [der furiose Goethe]. Das können Sie. Ich seh überhaupt nicht, wozu wir einander mehr nützen. Die Universitätsjahre sind doch vorbey. Sie können meine Leidenschaften nicht vertragen, wie Sies nennen, wofür ich dem Himmel dank, daß ich sie hab; was nutzt, sagen Sie mir nur! Was nutzt mir Ihre Metaphysik, Ihre Geisterlehre und alles? Meynen Sie denn, ich wollte mir den Kopf vollpfropfen mit dem Zeugs? Was hier liegt, seh ich: was gehen mich Ihre Philosophen und Monaden alle an? Kurz um, ein Mädels ist mir lieber, als das all.

HOFMEISTER. Graf Louis, Sie sind auf dem Weg ein Bösewicht zu werden von der schlimmsten Sorte. Leider sah ich das gleich ein; mußte mich der Mangel zu so was treiben?

LOUIS [der furiose Goethe]. Ich hätt Sie nimmer gebraucht, und Sie hätten was anders thun können. Lesen Sie den >Hofmeister<⁴¹, wie ich schon hundertmal sagte.

HOFMEISTER. Ich habs gethan. Man kann den würdigsten Stand beschimpfen.

LOUIS [der furiose Goethe]. Nein, Herr! es ist heilige Wahrheit. Ein Mensch kann immer Brod finden auf eine andre Art. Es soll mir keiner vor die Augen kommen, der Jahre lang Hofmeister war, oder wohl gar zweymal. Er ist kein Mensch mehr.

HOFMEISTER. Wenn mirs nicht am Herzen läge, Ihnen edle Gesinnungen bezubringen - Hören Sie mich doch! Genießen Sie; aber nur mäßig!

LOUIS [der furiose Goethe]. Ich sag noch einmal, hättet ihr mir eine Maitresse gehalten, da es in mir anfieng aufzuwachen, wärs gut gegangen. Und sollt ich einen Buben haben, soll er in seinem sechzehenden Jahr eine haben, und sich nicht peinigen oder gar verderben.⁴²

HOFMEISTER. Abscheuliche Lehren! ich muß es dem Grafen sagen.

LOUIS [der furiose Goethe]. Thun Sies doch nur, und gehn Sie! Sie sehen, wir können uns nicht vertragen. Sagen Sie nur, wie kann man gelassen bleiben? Von den frühesten Jahren ist man ums Frauenzimmer, sieht die schönsten Gestalten immer vor sich, wächst dabey auf, und die hervordringende Begierde - ihr kommt denn, wollt sie zurückhalten.

HOFMEISTER. Der Schwache nur unterliegt der Begierde.

LOUIS [der furiose Goethe]. Da haben wir wieder den Hofmeister mit einem kalten Satz aus der Moral! Wie seht ihr Leute denn die Menschen an? Wie ein Junge, der auf die Reutschule kommt, wilde rasche Pferde sich bäumen sieht, die er gerne reuten möchte. Da wundert sich der Laffe, daß sie nicht still stehn, ihn aufnehmen und fortschleppen. Geht euren Eselsgang, wenn ihr träges Blut habt, wundert euch nur nicht über andere, die Feuer haben!

HOFMEISTER. Es ist doch nicht lange, daß ich in Ihren Jahren war, und wußte mich zu halten.

LOUIS [der furiose Goethe]. Sie waren auch Hofmeister, verkauften Ihre Leidenschaften

⁴¹ Werk von J. M. R. Lenz? Oder ein Werk Goethes?

⁴² Diese Einstellung Goethes zur Sexualität ist geradezu revolutionär! Und Goethe soll mit Charlotte von Stein nur ein platonisches Verhältnis gehabt haben? Unmöglich! Charlotte von Stein war dreimal von Goethe schwanger. Siehe mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein – Die wirklichen Eltern des braunschweigischen Theaterdirektors August Klingemann<.

und Begierden, schwuren aufs Brod, Sie wolltens vergessen, Sie wären Jüngling. Gewiß, ich hätt's nicht gethan, hätt ich auf den Taglohn schreiben sollen.

HOFMEISTER. Bedenken Sie nur Ihren Stand, und was aus Ihnen werden soll! -

LOUIS [der furiose Goethe]. Und was denn? Was liegt dran? Soll ich fasten bis dahin; nicht Mensch seyn, Ihre jämmerliche Philosophie anhören, wovon ich nichts versteh und begreife?

HOFMEISTER. Wir können was anders nehmen.

LOUIS [der furiose Goethe]. Ich hab jetzt was - nur den Gedanken erreicht - Adieu Herr Hofmeister. (Ab.)

HOFMEISTER. Was hab ich gesündigt, daß ich das all ertragen muß? Sag ich was zum Grafen? Ich sollte besser Acht geben, dafür wär ich da. Und mit seinem Erzählen überm Tisch - kein Wunder, ich schöß mir eine Kugel vorn Kopf, der Marter loszukommen. Stirbt nicht bald ein Amtmann, so ist das noch mein Ende.

[...]

LETZTE SCENE.

Gesandter auf einem Acker grabend. Zwey Kinder, in der Furche spielend.

Franz an einem Baum. Fränzgen neben ihm.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Hast du mich ganz vergessen, Minna? ich denk deiner immer noch, vergessen von dir und aller Welt: Oh der böse Bube! Pfpft einen Baum.

FRÄNZGEN. Was machst du an dem Baum?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ich schneid ein Reisgen ein, ich nahms vom Birnbaum dort.

FRÄNZGEN. Die Birn schmecken gut.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Mit der Zeit trägt dieser auch die Birnen.

FRÄNZGEN. Die nemliche? das ist schön! Das thut das Reisgen?

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ja, Fränzgen, das kleine Reisgen schlägt an, wächst hinein, zieht Kraft vom Baum, und wird groß. Denn dauerts eine Weile, und denn haben wir viel von den Birnen. Red mit deinem Vater, Fränzgen! sag, warum er so still wäre?

FRÄNZGEN (läuft hinüber). Lieber Papa, warum reden Sie heut nichts?

GESANDTER. Beym Abendbrod will ich viel reden, Fränzgen.

FRÄNZGEN. Sie könnten aber auch jetzt mit uns reden. Den Abend erzählen Sie uns wieder von der lieben Mama?

GESANDTER. Ja, Fränzgen.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Was ist dir, Bruder?

GESANDTER. Mir ists ganz wohl. Was kann uns fehlen? wir haben alles.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Sie haben uns eine Last abgenommen, da sie uns Vermögen und Ehrenstellen nahmen. Bruder, wir leben uns.

GESANDTER. Ja wir leben uns.

FRANZ [der affektierte Goethe]. Wenn du nur gesund wärest!

GESANDTER. Das ändert sich schon. Ach! meine Liebe über den Sternen!

FRANZ [der affektierte Goethe]. Ach! nun bald ein Jahr, Bruder.⁴³

GESANDTER. Wirds ein Jahr, und ich lebe noch⁴⁴, wandle ich an dem Tag an ihr heiliges Grab, [und] das alle Jahr, so lang meine Wallfahrt hier noch dauert! Ach meine Liebe über den Sternen!⁴⁵

⁴³ Das Stück ist daher kurz vor dem 18. April 1774 von Goethe geschrieben, bzw. diktirt worden. Nicht ganz ein Jahr nach Uranias Tod.

⁴⁴ Suizidgedanken Goethes.

⁴⁵ Auch dies kann nur Goethe und nicht Klinger gewusst haben. Goethe wanderte mehrmals von Frankfurt nach Darmstadt zum Grabe Uranias. Er wurde daher von Lila, alias Louise von Ziegler, ein Pilger, ein Pilgrim genannt, weil er zu Uranias Grab wie zu der heiligen Stätte seines

>Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode
auf Geisteszerrüttungen<⁴⁶

(Seitenangaben nach der Originalerstaufgabe)

Seite 206: „Seine Empfindungen verglich er mit Bebugen [richtig: Erbebungen] oder Stößen, und sagte, dass ihm diese besonders von dem Buchstaben >R< bis zur Beängstigung empfindlich wären.“

Analogon: GG Nr. 1882: G. Moltke: >Goethe-Reminiszenzen<

Goethe konnte das >T< nicht aussprechen. Er sagte zu dem jungen Moltke: „Kleiner Molke!“ – „Das >T< in meinem [Moltkes] Namen war ihm [Goethe] eine grausame Härte.“

Seite 269: „Man setze [nehme an] einen Hypochondristen, dem sein krankes Gemeingefühl Knochenschmerzen vorstellt. Er sucht die Ursache derselben in einem versteckten venerischen Gift [gemeint ist: in der Syphilis]. Die Idee wird habituell; er beschäftigt sich unaufhörlich mit ihr und ist deswegen taub für die Gründe des Gegentheils. Dem fixen Wahn folgen absurde Handlungen, unzeitiger Gebrauch des Quecksilbers, Selbstmord [im Sinne von: er begeht praktisch Selbstmord, wenn er Quecksilber zur Heilung gebraucht].“

Kommentar: Diese Stelle werte ich als ein eindeutiges Indiz dafür, daß Goethe ein Syphilitiker war und daß er alles in seiner Macht Stehende versucht hat, um den furchtbaren Spätfolgen der Syphilis zu entgehen. Die Niederschrift der >Rhapsodien< ist ebenfalls ein Beweis für eine Syphiliskrankheit Goethes und für den Versuch einer Selbstheilung durch Studium aller verfügbaren Literatur zum Thema Psychopathologie, denn Goethe stand wegen einer leichten Präparalyse zumindest zeitweise an der Grenze zum Wahnsinn.

Seite 276 – 279: „Allein der Verrückte, welcher des Verstandes ermangelt, der hier unterscheiden muss, hält seine Gesichte [im Sinne von: Phantasmen] für Wahrheit, verliert sich auf den Grenzen der Subjektivität und Objektivität, und lebt in einer idealischen Welt, in welcher sein Ich beides, den Zuschauer und den Schauspieler macht.“

Seite 285: „Hypochondristen haben ein reizbares Gemeingefühl. Sie empfinden in allen Punkten, worin sie die Aufmerksamkeit ihrer Seele richten. Sie bilden sich daher ein, alle Krankheiten zu haben, von welchen sie hören. Besonders quält sie der Gedanke verlarvter venerischer Krankheiten, wenn sie sich nicht sicher wissen.“

Kommentar: Wiederholung des bereits auf Seite 269 Gesagten. Beliebter Goethescher Ausdruck: „verlarvt“ für „versteckte“ venerische Krankheiten, gleich Syphilis.

Seite 309: „Eben so geht es dem Hypochondristen. Ihn quälen fixe Ideen in Beziehung auf seinen körperlichen Zustand. Allein er will und kann sich derselben [nicht] entschlagen, wünscht von ihnen befreit zu seyn, wechselt mit seinen Grillen, glaubt heute an einem Leberschaden und morgen an einer versteckten Lustseuche [Syphilis] zu leiden, kurz seine fixen Ideen bestimmen ihn noch nicht völlig und nothwendig in seiner

verlorenen Lebensglücks wanderte. Der eindeutige schriftliche Beweis einer Zeitgenossin dafür, welche Frau Goethe in der Wirklichkeit liebte: Henriette Alexandrine von Roussillon und nicht Lotte Buff.

⁴⁶ Auszug aus L. Baus: >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes<, XI. Kapitel. Angeblich ein Werk des Mediziners J. Ch. Reil. Eindeutige Indizien, die für Goethe sprechen, siehe o. g. Buch.

Handlungsweise. Er ist also hypochondrisch, aber noch nicht wahnsinnig. Dies Vermögen, den Ungrund [richtig: Nichtgrund] der fixen Idee einzusehen, stirbt in unmerklichen Graden ab.“

Kommentar: Wiederholung des bereits auf Seite 269 und Seite 285 Gesagten.

Seite 443: Die hellen Zwischenräume sind periodisch oder erratisch, kürzer oder länger, reiner oder weniger rein. Doch bleibt immer noch, auch in den reinsten Intervallen, eine Abweichung von dem Einklang der Seelenkräfte zur Einheit der Vernunft übrig. Das Zusammenfassen des Organismus zur Individualität und das klare Bewusstseyn der Persönlichkeit kehren am spätesten in die zerrissene Seele zurück. Der Kranke ist im scheinbar vollen Gebrauch der Vernunft, doch nicht unglücklich. Denn er hat von dem Umfang seines Seelenzustandes keine deutliche Vorstellung. Dadurch unterscheidet sich der helle Zwischenraum von der Genesung.

Meistens laufen dem wiederkehrenden Anfall Zufälle [im Sinne von: Anzeichen] vor, die seine Annäherung anmelden. Der Kranke klagt [über] Zusammenschnürungen und ein Brennen in der Magengegend und den Gedärmen, durstet deswegen sehr, hat aber Abneigung gegen Speisen, ist verstopft, unruhig, schlaflos, fährt im Schlaf schrecklich zusammen. Die Wangen färben sich, das Gesicht glüht, die Halsadern klopfen stärker, das Auge wird roth, die Blicke funkeln. Seine Geberden, die Haltung und Bewegung seines Körpers sind ungewöhnlich. Er heftet seine Blicke gen Himmel, spricht mit sich, läuft schneller, steht still, nimmt die Mine des Nachsinnens oder einer bedächtigen Ueberlegung an. Einige sind ausgelassen lustig, schwatzhaft und brechen ohne Grund in ein lautes Gelächter aus; andere hingegen weinen ohne Ursache, starren auf einen Punkt, und sind versunken in ein düsteres Stillschweigen. Der Phantast hat Visionen, dem Verliebten erscheint seine Psyche [Geliebte] im Traume in einer himmlischen Gestalt.“

Kommentar: Hier beschreibt der Verfasser der >Rhapsodien< - Goethe - unverkennbar euphorisch-paralytische Halluzinationen, hervorgerufen durch die Syphilis. Er weiß sogar durch bestimmte wiederkehrende körperliche Veränderungen und Anzeichen, wann ein neuer paralytischer Schub bevorsteht.

Seite 446 bis 447: „Man suche ihm [dem Syphilitiker] seine Krankheit in den gefälligsten Umrissen als ein hitziges Fieber oder als eine schwere Nervenerkrankung vorzustellen. Ihr wahres Bild würde ihn mit Schauer und namenlose Traurigkeit erfüllen. Besonders verwahre man ihn, dass er nicht solche Epochen seiner Krankheit erfahre, die nach seinem Dafürhalten seine politische Existenz zernichten. Schon der Gedanke im Tollhause gewesen zu seyn, ist dem besonnenen Manne schrecklich! Doch ist ohne Tollhaus die Heilung schwierig, unmöglich. Wie soll diese Kollision vermittelt werden?“

Kommentar: Genau dies war Goethes Problem. Er mußte seine Syphiliserkrankung unter allen Umständen geheimhalten versuchen. Da sie ihm mit Sicherheit seine politische Existenz - seinen Ministerposten und damit sein Ministergehalt - und auch sein Ansehen als ein großer deutscher Dichter „zernichtet“ hätte.

>William Lovell<⁴⁷

Seite 441: „Das Leben ist das Allerlustigste und Lächerlichste, was man sich denken kann; alle Menschen tummeln sich wie klappernde Marionetten durcheinander, werden an

⁴⁷ Auszug aus >Die existentialistischen Reflexionen des William Lovell, alias Wolfgang Goethe<, hrsg. von L. Baus. Ursprünglicher Titel des Werkes: >William Lovell<, angeblich ein Briefroman von Ludwig Tieck. In Wahrheit ist Goethe der Verfasser des >William Lovell<. Siehe L. Baus, >Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck<.

plumpen Drähten regiert und sprechen von ihrem freien Willen.“

Analogon: >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<.

Seite 467: „ ... so macht sich der eine die stoische, der andere die epikurische Philosophie zu eigen: aber alles sind nur die Außenwerke des Menschen, das Gefühl ist er selbst, das Gefühl ist die Seele, der Geist, die Philosophie der Buchstabe dieses Geistes; tote Zeichenschrift, wenn der Mensch sich nicht am Ende über alle Philosophie und Systeme, selbst über das System der Systemlosigkeit erhebt. Dieses Gefühl stößt so Zweifel als Gewißheit um, es sucht und bedarf keiner Worte, sondern befriedigt sich in sich selbst, und der Mensch, der auf diesen Punkt gekommen ist, kehrt zu irgendeinem Glauben zurück, denn Glaube und Gefühl ist eins: so wird selbst der wildeste Freigeist am Ende religiös, ja er kann selbst das werden, was die Menschen gewöhnlich einen Schwärmer nennen, und wobei sich die meisten, die das Wort aussprechen, nichts denken. Irgendein Glaube drängt sich der Seele auf, bei allen Menschen ein und derselbe, nur erscheint er verschieden, weil ihn die grobe, unbeholfene Sprache entstellt. - Und wenn es kein Gefühl in uns geben kann, das uns nicht auf Wirklichkeit hinweist, das nicht mit dem wirklichen Dinge gleichsam korrespondiert, so läßt sich aus dem Hange zum Wunderbaren gewiß weit mehr folgern, als man bisher getan hat. Das Bewußtsein uns'rer Seele und der tiefe innige Wunsch nach Unsterblichkeit, das Gefühl, das uns in ferne unbekannte Regionen hinüberdrängt, so daß wir uns eine Nichtexistenz gar nicht denken können, diese Gefühle sprechen am lautesten und innigsten für das Dasein der Seele, so wie für ihre Fortdauer.“

Kommentar: Solche Erkenntnisse sind einem zweiundzwanzigjährigen (jungen) Mann noch nicht gegeben.

Seite 491: (Beschreibung eines halbwahnsinnigen Zustands) „ ... Ich (Goethe) streckte meine Hand aus und berührte den Nächstsitzenden, und wie ins Reich der Vernichtung griff ich hinein und war ein Glied der zerbröckelnden Kette. Ich gehörte nun mit zum Haufen, und war mir selber fremd und armselig, so wie die übrigen ...

Töne schlugen das Ohr mit seltsamer Bedeutung, wie Arabeskengebilde fuhr es durch meinen Sinn; ich erwartete etwas Fremdgestaltetes und lechzte nach etwas Ungeheuerm. Und ich vergaß hinter mir⁴⁸ zu sehn und stand unter meinen Freunden einsam, wie in einem Walde von verdorrten Bäumen.

Schatten fielen von oben herunter und sanken in den Boden. Dämpfe standen wie Säulen im Gemache, Dämmerung wankte hin und wider wie ein Vorhang. Die Seele vergaß sich selbst und ward ein Bild von dem, was sie umgab.

Es kreiste und wogte gewaltig durcheinander; wie ein Unding, das zum Entstehen reif wird, so kämpfte die Masse gegen sich selbst. - Es schritt näher und glich einer Nebelgestalt; vor mir vorüber wie ein pfeifender Wind - und oh - Rosaline (die tote Geliebte, alias Urania?)!

Sie war es, ganz, wie sie lebte. Sie warf einen Blick auf mich und wie ein Messer traf er meine Augen, wie ein Berg mein Herz. Ich sträubte mich gegen meine innerliche Empfindung und es zog mich ihr nach; - ich stürzte laut schreiend nach ihrem Gewande und stieß mit dem Kopfe an die Mauer.“

Analogon: siehe die Beschreibung des Entfremdungszustands im 8. Brief Goethes an Ludwig Tieck (ca 12. Juni 1792), außerdem das satirische Werk >Nachtwachen< und der Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekannt

⁴⁸ Richtig: hinter mich zu sehen. Goethe verwechselte häufig >mich< mit >mir< und umgekehrt. Siehe L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<.

Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<.

Seite 492: „ ... Wo steht die letzte Empfindung, daß ich zu ihr gehe? Wo wandeln die seltsamsten Gefühle, daß ich mich unter sie mische? Daß ich von diesem Traum erwache und einen andern noch fester träume!“

Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<.

Seite 567: „ ... Der Haß und die Liebe der Menschen ist mir [William Lovell, alias Wolfgang Goethe] jetzt in einem gleich hohen Grade zuwider, es soll sich keiner um mich kümmern, so wie ich nach keinem zurücksehe, um ihn mit einem freundlichen oder verdrießlichen Gesichte zu betrachten. Für mich gibt es nichts Widrigeres als das Aufdringen der Menschen, um mir ihre Freundschaft, ihre Liebe zu schenken; es sind Narren, die nicht wissen, was sie mit sich selber machen sollen, und daher andere Narren nötig haben, um mit ihnen aus Langeweile zu sympathisieren. Wie verächtlich ist die kindische Empfindsamkeit einer Emilie, die gleichsam seit Jahren darauf gewartet hat, um ihre tragische Aufopferung an den Mann zu bringen. Sollte ich nun ein so großer Tor sein, und ihre theatralische Affektation für Ernst nehmen, und mich wunder! wie sehr gerührt fühlen? - Man kann wirklich etwas Besseres tun, als jede Narrheit der Menschen mitmachen, und der ist der verächtlichste Tor, der diese Narrheiten abgeschmackt findet, und sich dennoch scheut sie als Kindereien zu behandeln. Sie weint jetzt vielleicht, und bald trocknet sie aus Langeweile ihre Tränen, dann ist sie böse auf mich, dann schämt sie sich vor sich selber, und dann hat sie mich vergessen.“

Seite 578: „ ... Mir ist, als sollt' ich mit dem Messer dem siedenden Blute einen freien Ausweg machen ...“

Analogon: siehe vor allem Goethes >Werther<, der sich auch am liebsten das Messer ins Herz stoßen möchte, um dem „siedenden Blute“ einen Ausweg zu verschaffen.

Seite 598 und 599: „ ... hatten wir einen heftigen Sturm. Der Blitz zersplitterte den einen Mast und die Wogen donnerten und brausten fürchterlich. Wir alle kämpften mit der Furcht des Todes und dicke Nacht lag um uns her. Die Winde strichen pfeifend über das empörte einsame Meer hin, und beim Leuchten des Blitzes sahn wir den Aufruhr der Flut; das Geschrei der Matrosen dazwischen, das Wehklagen der Geängstigten - es waren fürchterliche Stunden! Nie hab' ich mich so verlassen gefühlt und dem blinden Ohngefähr so gänzlich preisgegeben. Mit der Kälte der Verzweiflung erwartete ich riesengroße Wogen, die das Schiff verschlängten; krachende Blitze, die es zerschmetterten; den Orkan, der es auf eine Klippe schleuderte. Eine fremde, bis dahin unbekante Gewalt, die Liebe zum Leben, der Instinkt alles Lebendigen stand in meiner Brust auf und beherrschte mich und mein Bewußtsein. Ich lernte zum ersten Mal die Furcht, die Angst vor dem Tode kennen; ich klammerte mich an den Mast so fest, als wenn ich das Schiff durch meine eigne Kraft über den Fluten emporhalten wollte. Ich wünschte nur zu leben, und vergaß jedes andere Glück und Elend der Erde; der Tod war mir jetzt ein gräßliches, riesenmäßiges Ungeheuer, das seine Hand kalt und unerbittlich nach mir ausstreckte; von allen Seiten hatten mich seine Wächter eingesperrt und das Entrinnen war unmöglich! Wie lieb gewann ich in diesen Augenblicken den Arm, der mich an den gefühllosen Mast kettete, wie sehr lieb ich mich selbst! - ...“

Kommentar: Goethe geriet während seiner Italienreise auf dem Mittelmeer in einen Sturm. Siehe oben >Verlauf von Goethes syphilitischer Erkrankung<, Datum: 1. April 1787. Ludwig Tieck befuhr erst zwei Jahrzehnte nach Erscheinen des >William Lovell< den Ärmelkanal.

Seite 650: „ ... Ich weiß, daß mich ein unaufhörlicher, wunderbarer Traum umgab. Mein Bewußtsein lag gleichsam fernab in mir verborgen, die äußere Natur schimmerte nur

dunkel in mich hinein, mein Auge starrte vorwärts und die Gegenstände veränderten sich dem stieren, angestregten Blicke. Zu allen meinen Empfindungen und Ideen führten gleichsam keine Tasten mehr, die sie anschlagen konnten, sondern eine unbekannte Hand fuhr über den Resonanzboden auf den gespannten Saiten umher und gab nur dunkle, verworrene und einsilbige Töne an. Wie in Bergwerken eine Leuchte oft hin und wider geht und das Licht an den Quarzwänden und dem nassen Gestein wundersam zurückschimmert, so erschien mir der Gang meiner Vorstellungen in mir selber.“

Kommentar: Wieder eine Beschreibung von Goethes halbwahnsinnigem Geisteszustand zur Zeit der Niederschrift des >William Lovell<.

Seite 651: „ ... Ich [Balder, alias Wolfgang Goethe] hatte schon einst vor langer Zeit meine Henriette [Alexandrine von Roussillon] begraben, ich hatte viel auf ihrem Grabe geweint, und hier [in Rom?] fand ich sie [das Ebenbild Uranias?] nun ganz wieder und sie hieß Leonore. - Ach, wie glücklich war ich, als sie mich wiederliebte, als sie meine Göttin ward.“

Seite 652: „ ... Recht! rief er [Balder, alias Goethe] mit großer Bitterkeit, das Leben würde kein Leben sein, wenn es nicht nach dieser tyrannischen Vorschrift geführt würde. Wir sind nur darum auf kleine armselige Augenblicke glücklich, um unser Unglück nachher desto schärfer zu fühlen. Es ist der alte Fluch, Glück muß mit Unglück wechseln, und eben darin besteht unser Leben und unser Elend.“

>Die Reisenden< ⁴⁹

„0 Sie unverständiger Mann“, rief der Kleine im größten Eifer aus, „so muß ich ja also dem Blinden von der Farbe predigen! Indessen, was tut's? Glaube und Überzeugung werden Ihnen schon, wie zahme Hündchen, in die Hände laufen. Sehn Sie, ich bin schon eine Anzahl von Jahren Unteraufseher in diesem [Narren-] Hause. Ich sage nicht etwa deswegen Unteraufseher, weil wir jetzt hier im untern Teile des Hauses eine gewisse Aufsicht führen; sondern Sie verstehn mich schon: ich meine, bin so fast nach dem Direktor der wichtigste Mann hier, wie Sie auch wohl werden bemerkt haben; nur der verdammte Türhüter will keinen Respekt vor mir haben. Nach einer Nervenkrankheit [in Folge der Syphilis?], wie es die trivialen Ärzte nennen, fand ich mich schon vor vielen Jahren als einen verwandelten Menschen wieder. Freund, da war mir ganz so zumute, als wenn einer meinem inwendigen Geiste Hosen und Weste aus-, ja noch die Haut dazu abgezogen hätte, so daß er nun niemals mehr zerstreut, oder dumm, oder langweilig war. Sie werden mich nicht ganz verstehn, tut aber auch nichts zur Sache. Es ist nämlich so: ich konnte von dem Augenblicke an überirdische Dinge begreifen und fassen, nicht mit meiner alltäglichen Vernunft; sondern in meinem inwendigsten Geiste hatte sich noch ein eignes kleines und feines Verständchen angesetzt, das dergleichen begriff, und da der Geist nun nicht mehr bekleidet war, und auch keine dumme Haut mehr über sich hatte, so konnte Ich, der Lebendige, der hier draußen steht und mit Ihnen spricht, so frischweg in jene meine unsichtbare Kreatur hineinsehn und alles kapiern. Kapiern Sie mich?“

⁴⁹ Erstmals gedruckt in Amadeus Wendt's >Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1823<. Angeblich ein Werk Ludwig Tiecks. Den Zeitpunkt der Niederschrift, bzw. des Diktats durch Goethe schätze ich fast 20 Jahre früher um das Jahr 1804. Die Beweise für Goethes Verfasserschaft siehe L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, Kapitel >Idiotismen und Stileigentümlichkeiten – Der Schlüssel zu anonymen Werken Goethes< am Ende des Buches.

>„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<

N e u n t e N a c h t w a c h e

Das Tollhaus

Es freut mich, daß ich in den vielen Dornen meines Lebens doch wenigstens eine blühendvolle Rose fand; sie war zwar so von den Stacheln umschlungen, daß ich sie nur mit blutiger Hand und entblättert hervorziehen konnte; doch aber pflückte ich sie und ihr sterbender Duft tat mir wohl. Diesen einen Wonnemonat unter den übrigen Winter- und Herbstmonden verlebte ich - im Tollhause.

Die Menschheit organisiert sich gerade nach Art einer Zwiebel und schiebt immer eine /154/ Hülse in die andere bis zur kleinsten, worin der Mensch selbst denn ganz winzig steckt. So baut sie in den großen Himmelstempel, an dessen Kuppel die Welten als wunderheilige Hieroglyphen schweben, kleinere Tempel mit kleinern Kuppeln und nachgeäfften Sternen und in diese wieder noch kleinere Kapellen und Tabernakel, bis sie zuletzt das Allerheiligste ganz en miniature wie in einen Ring eingefast hat, da es doch ringsum groß und mächtig um Berge und Wälder schwebt und in der glänzenden Hostie, der Sonne, am Himmel emporgehoben wird, daß die Völker davor niederfallen. In die allgemeine Weltreligion, die die Natur mit tausend Schriftzeichen geoffenbart hat⁵⁰, schachtelt sie wieder kleinere Volks- und Stammreligionen für Juden, Heiden, Türken und Christen; ja die letztern haben auch daran nicht genug, sondern schachteln sich noch von neuem ein. - Ebenso ist es mit dem allgemeinen Irrhause, aus dessen Fenstern so viele Köpfe schauen, teils mit /155/ partiellem, teils mit totalem Wahnsinne; auch in dieses sind noch kleinere Tollhäuser für besondere Narren hineingebaut. In eins von diesen kleinern brachten sie mich jetzt aus dem großen⁵¹, vermutlich, weil sie dieses für zu stark besetzt hielten. Ich fand es indes hier gerade wie dort, ja fast noch besser, weil die fixe Idee der mit mir eingesperrten Narren meistens eine angenehme war.

Ich kann meine Mitnarren nicht besser darstellen, als wenn ich gerade den Augenblick wähle, wo ich sie dem besuchenden Arzte vorführen mußte, was dann und wann geschah, weil mich der Aufseher des Instituts, meiner unschädlichen Narrheit halber, zum Vize- und Unteraufseher ernannt hatte.⁵² Ich tat es das letzte Mal unter folgender Rede:

„Herr Doktor Oehlmann oder Olearius - wie Sie denn ihren Namen vor Dissertationen und Programmen durch eine tote /156/ Sprache in die Unsterblichkeit übersetzen. Wir laborieren zwar alle mehr oder minder an fixen Ideen, nicht nur einzelne Individuen, sondern ganze Gemeinschaften und Fakultäten, von denen z. B. viele der letzteren neben dem Vertriebe der Weisheit auch einem bloßen Huthandel obliegen, wodurch sie sogar nichtweise Häupter, bloß vermöge des leichten Aufdrückens eines solchen Hutes aus ihrer Fabrik, in weise umzusetzen glauben; ja ihn oft selbst auf einen bloßen Rumpf schlagen und so scheinbar Philosophen bilden, weil die Gesichter der letzteren vor übermäßigem Spekulieren sich ohnedies gewöhnlich tief unter die Hutkrempe zu verkriechen pflegen. - Ich habe der vielen Beispiele halber, die sich hier meinem Gedächtnisse aufdrängen, den Faden des Perioden verloren und reiße ihn lieber ganz ab, um von neuem anzuheben.“

Oehlmann schüttelte hier seinen Doktorhut, wie wenn er daran zweifelte, daß man dem

⁵⁰ Gemeint ist: die Epikureische und Stoische Naturphilosophie.

⁵¹ Das große Tollhaus - die Erde.

⁵² Goethe war tatsächlich seit dem Jahre 1792 psychisch labil. Dies hat er seinem Sohn Ludwig Tieck brieflich mitgeteilt. Siehe Baus, >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck, II. Kapitel: Unbekannte Briefe Goethes an Ludwig Tieck.

/157/ meinigen Kopfe eine Doublette von diesem erhandelten Exemplare⁵³ jemals verabfolgen lassen würde.

„Sie schütteln [den Kopf]“, fuhr ich fort, „weil mich der Himmel bloß zu einem Narren kreierte hat und nicht späterhin der Kaiser zum Doktor? Doch beseitigen wir das für jetzt noch und reden von meiner Tollheit und den Mitteln ihr abzuhelpfen lieber zuletzt.

Hier Nro. 1 ist ein Beleg zur Humanität, der mehr als alle Schriften darüber gilt; ich kann nie an ihm vorübergehen, ohne mich an die größten Helden der Vorzeit, einen Curtius, Coriolan, Regulus und dergleichen zu erinnern. Sein Wahnsinn besteht darin, die Menschheit zu hoch und sich selbst zu niedrig anzuschlagen; deshalb behält er, im Gegensatz schlechter Poeten, alle Flüssigkeiten bei sich, weil er befürchtet, durch ihre Freilassung eine allgemeine Sündflut herbeizuführen. /158/ Ich ergrimme oft, wenn ich ihn betrachte, darüber, daß ich sein eingebildetes Vermögen nicht in der Tat besitze - wahrlich, ich tät's, ich nähme die Erde als meinen pot de chambre in die Hand, daß alle Doktoren untergingen und nur ihre Hüte in Menge oben schwämmen. Es ist ein großer Gedanke - der arme Teufel faßt ihn nicht, denn sehn Sie nur, wie er da steht und sich quält und den Atem zurückhält, bloß aus reiner Menschenliebe; und wenn wir ihm jetzt von dieser Seite nicht Luft verschaffen, so ist er des Todes. Mein recipe⁵⁴ sind Feuersbrünste, ausgetrocknete Ströme mit stillstehenden Mühlen und vielen Hungrigen und Durstigen an den Ufern. Eine Radikalkur, denke ich, soll die Hölle des Dante abgeben, durch die ich ihn jetzt alle Tage führe und die er zu verlöschen sich ernstlich vorgesetzt hat. - Seines ursprünglichen Handwerks nach soll er ein Poet gewesen sein, der seine Flüssigkeiten in keinen Buchladen ableiten konnte.

/159/ Nro. 2 und 3 sind philosophische Gegenfüßler, ein Idealist und ein Realist; jener laboriert an einer gläsernen Brust und dieser an einem gläsernen Gesäße, weshalb er sein Ich niemals setzt, was jenem eine Kleinigkeit ist, ob er gleich dagegen die moralische Anschauung vermeidet und darum die Brust sorgfältig bedeckt.

Nro. 4 sitzt hier bloß deswegen, weil er in der Bildung um ein halbes Jahrhundert zu weit vorausgeschritten ist; es wandeln noch einige von der Art frei herum, die man aber, wie billig, alle auch für toll hält.

Nro. 5 hielt zu verständige und verständliche Reden, deshalb haben sie ihn hierher geschickt.

Nr. 6 ist aus der Verrücktheit, den Scherz eines Großen als Ernst zu nehmen, verrückt geworden.

/160/ Nro. 7 hat sein Gehirn versengt, dadurch, daß er sich zu hoch in die Poesie verstieg, und

Nro. 8 [hat] dadurch, daß er bei vernünftigen Tagen es mit der Rührung in seinen Komödien zu übermäßig betrieb, seine Vernunft gänzlich weggeschwemmt. Jener glaubt jetzt als Flamme zu brennen, so wie im Gegenteile dieser als Wasser dahin fließt. Ich habe dann und wann versucht, die widerstreitenden Elemente durch einen gegenseitigen Kampf zu verzehren, aber das Feuer fiel dann so heftig über das Wasser her, daß ich

Nro. 9, der sich für den Weltschöpfer hält, herbeirufen mußte, um sie wieder voneinander zu scheiden.

Diese letzte Nummer hält oft höchst wunderliche Selbstgespräche und Sie können jetzt eben einem zuhören, wenn Sie anders Geduld dazu haben:

/161/

⁵³ Gemeint ist: gekauften Doktorhut.

⁵⁴ recipe = Rezept.

Monolog des wahnsinnigen Weltschöpfers

„Es ist ein wunderlich Ding hier in meiner Hand und wenn ich's von Sekunde zu Sekunde - was sie dort ein Jahrhundert heißen - durch das Vergrößerungsglas betrachte, so hat sich's immer toller auf der Kugel verwirrt, und ich weiß nicht, ob ich darüber lachen oder mich ärgern soll - wenn beides sich nur überhaupt für mich⁵⁵ schickte. Das Sonnenstäubchen, das daran herumkriecht, nennt sich Mensch; als ich es geschaffen hatte, sagte ich zwar der Sonderbarkeit wegen, es sei gut - übereilt war das freilich, indes ich hatte nun einmal meine gute Laune und alles Neue ist hier oben in der langen Ewigkeit willkommen, wo es gar keinen Zeitvertreib gibt. - Mit manchem, was ich geschaffen [habe], bin ich freilich noch jetzt zufrieden, so ergötzt mich die bunte Blumenwelt mit den Kindern, die darunter spielen, und die fliegenden Blumen, /162/ die Schmetterlinge und Insekten, die sich als leichtsinnige Jugend von ihren Müttern trennten und doch zu ihnen zurückkehren, um ihre Milch zu trinken und an der Mutter Brust zu schlummern und zu sterben.⁵⁶ - Aber dies winzige Stäubchen, dem ich einen lebendigen Atem einblies und es Mensch nannte, ärgert mich wohl hin und wieder mit seinem Fünkchen Gottheit, das ich ihm in der Übereilung anerschuf und worüber es verrückt wurde. Ich hätte es gleich einsehen sollen, daß so wenig Gottheit nur zum Bösen führen müsse, denn die arme Kreatur weiß nicht mehr, wohin sie sich wenden soll, und die Ahnung von Gott, die sie in sich herumträgt, macht, daß sie sich immer tiefer verwirrt, ohne jemals damit auf's Reine zu kommen. In der einen Sekunde, die sie das goldene Zeitalter nannte, /163/ schnitzte sie Figuren lieblich anzuschauen und baute Häuserchen darüber, deren Trümmer man in der andern Sekunde anstaunte und als die Wohnung der Götter betrachtete. Dann betete sie die Sonne an, die ich ihr zur Erleuchtung anzündete und die, mit meiner Studierlampe verglichen, sich wie das Fünkchen zur Flamme verhält. Zuletzt - und das war das Ärgste - dünkte sich das Stäubchen selbst Gott und baute Systeme auf, worin es sich bewunderte. Beim Teufel! Ich hätte die Puppe ungeschnitzt lassen sollen! - Was soll ich nun mit ihr anfangen? - Hier oben sie in der Ewigkeit mit ihren Possen herumhüpfen lassen? - Das geht bei mir selbst nicht an; denn da sie sich dort unten schon mehr als zuviel langweilt und sich oft vergeblich bemüht, in der kurzen Sekunde ihrer Existenz⁵⁷ die Zeit sich zu vertreiben, wie müßte sie sich bei mir in der Ewigkeit, vor der ich oft selbst erschrecke, langweilen!⁵⁸ Sie ganz und gar zu vernichten, tut mir auch leid, denn der /164/ Staub träumt doch oft gar so angenehm von der Unsterblichkeit und meint, eben weil er so etwas träumt, müsse es ihm werden. - Was soll ich beginnen? Wahrlich, hier steht mein Verstand selbst still! Lasse ich die Kreatur sterben und wieder sterben und verwische jedesmal das Fünkchen Erinnerung an sich selbst, daß es von neuem auferstehe und umherwandle? Das wird mir auf die Länge auch langweilig, denn das Possenspiel⁵⁹ immer und immer wiederholt, muß ermüden!⁶⁰ -

⁵⁵ Der Narr glaubt, er sei der liebe Gott.

⁵⁶ Fußnote im Original: Irgendein Naturforscher stellte die Hypothese auf, daß die ersten Insekten nur Staubfäden an Pflanzen waren, die sich durch ein Ohngefähr von ihnen trennten.

⁵⁷ Im Vergleich zur Ewigkeit ist die menschliche Existenz wohl nur als eine „kurze Sekunde“ zu verstehen.

⁵⁸ Siehe dazu auch die Seiten /73/, /98/ und /251/: „übergroße, ewig öde Lebenslangeweile“.

⁵⁹ Gemeint ist: das Menschenleben.

⁶⁰ Siehe Epikur, Fragment Nr. 105: >Welchen Nutzen, sagt Epikur, versprach sich Gott vom Menschen, daß er ihn um seinetwillen erschaffen hätte? ... Was soll die Verehrung der seligen und bedürfnislosen Gottheit? Denn wenn er den Menschen so schätzte, daß er seinetwegen die Welt schuf, ihn mit Verstand ausstattete, zum Herrn der Lebewesen machte und ihn wie einen Sohn

Am besten, ich warte überhaupt mit der Entscheidung bis es mir einfällt, einen jüngsten Tag festzusetzen und mir ein klügerer Gedanke beikommt.“

„Was das für ein verruchter Wahnsinn ist“, fiel ich ein, als Nro. 9 innehielt. „Wenn ein vernünftiger Mensch dergleichen vorbrächte, würde man es wahrlich konfiszieren.“

/165/ Oehlmann schüttelte den Kopf und machte einige bedeutende Anmerkungen über Gemütskrankheiten überhaupt.

Der Weltschöpfer, der bei seiner Rede einen Kinderball in der Hand hielt und jetzt mit ihm zu spielen anfing, fuhr nach einer Pause fort.

„Wie die Physiker sich jetzt über die veränderte Temperatur wundern und neue Systeme darüber aufstellen werden. Ja diese Erschütterung bringt vielleicht Erdbeben und andere Erscheinungen [auf dem Erdball] zuwege und es gibt ein weites Feld für die Theologen. O das Sonnenstäubchen hat eine erstaunliche Vernunft und bringt selbst in das Willkürlichste und Verworrenste etwas Systematisches; ja es lobt und preist oft seinen Schöpfer eben deshalb, weil es davon überrascht wurde, daß er eben so gescheit als es selbst sei. - Dann treibt es sich durcheinander und das Ameisenvolk /166/ bildet eine große Zusammenkunft und stellt sich fast an, als ob etwas darin abgehandelt würde. Lege ich jetzt mein Hörrohr an, so vernehme ich wirklich etwas und es summen von Kanzeln und Kathedern ernsthafte Reden über die weise Einrichtung in der Natur, wenn ich etwa Ball spiele und dadurch ein paar Dutzend Länder und Städte untergehen und mehrere von den Ameisen zerschmettert werden, die sich ohnedas, seitdem sie die Kuhpocken erfunden haben, nur zu viel vermehren. O seit einer Sekunde sind sie so klug geworden, daß ich mich hier oben nicht schneuzen darf, ohne daß sie das Phänomen ernsthaft untersuchen. - Beim Teufel! Da ist es fast ärgerlich, Gott zu sein, wenn einen solch ein Volk bekrittelt! - Ich möchte den ganzen Ball zerdrücken!“

„Sehen Sie nur, Herr Doktor“, fuhr ich fort, als der Weltschöpfer endete, „wie grimmig der Kerl es auf die Welt angelegt /167/ hat; es ist fast gefährlich für uns andere Narren, daß wir den Titanen unter uns dulden müssen, denn er hat eben so gut sein konsequentes System, wie Fichte, und nimmt es im Grunde mit dem Menschen noch geringer als dieser, der ihn nur von Himmel und Hölle abtrennt, dafür aber alles Klassische rings umher in das kleine Ich, das jeder winzige Knabe ausrufen kann, wie in ein Taschenformat zusammendrängt. Jeder vermag jetzt aus der unbedeutenden Hülse, wie es ihm beliebt, ganze Kosmogonien, Theosophien, Weltgeschichten und dergleichen, samt den dazu gehörigen Bilderchen herauszuziehen. Groß und herrlich ist das allerdings; wenn nur das Format nicht so klein wäre! - Schon Schlegel hat es sehr auf die kleinen Bilderchen abgesehen; ich muß gestehen, daß mir eine große Iliade, in Sedez⁶¹ herausgegeben, nimmer behagen will. - Das heißt, den ganzen Olymp in eine Nußschale packen; die Götter und Helden müssen sich entweder zum verjüngten /168/ Maßstabe⁶² bequemen oder ohne Gnade das Genick brechen! - Sie sehen mich an, Herr Doktor, und schütteln zum zweiten Male den Kopf! Ja, ja, Sie haben es getroffen, das alles gehört zu meiner Tollheit und im vernünftigen Zustande bin ich gerade der entgegengesetzten Meinung!⁶³ - Lassen Sie uns den Weltschöpfer verlassen!

liebte, warum hat er ihn dann sterblich und schwächlich geschaffen? Warum setzte er [Gott] ihn [den Menschen], den er liebte, allen Übeln aus?<

⁶¹ Buchformat, dessen Druckbogen 16 Blatt = 32 (kleine) Seiten zählen.

⁶² Im Sinne von: verkleinerten Maßstabe.

⁶³ Eine erstaunliche Selbsterkenntnis Goethes. War Goethe eine gespaltene Persönlichkeit, die einmal (politisch gesehen) extrem nach links und dann wieder extrem nach rechts ausschlagen

Hier Nro. 10 und 11 sind Belege zur Seelenwanderung; der erste bellt als Hund und diente ehemals am Hofe; der zweite hat sich aus einem Staatsbeamten in einen Wolf verwandelt. Man kommt auf eigene Gedanken bei ihnen.

Nro. 12, 13, 14, 15 und 16 sind Variationen über denselben Gassenhauer, die Liebe.

/169/ Nro. 17 hat sich über seine eigene Nase vertieft. Finden Sie das sonderbar? Ich nicht! Vertiefen sich doch oft ganze Fakultäten über einen einzigen Buchstaben, ob sie ihn für ein A oder O nehmen sollen.⁶⁴

Nro. 18 ist ein Rechenmeister, der die letzte Zahl finden will.

Nro. 19 denkt über einen Diebstahl nach, den der Staat an ihm beging; das darf er aber nur im Tollhause.

Der vernünftige Narr

Nro. 20 ist endlich mein eigenes Narrenkämmerchen. Treten Sie immer herein und schauen Sie sich um, sind wir doch vor Gott alle gleich und laborieren bloß an verschiedenen fixen Ideen⁶⁵, wo nicht an einem totalen Wahnsinn, bloß mit kleinen Nuancen. - Das dort ist ein Sokrates-Kopf, dem Sie die Weisheit, so wie jenem Skaramuz die Narrheit an der Nase ansehen. Dies Manuskript enthält ei/170/genhändige Parallelen von mir über beide und ist zu Gunsten des Narren ausgefallen. - Nicht wahr, der Fleck müßte kuriert werden? Es ist überhaupt die verstockteste Seite an mir, daß ich alles Vernünftige abgeschmackt, so wie vice versa finde - ich kann mich der Grille⁶⁶ gar nicht erwehren!⁶⁷

Oft habe ich es versucht, die Weisheit mit den Haaren an mich zu reißen und habe deshalb privatim mit allen drei Brotfakultäten Umgang gepflogen, um mich demnächst öffentlich, nach einem kurzen akademischen Musenbeilager, als eine heilige Dreizahl zum Besten der Menschheit einsegnen zu lassen und mit den drei übereinandergestülpten Doktorhüten einherzuschreiten. O dachte ich bei mir selbst, könntest du dann nicht bloß durch leichten, unbemerkbaren Hutwechsel als ein Proteus in praktischer und theoretischer Hinsicht umherwandeln! Über die kürzeste Heilungsmethode der Krankheiten in Dissertationen /171/ verkehren und den Kranken selbst auf dem kürzesten Wege von seinem Übel entbinden! Den Sterbenden, nach rasch vertauschtem Hute, als Rechtsfreund umarmen und sein Haus bestellen und endlich bloß durch übergeworfenen Mantel als Himmelsfreund ihm den rechten Weg zum Himmel zeigen. Wie in einer Fabrik durch verschiedene Maschinen, ließe sich auf diese Weise durch verschiedene Hüte ein Höchstes und Letztes erreichen. Und Welch ein Überfluß an Weisheit und Gelde - eine erwünschte Kombination der beiden entgegengesetztesten Güter, eine höchste Idealisierung der Zentaurennatur im Menschen, wo das wohlgesättigte Tier unten den höhern Reiter keck einherstolzieren läßt. - Doch ich fand bei näherer Ansicht alles eitel und erkannte in aller dieser gepriesenen Weisheit zuletzt nichts anderes als die Decke, die über das Mosesantlitz des Lebens gehängt ist, damit es Gott nicht schaue.

/172/ Sie sehen, wohin das führt; und es ist eben meine fixe Idee, daß ich mich selbst

konnte? Oder besaß er nur nicht genügend Mut, für seine wahre Überzeugung öffentlich mit seinem Namen und mit seiner ganzen Existenz einzustehen? Weiter unten im Text der >Nachtwachen< erfahren wir noch etwas Sensationelles über das Schicksal des Aufklärers Heinrich Merck.

⁶⁴ Satirische Spitze Goethes auf die theologische Fakultät.

⁶⁵ Demokrit, Fragment Nr. 145: >Mensch ist, was alle kennen<.

⁶⁶ Ein beliebter Ausdruck Goethes: >Grille<.

⁶⁷ Eine erstaunliche Selbsterkenntnis Goethes.

für vernünftiger halte als die in Systemen deduzierte Vernunft und für weiser als die dozierte Weisheit.

Ich möchte wahrlich mit Ihnen zu einer medizinischen Beratschlagung mich verbinden, bloß um zu überlegen, wie dieser meiner Narrheit beizukommen sei und welche Mittel man dagegen anwenden könnte. Die Sache ist von Wichtigkeit, denn sagen Sie, wie kann man gegen Krankheiten sich auflehnen wollen, wenn man selbst, wie Sie wissen, mit dem Systeme nicht im Reinen ist, ja wohl gar das für Krankheit hält, was höhere Gesundheit ist, und umgekehrt?⁶⁸

Ja, wer entscheidet es zuletzt, ob wir Narren hier in dem Irrenhause meisterhafter irren oder die Fakultisten in den Hörsälen? Ob vielleicht nicht gar Irrtum Wahrheit, Narrheit Weisheit, Tod Leben ist - wie man vernünftigerweise es dermalen gerade im Ge/173/genteile annimmt! - O ich bin inkurabel⁶⁹, das sehe ich selbst ein.“

Der Doktor Oehlmann verordnete mir nach einigem Nachsinnen viel Bewegung und wenig oder gar kein Denken, weil er meinte, daß mein Wahnsinn, gerade wie bei andern eine Indigestion⁷⁰ durch zu häufigen physischen Genuß, durch übertriebene intellektuelle Schwelgerei⁷¹ entstanden sei. - Ich ließ ihn gehen!

Für meinen Wonnemonat im Tollhause spare ich ein anderes Nachtstück auf.
/174/ [...]

V i e r z e h n t e N a c h t w a c h e

Die Liebe zweier Narren

Kehre mit mir zurück ins Tollhaus, du stiller Begleiter, der du mich bei meinen Nachtwachen umgibst. - Du erinnerst dich noch an mein Narrenkämmerchen, wenn du anders den Faden meiner Geschichte nicht verloren hast, der sich still und verborgen wie ein schmaler Strom durch die Fels- und Waldstücke schlingt, die ich umher aufhäufte. - In diesem Narrenkämmerchen lag ich, wie in einer Höhle der Sphynx, mit meinem Rätsel eingeschlossen und war fast auf dem glücklichen Wege, mich /231/ wahrhaft zur Tollheit, als dem einzigen haltbaren Systeme, zu bekennen; eben weil ich täglich Gelegenheit hatte, die Resultate dieser allgemeinen Schule mit denen der einzelnen zu vergleichen.

Ich will etwas ausholen, sagen die Schriftsteller, wenn sie vom Eie einer Sache anheben wollen; ich muß mich auch dazu bequemen, da ich in dieser Nacht das einzige Nachtigallenei meiner Liebe auszubrüten gedenke; denn um mich her schlagen die Nachtigallen in allen Büschen und Gezweigen und verbinden sich, wie ein Chor, zu einem einzigen Liebesgesange.

Ich spielte einst aus Ingriem über die Menschheit auf einem Hoftheater den Hamlet als

⁶⁸ Siehe Johann Glatzel, >Melancholie und Wahnsinn<, Seite 92: „*Der, dessen Gefühl ins Melancholische einschlägt*“, hatte Kant geschrieben, „... hat vorzüglich ein Gefühl für das Erhabene. Er duldet keine verworfene Unterthänigkeit und atmet Freiheit in einem edlen Busen. Alle Ketten, von den vergoldeten an, die man am Hofe trägt, bis zu den schweren Eisen der Galeerensklaven, sind ihm abscheulich. Er ist ein strenger Richter seiner selbst und anderer und nicht selten seiner sowohl als der Welt überdrüssig“ (Ges. Schr., Bd II, 221 ff.).

⁶⁹ inkurabel = unheilbar.

⁷⁰ Indigestion = eine Verstopfung.

⁷¹ Genau dies war Goethes Problem: übertriebene geistige Schwelgerei, d. h. zu große denkerische und dichterische Produktivität! Deswegen riet ihm auch der Herzog, nicht zu viel zu denken und zu dichten. Siehe dazu auch Johann Glatzel, >Melancholie und Wahnsinn<, Seite 116: „Die übermäßige intellektuelle Anspannung, das anhaltend angestrengte und der Erschöpfung nicht achtende Bedenken schwieriger Probleme, die unmäßige Lektüre philosophischer Texte usw. bringen danach nicht nur den Prädisponierten in die Gefahr, einer unheilbaren Schwermut zu verfallen“.

Gastrolle⁷², um Gelegenheit zu haben, mich gegen das schweigend dasitzende Parterre eines Teils meiner Galle zu entledigen. An diesem Abend trug es sich zu, daß die Ophelia aus ihrem Vexierwahnsinn Ernst machte und /232/ förmlich toll vom Theater ablief. Es gab gewaltigen Lärm und wie andere Direktoren sich mit dem Einstudieren der Rollen zu beschäftigen pflegen, so bemühte sich dagegen der anwesende, seine Prima Donna mit aller Anstrengung aus der gespielten [Rolle] herauszustudieren; - doch vergeblich. Die mächtige Hand des Shakespeare, dieses zweiten Schöpfers, hatte sie zu heftig ergriffen und ließ sie zum Schrecken aller Gegenwärtigen nicht wieder los. Für mich war es ein interessantes Schauspiel, dieses gewaltige Eingreifen einer Riesenhand in ein fremdes Leben, dieses Umschaffen der wirklichen Person zu einer poetischen, die jetzt, vor den Augen aller Vernünftigen, auf Kothurnen ernsthaft auf- und abging und abgerissene Gesänge, wie wunderbare Geistersprüche, hören ließ. So sehr man auch mit den bündigsten Gründen in sie drang, zur Vernunft zurückzukehren, so heftig protestierte sie dagegen; und es blieb zuletzt kein anderes Mittel übrig, als sie ins Tollhaus zu schicken.⁷³

/233/ Zu meinem nicht geringen Erstaunen traf ich hier wieder mit ihr zusammen. Ihr Kämmerchen stieß dicht an das meinige und ich hörte sie täglich den Holzschuh und Muschelhut ihres Geliebten besingen. Ein Kerl wie ich⁷⁴, der aus Haß und Grimm zusammengesetzt ist und nicht wie andere Menschenkinder seiner Mutter Leibe, sondern vielmehr einem schwangern Vulkane entbunden zu sein scheint, hat für Liebe und dergleichen wenig Sinn; und doch beschlich mich hier im Tollhause soetwas. Es äußerte sich zwar anfangs nicht in den gewöhnlichen Symptomen, als Vorliebe für Mondschein, poetischen Andrangs zum Kopfe und dergleichen, sondern vielmehr in dem heftigen Bestreben zur Errichtung einer Narrenpropaganda und einer ausgebreiteten Kolonie von Verrückten, um sie zum Schrecken der andern vernünftigen Menschen plötzlich anlanden zu lassen.⁷⁵

Dies tolle Gefühl indes, das sie Liebe nennen und das wie ein Flicker vom Himmel /234/ auf diese dürre Steppe der Erde heruntergefallen ist, fing doch am Ende auch bei mir an es ernstlicher zu nehmen. Ich machte zu meinem eigenen Entsetzen mehrere Gedichte in Versen, schaute auch in den Mond und sang gar zu Zeiten mit, wenn draußen um das Tollhaus her die Nachtigallen pfffen. Ich habe wahrhaft einmal einige Rührung an einem sogenannten melancholischen Abend verspürt; ja ich konnte in gewissen Stunden aus einem Loche meiner Kaukasushöhle schauen und weniger denken als nichts. - Auch Betrachtungen habe ich in diesem Zeitpunkte meiner Schreibtisch einverleibt, von welchen ich doch hier einige für gefühlvolle Seelen ausheben will:

An den Mond

Sanftes Antlitz voll Gutmütigkeit und Rührung; denn beides muß du in dir vereinen, weil du nicht einmal am Himmel den Mund aufreißest, weder zum Fluchen noch zum /235/ Gähnen, wenn tausend Narren und Verliebte ihre Seufzer und Wünsche zu dir hinaufrichten und dich zu ihrem Vertrauten erkiesen; so lange du auch schon um die Erde

⁷² Siehe Goethes Roman >Wilhelm Meisters Lehrjahre<, WA I.21, ab Seite 289.

⁷³ Möglicherweise war Corona Schröter gegen Ende ihres Lebens gemütskrank. Sie starb angeblich voller Sehnsucht. Siehe den weiteren Verlauf dieses Goetheschen Gleichnisses.

⁷⁴ Goethe meint sich selber!

⁷⁵ Selbstironische Anspielung Goethes auf seine Mitgliedschaft und aktive Tätigkeit im Illuminaten - Orden. Was liegt näher als die Vermutung, daß Goethe die Sektion Literatur und Theater, d. h. aufklärerisch-propagandistische Tätigkeit in diesen Bereichen übertragen worden war. „Narrenpropaganda“ ist daher gleich Illuminatenpropaganda.

herumgelaufen bist, als ihr Begleiter und Eicisbeo, so hast du dich doch beständig als ein treuer Confident gehalten und man findet kein einziges Beispiel in der Weltgeschichte bis zu Adam hin, wo du unwillig geworden wärest, die Nase gerümpft oder hämische Mienen angenommen hättest, ob du gleich diese Seufzer und Klagen schon tausende und abertausende Male wiederholen hörtest. Noch immer bist du gleich aufmerksam, ja man sieht dich so oft gerührt das Wischtüchlein einer Wolke vorhalten, um deine Tränen dahinter zu verbergen. Welchen bessern Zuhörer könnte sich ein seine Werke vorlesender Dichter wählen, als dich; welchen innigern Vertrauten ich, der ich hier im Tollhause mich liebend verzehre. Wie blaß du bist, Guter, wie teilnehmend und zugleich wie aufmerksam auf alle, die noch /236/ in diesem Augenblicke außer mir da stehen und dich anschauen! Deine gutmütige Miene könnte man leicht für Einfalt halten, besonders heute, wo dein Antlitz zugenommen hat und recht rund und genährt anzuschauen ist; aber du magst zunehmen wie du willst, ich lasse mich dadurch in deinem Anteile nicht täuschen, bleibst du doch immer der Alte und nimmst auch wieder ab und verzehrst dich - ja verhüllst du nicht gar, wenn dich die Rührung überwältigt, dein Gesicht, wie der weinende Agamemnon, daß man nichts von dir sieht, als den vor Gram kahlen Hinterkopf! - Leb' wohl, Trauter, Guter!

An die Liebe

Weib, was willst du von mir, daß du dich an mich hängst? Hast du mir auch schon ins Gesicht geschaut? - Du mit deinem Lächeln und deinen holden, liebäugenden Mienen; und ich, mit all dem Grimme und Zorne im Me/237/dusenantlitz! - Traute, überleg es, wir geben ein gar zu ungleiches Paar ab. Laß mich los, beim Teufel! Ich habe nichts mit dir zu schaffen! Du lächelst wieder und hältst mich fest? Was soll die vorgehaltene Göttermaske, mit der du mich anblickst? Ich reiße sie dir ab, um das dahintersteckende Tier kennen zu lernen; denn in der Tat, ich halte dein wahres Gesicht nicht für das reizendste. - Himmel, das wird immer ärger; ich girre und schmachte ganz erbärmlich - willst du mich völlig rasend machen! Weib, wie kannst du nur Gefallen daran finden, auf einem so kreischenden Instrumente, wie ich bin, spielen zu wollen! Die Komposition ist für einen Fluch gesetzt und ich muß ein Liebeslied dazu absingen! O laß mich fluchen und nicht in so schrecklichen Tönen schmachten! Hauche deine Seufzer in eine Flöte, aus mir schallen sie wie aus einer Kriegstrompete und ich rühre die Lärmtrommel, wenn ich girre. - Und nun gar der erste Kuß - o das andere ließe sich noch überstehen, /238/ wie alles, was sich bloß in der Sprache und in Tönen umhertreibt; und es wäre mir immer noch erlaubt, heimlich etwas anderes dabei zu denken - aber der erste Kuß - ich habe niemals geküßt, aus Abscheu gegen alle rührende und zärtliche Heuchelei! - Unholdin, wüßte ich, daß du mich dazu verleiten könntest, ich böte meine letzte Kraft auf und schüttelte dich von mir!

In solchen und dergleichen Fragmenten habe ich mich abgearbeitet und mich ordentlich methodisch auszuschreiben gesucht, wie mancher Dichter, der seine Gefühle so lange auf dem Papiere von sich gibt, bis sie zuletzt alle abgegangen sind und der Kerl selbst ganz ausgebrannt und nüchtern dasteht.

Es schlug indes alles fehl bei mir, ja die Symptome wurden immer kritischer und ich fing gar an, in mich vertieft umherzuwandern, /239/ und fühlte mich fast human und kleinlaut gegen die Welt gestimmt. Einmal meinte ich gar, sie könnte doch wohl die beste sein und der Mensch selbst wäre etwas mehr als das erste Tier darauf, ja er habe einigen Wert und könne vielleicht gar unsterblich sein.

Als es soweit gekommen war, gab ich mich selbst verloren und betrieb es jetzt ganz so

langweilig und alltäglich wie ein anderer Verliebter. Ich entsetzte mich schon nicht mehr, wenn ich versifizierte, ja ich konnte auf eine längere Zeit gerührt bleiben und gewöhnte mich an manche Ausdrücke, die ich sonst gar nicht in den Mund genommen hätte. Jetzt ließ ich den ersten Liebesbrief vom Stapel laufen, den ich hier samt dem andern Briefwechsel zur Erbauung anhängte:

Hamlet an Ophelia

Himmlischer Abgott meiner Seele, reizerfüllteste Ophelia! Dieser Eingang zwar, mit /240/ dem ich meinen ersten Brief an dich überschrieb, als wir noch bloß auf dem Hoftheater uns zum Vergnügen der Zuschauer liebten⁷⁶, könnte dich vielleicht täuschen und es dir einreden wollen, als ob ich noch ebenso wie damals an einem fingierten Wahnsinn und allen denen metaphysischen Spitzfindigkeiten, die ich von der hohen Schule mitbrachte, laborierte. - Aber laß dich dadurch nicht täuschen, Abgott, denn ich bin für diesmal wirklich toll - so sehr liegt alles in uns selbst und ist außer uns nichts Reelles, ja wir wissen nach der neuesten Schule nicht, ob wir in der Tat auf den Füßen oder auf dem Kopfe stehen, außer, daß wir das erste durch uns selbst auf Treu und Glauben angenommen haben. - Es ist dies ein ganz verwünschter Ernst, Ophelia, und du sollst nicht etwa glauben, daß ich es als Persiflage von mir gebe. - Ach, wie ist alles jetzt verändert in deinem armen Hamlet. - Diese ganze Erde, die ihm sonst wie ein verödeter Garten voll Dornen und Disteln, wie /241/ ein Sammelplatz voll pestilenzischer Ausdünstungen vorkam, hat sich jetzt vor ihm in ein Eldorado verwandelt, in einen blühenden Garten der Hesperiden; er⁷⁷ war einst so frei und kerngesund, als er sie haßte, und ist jetzt ein Sklav' und fast krank, da er sie liebt. - Teuerste, ich wollte, daß ich Verhaßteste sagen könnte, es gäbe dann doch wenigstens nichts, was mich an diesen dummen Ball fesselte; auch ich könnte ganz froh und lustig mich von ihm hinunterstürzen in das ewige Nichts! - Also, leider, Teuerste! Ich sage jetzt nicht mehr wie vormals zu dir: „Geh in ein Nonnenkloster!“ Denn ich bin toll genug zu glauben, wenn der Mensch liebe, so sei der Narr etwas. Ob er gleich deshalb doch immer nur dem Tode rascher entgegen geht und dieser ihm, bis sie sich beide endlich treffen und fest und ewig umarmen; es sei dies nun an dem Steine, wo der heilige Gustav entschlummerte, oder auf dem Gerüste, wo die schöne Maria blutete⁷⁸, oder an /242/ irgend einem noch bessern oder schlechtern Orte.

Ich weiß gewiß, der böse Feind schwebt hohnlachend über der Erde und hat die Liebe, als eine bezaubernde Maske, auf sie herabgeworfen, um die sich jetzt alle Menschenkinder reißen, sie auf eine Minute vorzuhalten. Sieh, auch ich habe sie leider gefaßt und minaudiere mit dem Totenkopfe recht zärtlich hinter ihr und habe, beim Teufel, Lust, das Menschenkind mit dir fortzupflanzen. O wäre die verwünschte Larve⁷⁹ nicht, es hätten dann die Erdensöhne hienieden gewiß dem jüngsten Tage einen Possen gespielt durch ein Gesetz gegen die Bevölkerung, damit unser Herrgott oder wer sonst zuletzt den Erdball noch einmal anschauen will, ihn zu seiner Verwunderung von Menschen durchaus entvölkert gefunden hätte.

Doch laß mich endlich zu dem Punkte kommen, den ich leider, so sehr ich mir auch /243/ Mühe gebe, nicht umgehen kann - zu meiner Liebeserklärung!

⁷⁶ Goethe und Corona Schröter traten häufig gemeinsam (und auch als Liebespaar) auf dem Weimarer Liebhabertheater auf.

⁷⁷ Hamlet, alias Goethe.

⁷⁸ Goethe dachte dabei an die Hinrichtung der Frankfurter Kindsmörderin im Jahre 1772.

⁷⁹ Der Säugling ist gemeint.

Zorniger, wilder, menschenfeindlicher hat es in mir seit meiner Geburt nicht ausgesehen, als in diesem Augenblicke, wo ich es dir aufgebracht hinschreibe, daß ich dich liebe, dich anbete und daß ich nach dem Wunsche, dich zu hassen und zu verabscheuen, keinen sehnlichern hege, als das Geständnis deiner Gegenliebe zu vernehmen. Bis dahin dein liebender Hamlet.

Ophelia an Hamlet

Liebe und Haß steht in meiner Rolle und zuletzt auch Wahnsinn - aber sage mir, was ist das alles eigentlich an sich, daß ich wählen kann? Gibt es etwas an sich oder ist alles nur Wort und Hauch und viel Phantasie? - Sieh, da kann ich mich nimmer herausfin/244/den, ob ich ein Traum [bin] - ob es nur Spiel [ist] oder Wahrheit? Und ob die Wahrheit wieder mehr als [ein] Spiel [ist]? - Eine Hülse sitzt über der andern und ich bin oft auf dem Punkte, den Verstand darüber zu verlieren.

Hilf mir nur meine Rolle zurücklesen, bis zu mir selbst. Ob ich denn selbst wohl noch außer meiner Rolle wandle oder ob alles nur Rolle [ist] und ich selbst eine dazu? Die Alten hatten Götter und auch einen darunter, den sie Traum nannten; es muß ihm sonderbar zu Mute sein, wenn es ihm etwa einfiel, sich für wirklich halten zu wollen und er doch immer nur Traum blieb? Fast glaube ich, der Mensch ist auch solch ein Gott. Ich möchte gern mich auf einen Augenblick mit mir selbst unterreden, um zu erfahren, ob ich selbst liebe oder nur mein Name Ophelia? - Und ob die Liebe selbst etwas ist oder nur ein Name? - Sieh, da suche ich mich zu ereilen, aber ich lauf immer vor mir her und mein Name hin/245/terdrein, und nun sage ich wieder die Rolle auf - aber die Rolle ist nicht [mein] Ich. - Bring' mich nur einmal zu meinem Ich, so will ich es fragen, ob es dich liebt. Ophelia.

Hamlet an Ophelia

Grübele dergleichen Dingen nicht so tief nach, Teure, denn sie sind so verworrener Natur, daß sie leicht zum Tollhause führen könnten!⁸⁰ Es ist alles Rolle, die Rolle selbst und der Schauspieler, der darin steckt, und in ihm wieder seine Gedanken und Plane und Begeisterungen und Possen - alles gehört dem Momente an und entflieht rasch, wie das Wort von den Lippen des Komödianten. - Alles ist auch nur Theater, mag der Komödiant auf der Erde selbst spielen oder zwei Schritte höher, auf den Brettern, oder zwei Schritte tiefer, in dem Boden, wo die Würmer das Stichwort des abgegangenen Königs /246/ aufgreifen; mag Frühling, Winter, Sommer oder Herbst die Bühne dekorieren und der Theatermeister Sonne oder Mond hineinhängen oder hinter den Koulissen donnern und stürmen - alles verfliegt doch wieder und löscht aus und verwandelt sich - bis auf den Frühling in dem Menschenherzen; und wenn die Koulissen ganz weggezogen sind, steht nur ein seltsames, nacktes Gerippe dahinter, ohne Farbe und Leben, und das Gerippe grinset die anderen noch herumlaufenden Komödianten an.

Willst du aus der Rolle dich herauslesen bis zum Ich? - Sieh, dort steht das Gerippe und wirft eine Handvoll Staub in die Luft und fällt jetzt selbst zusammen - aber hinterdrein wird höhnisch gelacht. Das ist der Weltgeist oder der Teufel - oder das Nichts im Widerhalle!

Sein oder Nichtsein! Wie einfältig war ich damals, als ich mit dem Finger an der /247/ Nase diese Frage aufwarf, wie noch einfältiger diejenigen, die es mir nachfragten und Wunder glaubten, was hinter dem Ganzen stecke. Ich hätte das Sein erst um das Sein selbst befragen sollen, dann ließe sich nachher auch über das Nichtsein etwas Gescheites ausmitteln. Ich brachte damals noch die Unsterblichkeitstheorie von der hohen Schule mit und führte sie durch alle Kategorien. Ja, ich fürchtete wahrlich den Tod der Unsterblichkeit halber - und beim Himmel mit Recht, wenn hinter dieser langweiligen comedia larmoyante noch eine zweite folgen sollte.⁸¹ - - Ich denke, es hat damit nichts zu sagen! Darum, teure Ophelia, schlag dir das alles aus dem Sinne; und laß uns lieben und fortpflanzen und alle die Possen mitreiben - bloß aus Rache, damit nach uns noch Rollen auftreten müssen, die alle diese Langweiligkeiten von neuem ausweiten, bis auf einen letzten Schauspieler, der grimmig das /248/ Papier zerreißt und aus der Rolle fällt, um nicht mehr vor einem unsichtbar dasitzenden Parterre spielen zu müssen.

Liebe mich, kurz und gut, ohne weiteres Grübeln! Hamlet.

Ophelia an Hamlet

Du stehst einmal als Stichwort in meiner Rolle und ich kann dich nicht herausreißen, so wenig wie die Blätter aus dem Stücke, worauf meine Liebe zu dir geschrieben ist.⁸² So will ich denn, da ich mich aus der Rolle nicht zurücklesen kann, in ihr fortlesen bis zum Ende und zu dem exeunt omnes, hinter dem dann doch wohl das eigentliche Ich stehen wird. Dann sage ich dir, ob außer der Rolle noch etwas existiert und das Ich lebt und dich liebt. Ophelia.

/249/ Hinter diesem Briefwechsel trat nun unser Wortwechsel ein und jeder nachfolgende Wechsel, von den Blicken, Küssen und dergleichen an bis zum

⁸⁰ Die Beiden befinden sich ja bereits im Tollhaus! Eine gelungene satirische Spitze Goethes auf das große Tollhaus: die Erde. Wozu die Menschen die Erde gemacht haben: zum Tollhaus.

⁸¹ Gemeint ist: Goethe fürchtete in jungen Jahren zu sterben, bevor er als Dichter berühmt und damit „unsterblich“ geworden wäre.

⁸² In den Theaterstücken, die Goethe während seines ersten Weimarer Jahrzehnts schrieb, steht seine Liebe zu Corona geschrieben; bzw in den Rollen der Corona Schröter ihre Liebe zu Goethe.

Selbstwechsel.

Nach wenigen Monaten war das Stichwort zu einer neuen Rolle geschrieben.⁸³ - Ich war doch fast glücklich in der Zeit und spürte in dem Tollhause zuerst einige Menschenliebe, so daß ich ernsthaft über Planen brütete, mit den Narren um mich her Platons Republik zu realisieren.⁸⁴ Doch da strich der Traumgott wieder alles aus!

Die Ophelia wurde immer blasser und vernünftiger, obgleich der Arzt meinte, der Unsinn sei bei ihr im Steigen; aber es war der Moment, wo ein großer Sinn in ihn eintrat. - Es stürmte wild um das Tollhause her - ich lag am Gitter und schaute in die Nacht, außer der am Himmel und auf Erden nichts weiter zu sehen war. Es war mir, als stände ich dicht am Nichts und riefte hinein, aber es /250/ gäbe keinen Ton mehr. - Ich erschrak, denn ich glaubte, wirklich gerufen zu haben, aber ich hörte mich nur in mir. Ein Blitz, ohne nachfolgenden Donnerschlag, flog pfeilschnell aber still durch die Nacht; und der Tag erschien und verschwand rasch in ihr, wie ein Geist. Neben mir auf der einen Seite rasselte ein Wahnsinniger schrecklich mit seinen Ketten,⁸⁵ auf der andern hörte ich Ophelia abgerissene Stücke ihrer Balladen⁸⁶ singen, doch wurden die Töne oft Seufzer und zuletzt schien mir alles eine große Disharmonie, zu der die rasselnden Ketten die begleitende Musik abgaben. Es dünkte mich, als entschlief ich. Da sah ich mich selbst mit mir allein im Nichts, nur in der weiten Ferne verglommte noch die letzte Erde, wie ein auslöschender Funke. - Aber es war nur ein Gedanke von mir, der eben endete. Ein einziger Ton bebte schwer und ernst durch die Öde. - Es war die ausschlagende Zeit und die Ewigkeit trat jetzt ein. Ich hatte jetzt aufgehört alles andere zu denken und dachte /251/ nur mich selbst! Kein Gegenstand war ringsum aufzufinden, als das große, schreckliche Ich, das an sich selbst zehrte und im Verschlingen stets sich wiedergebar. Ich sank nicht, denn es war kein Raum mehr, ebensowenig schien ich emporzuschweben. Die Abwechslung war zugleich mit der Zeit verschwunden und es herrschte eine fürchterliche, ewig öde Langeweile.⁸⁷ Außer mir, versuchte ich mich zu vernichten - aber ich blieb und fühlte mich unsterblich! - Hier vernichtete sich der Traum in seiner eigenen Größe und ich erwachte tiefaufatmend - das Licht war erloschen, ringsum tiefe Nacht; nur Ophelien hörte ich leise ihre Balladen singen, wie wenn sie jemand damit in den Schlaf wiegte. Ich tappte an den Wänden aus meiner Kammer, neben mir schlichen draußen durch die Finsternis noch Wahnsinnige und zischelten leise.

Ich öffnete Opheliens Tür, sie lag blaß auf ihrem Lager, bemüht, ein totes, eben ge/252/borenes Kind an ihrer Brust in den Schlaf zu lullen; neben ihr stand ein irres Mädchen und legte den Finger auf den Mund, wie wenn sie mir Stille zuwinkte.

„Jetzt schläft es!“, sagte Ophelia und blickte mich lächelnd an, und das Lächeln war mir, wie wenn ich in ein aufgeworfenes Grab schaute.

„Gottlob, es gibt einen Tod und dahinter liegt keine Ewigkeit!“, sprach ich unwillkürlich.⁸⁸

⁸³ Ophelia war schwanger.

⁸⁴ Wiederum eine deutliche Anspielung Goethes auf seine aktive Tätigkeit im Illuminaten-Orden.

⁸⁵ Neben Goethes Haus in Weimar wohnte und arbeitete ein Leinweber, dessen Webmaschinen Goethe furchtbar auf die Nerven gingen.

⁸⁶ Corona Schröter schrieb und vertonte Balladen.

⁸⁷ Hier schildert Goethe eigene Wahnvorstellungen. Siehe dazu L. Baus: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<. Goethe beklagte sich zur Zeit der Niederschrift der >Nachtwachen< mehrmals über „ewig öde“ Lebenslangeweile.

⁸⁸ Selbstverständlich eine satirische Spitze Goethes: Man kann ja nicht Gott loben, daß es *kein* ewiges Leben gibt!

Sie lächelte fort und flüsterte nach einer Pause, wie wenn die Sprache sich allmählich in Hauche auflösen und leise verschwinden wollte: „Die Rolle geht zu Ende, aber das Ich bleibt, und sie begraben nur die Rolle. Gottlob, daß ich aus dem Stücke herauskomme und meinen angenommenen Namen ablegen kann; hinter dem Stücke geht das Ich an!“

„Es ist das Nichts!“, sagte ich kopfschüttelnd.

Sie fuhr kaum hörbar fort: „Dort steht es schon hinter den Koulissen und wartet auf das Stichwort; wenn nur der Vorhang erst ganz nieder ist! - Ach, ich /253/ liebe dich! Das ist die letzte Rede im Stücke und sie allein will ich aus meiner Rolle zu behalten suchen - es war die schönste Stelle! Das Übrige mögen sie begraben!“ - Da fiel der Vorhang und Ophelia trat ab. - Niemand klatschte und es war, als ob kein Zuschauer zugegen wäre.⁸⁹ Sie schloß schon ganz fest mit dem Kinde an der Brust; und beide waren nur sehr blaß und man hörte keine Atemzüge, denn der Tod hatte ihnen seine weiße Maske schon aufgelegt. - Ich stand stürmisch aufgereizt neben dem Lager und in mir machte es sich zornig Luft, wie zu einem wilden Gelächter. - Ich erschrak, denn es wurde kein Gelächter, sondern die erste Träne, die ich weinte. Nahe bei mir heulte noch einer - doch war es nur der Sturm, der durch das Tollhaus pfiff. Als ich aufblickte, standen die Wahnsinnigen in einem Halbkreise um das Lager her, alle schweigend, aber seltsam gestikulierend und sich gebärdend. Einige lächelnd, andere tief /254/ nachsinnend, noch andere den Kopf schüttelnd oder starr die weiße Schlummernde und das Kind betrachtend - auch der Weltschöpfer⁹⁰ war darunter, aber er legte nur bedeutend den Finger auf den Mund.

Es ward mir fast bange in dem Kreise!

/255/ [...]

⁸⁹ Bei Corona Schröters Beerdigung war angeblich auch kein Freund zugegen. Goethe ließ ihr jedoch eine bronzene Grabplatte anfertigen.

⁹⁰ Der „Weltschöpfer“, alias Goethe. Goethe schrieb ein Gedicht namens >Weltschöpfung<. Goethe kann sich auch in zwei handelnden Personen gleichzeitig verbergen. Goethe ist identisch sowohl mit der Nr. 20, dem ehemaligen Nachtwächter, als auch mit dem Weltschöpfer. War Goethe eine gespaltene Persönlichkeit?

Zu >Don Sassafras< (von Erich Schmidt) und >Über das Pathologische bei Goethe< (von P. J. Möbius)⁹¹

Von Wilhelm Alexander Freund, Strassburg i. E.

Den Goetheforschern wird die gegenseitige Beziehung der zwei in der Ueberschrift neben einander gestellten Begriffe wohl sicherer bekannt sein, als den meisten Medicinern. Dem Mediciner aber, welcher die 2 (1. November 1768 und den 31. Januar 1769) von Goethe aus Frankfurt a. M. an Käthchen Schönkopf nach Leipzig geschriebenen Briefe liest, kann diese Beziehung nicht entgehen, und ich - denn ich bin der „sehr belesene medicinische College“ des Herrn Erich Schmidt in der 8. Miscelle >Don Sassafras< (Goethe-Jahrbuch 1. Band 1880 S. 377) - ich habe in einer scherzhaft geführten Unterhaltung auf die vergeblichen Bemühungen *O. Jahn's* ([in seinem Buch] >Goethe's Briefe an Leipziger Freunde<, 1. Aufl. S. 74, 2. Aufl. S. 103), den Theaterheld „Don Sassafras“ ausfindig zu machen und auf den rechten Weg der Nachforschung hingewiesen. Herr Erich Schmidt hat meine Deutung der Sassafras - Rolle, die Goethe spielen musste, aczeptirt und hat nebenbei Comödienscenen, in denen ein Don Sassafras als Held auftritt, veröffentlicht; zuerst in der oben angeführten Miscelle, dann in der >Zeitschrift für deutsches Alterthum<, neue Folge 13, S. 234. Aus der letzt angeführten Publication kann ich für meine Zwecke nicht unterlassen, folgenden Passus (S. 238) wörtlich anzuführen:

„*N. B[ernardon]: Er [Ich] heisse Sassaфра, und seine [meine] geliebte [richtig: Geliebte] Sassabariligie.*

H[ans] W[urstr]: Und ich Lignum Sanctum.

Lipp[erls]: Und ich heiss Album-greckum so ist das gantze Decoctum beysammen.“⁹²

Dieses Sprüchlein bezeugt laut den Doppelsinn der stigmatisirten Figur als Possenheld und als Ingredienz eines gewissen Arzneitranks [gegen die Syphilis].

Mit dieser Wirkung meiner ernsthaft gemeinten und scherzhaft gemachten Bemerkung konnte ich leidlich zufrieden sein; und ich nahm auch den Vorwurf, als hätte ich mit derselben spöttelnd auf die Naivetät der interpretirenden Philologen hingewiesen, gelassen hin. Jedenfalls hat mir jede spottende Absicht in Bezug auf den von mir hochverehrten *Jahn* fernegelegen. - Ich versichere hier ausdrücklich, dass ich die Goethe-Philologen für nicht so naiv halte, dass sie die hellere Beleuchtung, welche die neue Sassafraserklärung auf einige etwas dunkle Stellen des Lebens und der Arbeit Goethe's wirft, nicht würdigen sollten; wenn dies auch noch nirgend, soweit ich die neue Goetheliteratur kenne - und auch der sehr „Belesene“, kann dieselbe nicht ganz und gar „zwingen“ - ausgesprochen ist.

So glaubte ich denn die ganze Sache für mich abgethan. Da erscheint das in der Ueberschrift genannte Buch des Herrn *Möbius* und bringt, nachdem alle pathologischen poetischen Figuren und Bekannte Goethes besprochen worden sind, eine medicinische

⁹¹ Abgedruckt in der >Münchener medicinischen Wochenschrift<, Ausgabe Nr. 48, 1898.

⁹² Anmerkung des Herausgebers: Lignum Sassafras oder Fenchelholz wurde zu Goethes Zeit dem Decoctum Sarsaparillae, das bekanntlich damals bei der Behandlung der Syphilis eine große Rolle spielte, zugesetzt.

Betrachtung der Familie, der Person, und endlich der Nachkommen Goethe's, welcher ich in einem sehr wichtigen Punkte entgegenzutreten muss.

Ich glaube die Sache am einfachsten zur klaren Einsicht bringen zu können damit, dass ich die Angaben des Herrn *Möbius* über die „räthselhafte Erkrankung“ Goethes in Leipzig abdrucken lasse und hinterdrein die betreffenden Stellen aus Briefen, späteren Schriften und Biographien Goethes daneben stelle. Nachdem *Möbius* die bekannte Schilderung Goethes, welche er in >Wahrheit und Dichtung< von seiner Erkrankung in Leipzig gibt, wörtlich abgedruckt hat, fährt er fort: „*Ich habe mit Bedacht die lange Stelle hergesetzt. Wüsste man nicht, wer das geschrieben hat, so würde man sagen, das ist die Anamnese eines Hypochonders. Man beachte die schweren Anklagen gegen den armen Kaffee. Abgesehen davon, dass Goethe in Leipzig wohl nicht allzustarken Kaffee getrunken haben wird, ist es doch ungeheuerlich anzunehmen, Milchkaffee könne die Functionen der Eingeweide aufheben. Goethe will einfach sagen, er habe zu jener Zeit an Verstopfung gelitten. Seinen Zustand kennzeichnet Goethe auch dadurch, dass er meint, er sei damals seiner Umgebung durch widerliche Launen beschwerlich gewesen, er habe Alle >durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt< und die Verletzten störrisch gemieden. Im Ganzen wird eine Verstimmung geschildert, wie wir sie auch heute von nervösen jungen Leuten nicht selten geschildert hören. Es werden allerhand äussere Umstände angezogen, die mit der Sache selbst nicht viel zu thun haben und das Missbehagen nicht erklären können. Der alte Goethe mag den Bericht zugestutzt haben, doch ist wohl nicht anzunehmen, dass die ganze Auffassung der Sache erst aus Goethes Alter stamme. Das Wesentliche war wohl, dass der junge Goethe sich überreizt hatte, weniger vielleicht durch Ausschweifungen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, als durch geistige Aufregung. Liest man die Briefe, in denen er seine Eifersucht schildert, so kann man schon glauben, dass das Befinden unter den leidenschaftlichen Erregungen gelitten habe, besonders dann, wenn Bacchus und Venus hinterherkamen. Ob das Einathmen von salpetrig-sauren Dämpfen beim Behandeln der Radirungen zu seinen Uebeln beigetragen habe, wie Goethe es vermuthet, das sei dahingestellt.*

Soweit wäre Alles gut, aber nun kommt der unbegreifliche Blutsturz.“ Nachdem *Möbius* der Geschwulst, welche sich an der linken Seite des Halses bei Goethe gebildet hatte, gedacht hat, fährt er fort: „*Die enge Verknüpfung zwischen dem Zustande der Unbehaglichkeit und dem Blutsturze kann vielleicht Sache der Redaction [des Textes von >D.u.W.< durch einen Vertrauten Goethes, z. B. Riemer] sein. Wahrscheinlich dürfte jener eine Erscheinung für sich sein und erst in der Erinnerung mögen alle krankhaften Erscheinungen der Leipziger Zeit nahe an einander gerückt sein.*“

Jetzt sucht *Möbius* die Ursache des Blutsturzes zu bestimmen. Er nimmt die Lungentuberculose, welche auch einen im Jahre 1830 Goethe befallenden Blutsturz erklären könnte, dann ein Magengeschwür, eine nervöse Störung (nervöse Blutung), die Geschwulst am Halse, einen Varix in der Speiseröhre, einen Fremdkörper, der die Speiseröhre seitlich durchbrochen, der Reihe nach durch, ohne sich für eine dieser Ursachen mit Sicherheit entscheiden zu können. S. 148 fährt er fort: „*Mag es nun so oder so sein, das ist sicher, dass Goethe sich ziemlich rasch wieder erholte.*“ Dann werden die nervösen [Störungen] und Verdauungsstörungen, das Halsübel, welche Goethe in Frankfurt plagten, endlich die Nervosität des Reconvalescenten besprochen und behauptet, dass auch die Aerzte Goethe als Nervösen behandelten. „*Man denke endlich an die Heilung der Stuhlbeschwerden durch Suggestion.*“ S. 152 heisst es: „*Die nervöse Reizbarkeit blieb trotz der Wiederkehr des Lebensmuthes bestehen, in Strassburg plagte sie ihn noch.*“

S. 190 schreibt Möbius: „In Goethe's Nachkommenschaft erreichte das Pathologische eine furchtbare Höhe. Es sieht aus, als hätten sich die Dämonen das Glück, das Goethe über das gewöhnliche Menschenglück hinaus genossen hatte, durch das Unglück seiner Nachkommen mit Zinsen zurückzahlen lassen. Schwer krank und unglücklich war Goethes Sohn. Diejenigen, die in Goethe den Normalmenschen sehen, müssen die Quelle des Uebels in der Mutter [Christiane Vulpius] suchen.“ Hierauf wird erwähnt, dass der Vater der Christiane Vulpius ein Säufer gewesen und an Alkoholismus gestorben sein soll, dass die Vulpius ausser dem erstgeborenen August (1789) 1791 einen todtten Knaben, 1793 ein Mädchen, 1795 einen Knaben und 1802 noch ein Mädchen, welche drei letzte Kinder sehr bald nach der Geburt gestorben waren, geboren habe. Ueber diesen höchst wichtigen Punkt lässt sich Möbius folgendermaassen aus: „Höchst auffallend ist die Sterblichkeit der Kinder Goethes. Sollte sie auf den Alkoholismus der Mutter zu beziehen sein, so müsste diese allerdings recht früh angefangen haben zu trinken, denn sie war erst 27 Jahre alt, als sie 1791 ein todttes Kind gebar. Mir will die Sache nicht recht einleuchten, wenn ich bedenke, dass die Frau Rath [Goethes Mutter] im Jahre 1807 Christiane ein unverdorbenes Gottesgeschöpf nennt.“

Ueber August äussert sich Möbius in folgenden Sätzen: „Auch bei dem Sohne Goethe's, der heranwuchs, möchte ich die Quelle des Krankhaften nicht allein in der Mutter suchen, sondern ich denke, dass an seinem Elend auch das Genie des Vaters schuld war, nicht nur so, dass der Sohn den Abstand schmerzlich empfand, sondern im physiologischen Sinne.

Es ist recht schwer, von August Goethe sich ein Bild zu machen.“ Auf S. 199 lesen wir Folgendes: „Nach alledem ist sicher, dass August krank gewesen ist, aber die Art des krankhaften Zustandes ist schwer zu erfassen. Er war Trinker, aber einerseits war sein Alkoholismus von vornherein Ausdruck der Entartung, ging aus August's pathologischer Beschaffenheit hervor u. s. w.“

S. 22 heisst es: „Es taucht der Gedanke auf, ob etwa August in seinen letzten Jahren an beginnender progressiver Paralyse gelitten habe, aber freilich fehlt es an allen Mitteln, die Vermuthung zu begründen, man muss die Sache auf sich beruhen lassen.“ Da es im Sectionsberichte (S. 204) heisst: „das Gehirn missgebildet“, so wird Bluterguss vermuthet und es ist nach Möbius wahrscheinlich, „dass die Ursache des apoplektischen Anfalles eine schon vorhandene Gehirnerkrankung war u. s. w.“

„Die Gehirnerkrankung könnte die Wirkung des Alkoholismus oder progressiver Paralyse gewesen sein. Wenn ein 40jähriger Mann an einem Gehirnschlage stirbt, denkt man zuerst an progressive Paralyse oder an deren Ursache.“

Von der Ehe und Nachkommenschaft Augusts wird Folgendes berichtet: (S. 206) „Höchst unglücklich für beide Theile und für die Nachkommenschaft war die Verbindung von Goethe's Sohne mit Ottilie v. Pogwisch. Diese war durchaus eine Dégénérée.“ Der älteste Sohn Wolfgang „lebte ganz zurückgezogen, verschwiegen leidend. Er sei klein, schwächlich, etwas verkrüppelt gewesen, dabei geistig einfach und gutmüthig bescheiden. Er ist an der Schwindsucht gestorben. Der jüngere Sohn war von Jugend auf ernst und verschlossen, leidenschaftlich und phantasie reich, arbeitete sein Leben lang in verschiedenen Fächern, ohne je mit etwas recht fertig zu werden; lebte dann verstimmt und krank in der Einsamkeit. Schon als junger Mann erkrankte er an Gesichtsnuralgie. Gesund scheint er fast nie gewesen zu sein, wir hören von Rheumatismus und Kopfschmerzen, allgemeiner Schwäche und Abspannung, Augenleiden, gichtisch-

nervösem Leiden. Später erkrankte er an asthmatischen Anfällen und starb in einem solchen u. s. w.“

Möbius schliesst sein Buch mit folgenden Sätzen: „Man sagt, dass die Familien wie die Einzelnen eine bestimmte Lebensdauer haben. Der Stamm Goethes ist verdorrt, seine Familie trieb in ihm eine köstliche Blüthe und strömte damit ihre Kraft aus, nach ihm aber folgten nur noch lebensschwache Triebe. Der Genius erscheint auf der Erde nicht, um die Zahl der Menschen zu vermehren, seine Werke sind seine unsterblichen Kinder.“

Ich führe nun diejenigen Stellen aus Goethe's Schriften und Biographien auf, welche auf die Erkrankung Goethe's Bezug haben.

Die wichtigsten Daten ziehen wir aus >Goethe's Briefen an Leipziger Freunde< (herausgegeben von Otto Jahn, II. Auflage, 1867). In dem zweiten an Käthchen Schönkopf aus Frankfurt, 1. November 1768; gerichteten Briefe heisst es S. 103: *„Gedenkt er noch manchmal an seinen ersten Ackteur, der doch diese Zeit her in allen Lust- und Trauerspielen die schweren und beschwerlichen Rollen eines verliebten und betrübten [richtige Orthographie: eines Verliebten und Betrübten] so gut und so natürlich als möglich vorgestellt hat. Hat sich noch niemand gefunden, der meine Stelle wieder begleiten [bekleiden] mögte, ganz mögte sie wohl nicht wieder besetzt werden; zum >Herzog Michel< finden Sie eher zehn Ackteurs [Schauspieler], als zum >Don Sassafras< einen einzigen. Verstehen Sie mich.“*

Der dritte, vom 30. December 1768 datirte Brief beginnt mit folgenden Sätzen: *„Meine beste ängstliche Freundinn, Sie werden ohne Zweifel zum neuen Jahre durch Hornen die Nachricht von meiner Genesung erhalten haben, und ich eile, es zu bestätigen. Ja, meine Liebe, es ist wieder vorbei und ins Künftige müssen Sie Sich beruhigen, wenn es je heissen sollte: Er liegt wieder! Sie wissen, meine Constitution macht manchmal einen Fehltritt und in 8 Tagen hat sie sich wieder zurechte geholfen; diesmal wars arg und sah noch ärger aus als es war, und war mit schrecklichen Schmerzen verbunden. Unglück ist auch gut. Ich habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können.“* S. 107 fährt er in demselben Brief fort: *„Wenn ich nur bis in den April komme, ich will mich gern hineinschicken lassen. Da wirds besser werden hoffe ich, besonders kann meine Gesundheit täglich zunehmen, weil man nun eigentlich weiss, was mir fehlt. Meine Lunge ist so gesund als möglich, aber am Magen sitzt was.“* Im vierten Brief vom 31. Januar 1769 lesen wir: *„Vielleicht habt ihr Bälle und Fasnachtsschmüsse zu der Zeit, da ich im Elend sitze. Traurig Carnaval. Seit 14 Tagen sitze ich wieder fest. Im Anfang dieses Jahres war ich auf Parole losgelassen, das bisgen Freiheit ist auch wieder aus und ich werde wohl noch ein Stückgen Februar im Käfigt zubringen, denn Gott weiss, wenns alle wird, ich bin aber ganz ruhig darüber und ich hoffe Sie werden es auch sein. Den 3. März bin ich schon 1/2 Jahr hier und auch schon ein 1/2 Jahr krank, ich habe an dem Halbjahr viel gelernt. Ich denke, Horn soll die Zeit über auch mehr gelernt haben, wir werden einander nicht mehr kennen, wenn wir einander wiedersehen. Gewiss, Horn hat nicht halb so viel Lust mich zu sehen als ich ihn. Der gute Mensch soll aus Leipzig und hat kein Blut gespien. Das mag schwer sein. Sie sind so lustig, sagte ein sächsischer Officier, zu mir, mit dem ich den 28. August in Naumburg zur Nacht ass, so lustig und haben heute Leipzig verlassen.*

Ich sagte ihm, unser Herz wisse oft nichts von der Munterkeit unseres Bluts. - Sie scheinen unpässlich, fing er nach einer Weile an. - Ich bin's wirklich, versetzte ich ihm, und sehr, ich habe Blut gespien. - Blut gespien, rief er, ja da ist mir alles deutlich, da haben Sie schon einen grossen Schritt aus der Welt gethan, und Leipzig musste Ihnen

gleichgültig werden, weil Sie es nicht mehr geniessen konnten. - Getroffen sagte ich, die Furcht vor dem Verlust des Lebens hat allen andern Schmerz erstickt. - Ganz natürlich, fiel er mir ein, denn das Leben bleibt immer das erste, ohne Leben ist kein Genuss. Aber, fuhr er fort, hat man Ihnen nicht auch den Ausgang leicht gemacht. - Gemacht? fragte ich, wieso. - Das ist ja deutlich sagte er, von Seiten der Frauenzimmer; Sie haben die Miene, nicht unbekandt unter dem schönen Geschlecht zu sein. - Ich bückte mich für 's Compliment. - Ich rede wie ich's meine, fuhr er fort, Sie scheinen mir ein Mann von Verdiensten, aber Sie sind krank, und wette ich 10 Hennen gegen nichts, kein Mädchen hat Sie beim Ermel gehalten. - Ich schwieg und er lachte. - Nun sagte er und reichte mir die Hand übern Tisch, ich habe 10 Thaler an Sie verloren, wenn Sie auf Ihr Gewissen sagen: Es hat mich eine gehalten. - Top, sagte ich, Herr Kaptain und schlug ihm in die Hand, Sie behalten Ihre 10 Thaler. Sie sind ein Kenner und werfen Ihr Geld nicht weg. - Bravo, sagt er, dann seh' ich, dass Sie auch Kenner sind. Gott bewahre Sie darin, und wenn Sie wieder gesund werden, so werden Sie Nutzen von dieser Erfahrung haben. Ich - und nun ging die Erzählung seiner Geschichte los, die ich verschweige, - ich sass und hörte mit Betrübniß zu und sagte am Ende, ich sei confundirt, und meine Geschichte und die Geschichte meines Freundes Don Sassafras hat mich immer mehr von der Philosophie des Hauptmanns überzeugt.

Unglücklicher Horn! Er hat sich immer so viel auf seine Waden eingebildet, jetzt werden sie ihm zum Unglück gereichen. Lasst ihn nur lebendig weg. Satt sehen könnt' Ihr Euch noch an ihm, denn er ist der letzte Frankfurter in Leipzig, der gerechnet wird, und wenn der fort, da könnt Ihr warten, bis Ihr wieder einen zu sehen kriegt. Doch tröstet Euch, ich komme bald wieder.

Du lieber Gott, jetzt bin ich wieder lustig mitten in den Schmerzen. Wenn ich auch nicht so munter wäre, wie wollt ichs aushalten? Fast 2 Monat, an einem fort ganz eingesperrt

...

Krank oder gesund bis an den Todt Ihr Freund Goethe.“ Im 5. Briefe vom 1. Juni 1769 macht er die Freundin auf seine Leipziger Lieder aufmerksam und fügt hinzu: „Wie ich die Lieder machte, da war ich ein anderer Kerl als ich jetzt bin. Das arme Fuchlein! Wenn Sie sehen sollten, was ich den ganzen Tag treiben es ist ordentlich lächerlich.“ (S. 117.) Der 6. Brief vom 26. August 1769 beginnt: „Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie an meiner Gesundheit nehmen und ich muss Ihnen zum Troste sagen, dass das letzte Gerücht von meiner Krankheit eben nicht so ganz gegründet war, ich befinde mich erträglich, freilich manchmal weniger, als ich es wünschen mögte.“ Im 7. Briefe vom 12. December 1769 entschuldigt er die Verspätung seiner Antwort auf einen freundlichen Brief Käthchens: „Verzeihen Sie mir das. Kann man einem Unglücklichen verdenken, dass er sich nicht freuen kann. Mein Elend hat mich auch gegen das gute stumpf gemacht, was mir noch übrig bleibt. Mein Körper ist wieder hergestellt, aber meine Seele ist noch nicht geheilt u. s. w.“

In dem 1. an Adam Friedrich Oeser gerichteten Briefe (vom 13. September 1768) steht folgender Passus: „Ich schreibe Ihnen auch für diesmal nichts, als dass meine Ankunft nach einer glücklichen Reise eine erwünschte Ruhe über meine Familie verbreitet hat, dass meine Krankheit, die nach dem Ausspruch meiner hiesigen Aerzte nicht sowohl in der Lunge, als in denen dazu führenden Theilen liegt, sich täglich zu bessern scheint“ (S. 158). Im 2. Briefe (9. November 1768) heisst es: „Meine Gesundheit fängt an wieder etwas zu steigen und doch ist sie noch nicht viel übers Schlimme“. Der 4. Brief vom 14. Februar 1769 (S. 167) beginnt: „Endlich ein Brief. Er ist lang ausgeblieben und hätte noch länger aussen bleiben müssen, um Ihnen die Nachricht meiner völligen Wiederherstellung zu überbringen. Ich bin wirklich noch ein Gefangener der Krankheit,

obgleich mit der nächsten Hoffnung, bald erlöst zu sein. Dieses neue Jahr hat mir die erste Aussicht ins Leben, seit dem traurigen August geöffnet und es scheint, als wenn der Winter meiner Natur mit diesem Winter einerlei Epoque haben sollte. Also soll ich gegen Ostern gesund sein, und doch nicht zu Ihnen kommen?“ In demselben Briefe (S 169) beantwortet er die selbst gestellte Frage: „Wo ist er [Goethe meint sich selber] denn jetzt?“ mit folgenden Worten: „Seit dem August in seiner Stube, bei welcher Gelegenheit er bis an die grosse Meerenge, wo Alles durch muss, eine schöne Reise gethan hat. Er wird uns Wunderdinge davon erzählen können“. Weiter unten heisst es: „Ich scherze und allegorisire, und habe schon meine Freude daran. Was wirds erst werden, wenn wir wieder in Leipzig ums Thor gehen! Vorderhand hat mirs nun freilich mein Medikus als Etwas, wodurch ich in ein Recidiv fallen könnte, verboten. Nächstens vielleicht etwas deutlicher von diesen Dingen“.

In der an Friederike Oeser gerichteten gereimten Epistel vom 6. November 1768 heben wir folgende Verse heraus:

*Bald lustig wie ein Bräutigam
Leb ich und bin halb krank und halb gesund,
Am ganzen Leibe wohl, nur im Halse wund;
Sehr missvergnügt, dass meine Lunge
Nicht so viel Athem reicht als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht*

*Drum reichet mir mein Doctor medicinae
Extracte aus der Cortez Chinae,
Die junger Herrn erschlaffte Nerven
An Augen, Fuss und Hand
Auf 's neue stärken*

*Besonders ist er drauf bedacht,
Durch Ordnung wieder einzubringen,
Was Unordnung so schlimm gemacht
Und heisst mich meinen Willen zwingen
Bei Tag und sonderlich bei Nacht
Nur an nichts reizendes gedacht.
Welch ein Befehl für einen Zeichnergeist,
Den jeder Reiz bis zum Entzücken reisst.
Des Bouchers Mädgen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau
Mit riesigem Gesicht mit halbzerbrochenem Zahne,
Vom fleissig kalten Gerhard Dow
An meine Wand, langweilige Tisane
Setzt er mir statt des Weins dazu.
O sage Du:
Kann man traurigers erfahren?
Am Körper alt und jung an Jahren
Halb siech und halb gesund zu sein?
Das gibt so melancholische Launen u. s. w.*

Im 2. Briefe, S. 191, heisst es: „*O Mamsell, es war eine impertinente Composition von Laune meiner Natur, die mich 4 Wochen an den Bettfuss und 4 Wochen an den Sessel anschraubte, dass ich eben so gerne die Zeit über hätte in einen gespaltenen Baum wollen gezaubert sein*“. Weiter unten S. 193: „*Ich war einmal krank und ward wieder gesund, eben genug, um mit Bequemlichkeit meinem letzten Willen [Testament] nachdenken zu können. Ich schlich in der Welt herum wie ein Geist, der nach seinem Ableben manchmal wieder, an die Orte gezogen wird, die ihn sonst anzogen, da er sie noch körperlich geniessen konnte, jämmerlich schleicht er zu seinen Schätzen, und ich demüthig zu meinen Mädgen und zu meinen Freundinnen. Ich hoffte bedauert zu seyn, unser Eigenliebe muss doch was hoffen, entweder Liebe oder Mitleiden. Betrogener Geist bleib in Deiner Grube! Du magst noch so demüthig, noch so flehent im weissen Rocke flehen und jammern, wer todt ist, ist todt, wer krank ist, ist so gut wie todt; geh Geist, geh, wenn sie nicht sagen sollen, Du bist ein beschwerlicher Geist. Die Geschichten, die mich auf diese Betrachtung führten, gehören nicht hierher. Nur eine will ich Ihnen ausführlich erzehlen; wenn ich mich sie noch recht besinne. Ich kam zu einem Mägdchen, ich wollte drauf schwören, Sie wärens gewesen, die empfing mich mit grossem Jauchzen, und wollte sich zu Tode lachen, wie ein Mensch die Carrikaturidee haben konnte, im 20. Jahre an der Lungensucht zu sterben! Sie hat wohl recht, dacht ich, es ist lächerlich, nur für mich so wenig, als für den Alten im Sacke, der für Prügel sterben möchte, über die eine ganze Versammlung fast für lachen stirbt.*“

S. 198 heisst es in dem langen Briefe: „*Trutz der Krankheit die war, trutz der Krankheit, die noch da ist, bin ich so vergnügt, so munter, oft so lustig, dass ich Ihnen nicht nachgäbe, und wenn Sie mich in dem Augenblicke jetzt besuchten, da ich mich in einem Sessel, die Füsse wie eine Mumie verbunden, vor einen Tisch gelagert habe, um an Sie zu schreiben*“.

Aus den Friederike Öser gewidmeten Liedern hebe ich folgende Verse heraus (S. 219, 37):

*„Mir Jüngling, jetzt der Mädgen Spott,
Mir helfe doch der liebe Gott
Zu meinen Waden.
Da werd ich wohl nach Seel und Leib
In künftigen Jahren für ein Weib
Ein fetter Braten.“⁹³*

Im 20. Liede >Zueignung< sind folgende Strophen heranzuziehen:

*„Sie singe wer sie singen mag!
An einem hübschen Frühlingstag
Kann sie der Jüngling brauchen.
Der Dichter blinzelt von Ferne zu,
Jetzt drückt ihm diätätische Ruh
Den Daumen auf die Augen.
Halb scheel, halb weise sieht sein Blick*

⁹³ Anmerkung des Herausgebers: Dass Goethe „in künftigen Jahren für ein Weib ein fetter Braten“ werde, ist ebenfalls ein Indiz für eine Syphilis Goethes. Die Infizierten mussten mehrere Jahre warten, bis sie vom Arzt die Erlaubnis zum Heiraten erhielten. Die Infektiosität nimmt mit den Jahren ab und erlischt etwa ab dem fünften Jahr ganz.

*Ein bisgen nass auf euer Glück
 Und jammert in Sentenzen.
 Hört seine letzten Lehren an,
 Er hats so gut wie ihr gethan
 Und kennt des Glückes Grenzen.
 Ihr seufzt und singt und schmelzt und küsst
 Und jauchzet ohne dass ihrs wisst
 Dem Abgrund in der Nähe.
 Flieht Wiese, Bach und Sonnenschein,
 Schleicht, solls auch wohl im Winter sein
 Bald zu dem Herd der Ehe.
 Ihr lacht mich aus und ruft: der Thor!
 Der Fuchs; der seinen Schwanz verlor,
 Verschnitt jetzt gern uns alle;
 Doch hier passt nicht die Fabel ganz,
 Das treue Füchlein ohne Schwanz
 Das warnt euch für [vor] der Falle.“*

In einem an J. C. Limprecht aus Strassburg den 12. April 1770 gerichteten Briefe heisst es: „Wenn ich mich erinnere, was für ein unerträglicher Mensch ich den letzten ganzen Sommer war, so nimmt michs Wunder, wie mich jemand hat ertragen können. Doch ich verdiente Mitleiden; ich hatte auch meine liebe Last“.

Endlich gehört eine Stelle aus einem an J. Breitkopf gerichteten Briefe hierher (S. 257): „Ich lebe erträglich, vergnügt und still. Ich habe 1/2 Dutzend englische Mädgen, die ich oft sehe und bin in keine verliebt, es sind angenehme Kreaturen und machen mir das Leben ungemein angenehm. Wer kein Leipzig gesehen hatte, der könnte hier recht wohl sein; aber das Sachsen, Sachsen! Ey! ey! Das ist starker Toback. Man mag auch noch so gesund und stark sein, in dem verfluchten Leipzig brennt man weg, so geschwind, wie eine schlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Füchlein, wird nach und nach sich erholen.

Nur eins will ich Dir sagen, hüte Dich ja für der Lüderlichkeit. Es geht uns Mannsleuten mit unseren Kräften, wie den Mädchen mit der Ehre, einmal zum Henker eine Jungerschaft, fort ist sie. Man kann wohl so was wieder qnacksalben, aber es wills ihm alls nicht thun“.

Jetzt zu den uns interessirenden Stellen aus >Wahrheit und Dichtung<. Ich citire aus der Berliner Ausgabe 1870, Grothe's Verlag.

S. 326: „Mir fehlte nicht die beim Aetzen nöthige Aufmerksamkeit und selten, dass mir etwas misslang; aber ich hatte nicht Vorsicht genug, mich gegen die schädlichen Dünste zu verwahren, die sich bei solcher Gelegenheit zu entwickeln pflegen, und sie mögen wohl zu den Uebeln beigetragen haben, die mich nachher eine Zeit lang quälten.“

S. 329: Die bekannte Darstellung Goethe's von der Ursache und der Entwicklung seiner Krankheit lautet folgendermaassen: „Indem ich nun aber Winckelmann's Abscheiden gränzenlos beklagte, so dachte ich nicht, dass ich mich bald in dem Falle befinden würde, für mein eigenes Leben besorgt zu seyn: Denn unter allem diesen hatten meine körperlichen Zustände nicht die beste Wendung genommen. Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als schwächte. Der Schmerz auf der Brust,

den ich seit dem Auerstädter Unfall von Zeit zu Zeit empfand, und der nach einem Sturz mit dem Pferde merklich gewachsen war, machte mich missmuthig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das schwere Merseburger Bier verdüsterte mein Gehirn, der Kaffee, der mir eine ganz eigene triste Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tische genossen, paralyisirte meine Eingeweide und schien ihre Functionen völlig aufzuheben, so dass ich desshalb grosse Beängstigungen empfand, ohne jedoch den Entschluss zu einer vernünftigeren Lebensart fassen zu können. Meine Natur, von hinlänglichen Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen. Ferner war damals die Epoche des Kaltbadens eingetreten⁹⁴, welches unbedingt empfohlen ward. Man sollte auf hartem Lager schlafen, nur leicht zugedeckt, wodurch denn alle gewohnte Ausdünstung unterdrückt wurde. Diese und andere Thorheiten [für einen Syphilitiker], in Gefolg von missverstandenen Anregungen Rousseau's, würden uns, wie man versprach, der Natur näher führen und uns aus dem Verderbnisse der Sitten retten. Alles obige nun, ohne Unterscheidung, mit unvernünftigem Wechsel angewendet, empfanden mehrere [Ärzte, die von Goethes Syphilis wussten] als das Schädlichste, und ich verhetzte [in Leipzig] meinen glücklichen Organismus dergestalt, dass die darin enthaltenen besonderen Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen mussten, um das Ganze zu retten.

Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf, und hatte noch so viel Kraft und Besinnung, meinen Stubennachbar zu wecken. Dr. Reichel wurde gerufen, der mir auf's freundlichste hilfreich ward; und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude an einer erfolgenden Besserung wurde dadurch vergällt, dass sich, bei jener Eruption, zugleich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, die man jetzt erst, nach vorübergegangener Gefahr, zu bemerken Zeit fand. Genesung ist jedoch immer angenehm und erfreulich, wenn sie auch langsam und kümmerlich von Statten geht, und da bei mir sich die Natur geholfen, so schien ich auch nunmehr ein anderer Mensch geworden zu seyn: denn ich hatte eine grössere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt, ich war froh, mein Inners frei zu fühlen, wenn mich gleich äusserlich ein langwieriges Leiden bedrohte“.

Goethe scheint sich nach diesem Unfälle (so benennt er seine Erkrankung selbst, S. 232) ziemlich bald erholt zu haben, denn er berichtet, dass viele vorzügliche Männer, die ihm in jener Zeit beigestanden haben, ihn theils auf seinem Zimmer, theils sobald er es verlassen konnte, zu unterhalten und zu zerstreuen suchten. „Sie fuhren mit mir aus, bewirtheten mich auf ihren Landhäusern, und ich schien mich bald zu erholen“ (S. 330). Dafür spricht auch Goethe's zuschauende Betheiligung bei einem abendlichen Studententumulte. „Man erzählte sich öffentlich, dass den nächsten Abend Fenster eingeworfen werden sollten, und einige Freunde, welche mir die Nachricht brachten, dass es wirklich geschehe, mussten mich hinführen, da Jugend und Menge wohl immer durch Gefahr und Tumult angezogen wird“.

Von den Männern, welche ihm damals Beistand leisteten, hebt Goethe Dr. Herrmann hervor, der „mir bei meinem zwar geahnten aber in seiner ganzen Grösse nicht vorhergesehenen Uebel den treulichsten Beistand leistete“.

⁹⁴ Anmerkung des Herausgebers: Was für gesunde Menschen vorteilhaft sein kann, ist jedoch für einen Syphilitiker schädlich. Schwitzkuren und heiße Bäder treiben das Gift (die Spirochäten) aus dem Körper, während kalte Bäder die Transpiration unterdrücken und das Gift im Körper sich ansammeln kann. Deshalb besuchte Goethe in späteren Jahren so häufig die böhmischen Bäder.

Besonders Langer, nachheriger Bibliothekar in Wolfenbüttel, wird hervorgehoben. „Sein Vortrag, angenehm und consequent fand bei einem jungen Menschen leicht Gehör, der durch eine verdriessliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden, höchst erwünscht fand“ (S. 334).

Die Stimmung während der Heimreise schildert Goethe (S. 336) mit folgenden Worten: „*Je mehr ich mich nun meiner Vaterstadt näherte, destomehr rief ich mir bedenkllicherweise zurück, in welchen Zuständen, Aussichten, Hoffnungen ich von Hause weggegangen und es war ein sehr niederschlagendes Gefühl, dass ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Da ich mir jedoch nicht sonderlich viel vorzuwerfen hatte, so wusste ich mich ziemlich zu beruhigen; indessen war der Willkommen [unklar ob: der Willkommene oder das Willkommen] nicht ohne Bewegung. Die grosse Lebhaftigkeit meiner Natur durch Krankheit gereizt und erhöht, verursachte eine leidenschaftliche Scene. Ich mochte übler aussehen, als ich selbst wusste; denn ich hatte lange keinen Spiegel zu Rathe gezogen; und wer wird sich denn nicht selbst gewohnt! Genug, man kam stillschweigend überein, manche Mittheilungen erst nach und nach zu bewirken und vor allen Dingen, sowohl körperlich als geistig, einige Beruhigung eintreten zu lassen*“ (S. 336).

Der Vater „*verhehlte, so gut er konnte, den Verdruss, anstatt eines rüstigen, thätigen Sohnes . . . einen Kränking zu finden, der noch mehr an der Seele, als am Körper zu leiden schien. Er verbarg nicht seinen Wunsch, dass man sich mit der Kur expediren möge; besonders aber musste man sich mit hypochondrischen Aeusserungen in seiner Gegenwart in Acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte*“ (S. 337).

Eine wichtige Complication der Krankheit wird folgendermaassen beschrieben: „*Da ich mit der Geschwulst am Halse sehr geplagt war, indem Arzt und Chirurgus diese Excressenz erst vertreiben, hernach, wie sie sagten, zeitigen wollten, und sie zuletzt aufzuschneiden für gut befanden, so hatte ich eine geraume Zeit mehr an Unbequemlichkeit, als an Schmerzen zu leiden, obgleich gegen Ende der Heilung das immer fort dauernde Betupfen mit Höllenstein und anderen ätzenden Dingen höchst verdriessliche Aussichten auf jeden neuen Tag geben musste*“ (S. 339).

Eine von den Verdauungsorganen ausgehende Complication und deren Behandlung schildert Goethe mit folgenden Worten: (S. 342) „*Mir war indess noch eine sehr harte Prüfung vorbereitet, denn eine gestörte und man dürfte wohl sagen für gewisse Momente vernichtete Verdauung brachte solche Symptome hervor, dass ich unter grossen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas fruchten wollten. In diesen letzten Nöthen zwang meine bedrängte Mutter mit dem grössten Ungestüm den verlegenen Arzt, mit seiner Universal-Medicin hervorzurücken; nach langem Widerstande eilte er tief in der Nacht nach Hause und kam mit einem Gläschen krystallisirten trocknen Salzes zurück, welches, in Wasser aufgelöst, von dem Patienten verschluckt wurde und einen entschiedenen alkalischen Geschmack hatte. Das Salz war kaum genommen, so zeigte sich eine Erleichterung des Zustandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die stufenweise zur Besserung führte. Ich darf nicht sagen, wie sehr dieses den Glauben an unsern Arzt, und den Fleiss, uns eines solchen Schatzes theilhaftig zu machen, stärkte und erhöhte*“.

Die Erfahrungen, welche Goethe in Selbstbeobachtung seiner Krankheit und der angewandten Curmaassregeln gemacht hatte, führten ihn zur theoretischen und praktischen Beschäftigung mit Medicin und Chemie. Er schreibt darüber (S. 343 und 344): „*Kaum war ich einigermaassen wieder hergestellt und konnte mich, durch eine bessere Jahreszeit begünstigt, wieder in meinem alten Giebelzimmer aufhalten, so fing auch ich an, mir einen kleinen Apparat zuzulegen: ein Windöfchen mit einem Sandbade*

war zubereitet, ich lernte sehr geschwind mit einer brennenden Lunte die Glaskolben in Schalen verwandeln, in welchen die verschiedenen Mischungen abgeraucht werden sollten. Nun wurden sonderbare Ingredienzien, des Makrokosmos und Mikrokosmos auf eine geheimnisvolle wunderliche Weise behandelt, und vor Allem suchte man Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen. Was mich aber eine ganze Weile am meisten beschäftigte, war der sogenannte Liquor Silicum (Kieselsaft), welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel mit einem gehörigen Antheil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zerschmilzt und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat, der wird diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiter zu wirken. Diesen Kieselsaft zu bereiten, hatte ich eine besondere Fertigkeit erlangt; die schönen weissen Kiesel, welche sich im Main finden, gaben dazu ein vollkommenes Material; und an dem übrigen so wie an Fleiss liess ich es nicht fehlen; nur ermüdete ich doch zuletzt, indem ich bemerken musste, dass das Kieselhafte keineswegs mit dem Salze so innig vereint sei, wie ich philosophischerweise geglaubt hatte: denn es schied sich gar leicht wieder aus, und die schönste mineralische Flüssigkeit, die mir einigemal zu meiner grössten Verwunderung in Form einer animalischen Gallert erschienen war, liess doch immer ein Pulver fallen, das ich für den feinsten Kieselstaub ansprechen musste, der aber keineswegs irgend etwas Productives in seiner Natur spüren liess, woran man hätte hoffen können, diese jungfräuliche Erde in den Mutterstand übergehen zu sehen.

So wunderbar und unzusammenhängend auch diese Operationen waren, so lernte ich doch dabei mancherlei. Ich gab genau auf alle Krystallisationen Acht, welche sich zeigen mochten, und ward mit den äusseren Formen mancher natürlichen Dinge bekannt, und indem mir wohl bewusst war, dass man in der neueren Zeit die chemischen Gegenstände methodischer aufgeführt, so wollte ich mir im Allgemeinen davon einen Begriff machen, ob ich gleich als Halbadept vor den Apothekern und allen denjenigen, die mit dem gemeinen Feuer operirten, sehr wenig Respect hatte. Indessen zog mich doch das chemische Compendium des Boerhave gewaltig an, und verleitete mich, mehrere Schriften dieses Mannes zu lesen, wodurch ich dann, da ohnehin meine langwierige Krankheit mich dem Aerztlichem näher gebracht hatte, eine Anleitung fand, auch die Aphorismen dieses trefflichen Mannes zu studiren, die ich mir gern in den Sinn und in's Gedächtniss einprägen mochte“.

Nach seiner Genesung begann Goethe wieder zu zeichnen und zu ätzen. S. 347: „Ich befand mich zu der Zeit nach meiner Art ganz wohl; allein in diesen Tagen befiel mich ein Uebel, das mich noch nie gequält hatte. Die Kehle nämlich war mir ganz wund geworden und besonders das, was man den Zapfen nennt, sehr entzündet; ich konnte nur mit grossen Schmerzen etwas schlucken und die Aerzte wussten nicht, was sie daraus machen sollten 1)⁹⁵. Man quälte mich mit Gurgeln und Pinseln und konnte mich von dieser Noth nicht befreien. Endlich ward ich, wie durch eine Eingebung, gewahr, dass ich bei dem Astzen nicht vorsichtig genug gewesen und dass ich, indem ich es öfters und leidenechafftlich wiederholt, mir dieses Uebel zugezogen und solches immer wieder erneuert und vermehrt. Den Aerzten war die Sache plausibel und gar bald gewiss, indem ich das Radiren und Aetzen um so mehr unterliess, als der Versuch keineswegs gut

⁹⁵ Fußnote von Prof. Dr. med. W. A. Freund: 1) Die despectirlichen Aeusserungen über Medicin, welche Goethe dem Mephisto und dem Faust in den Mund legt, fliessen aus solchen Erfahrungen. Merkwürdiger Weise konnte sich aber Goethe bekanntlich dem sehr häufigen Gebrauche von Arzneimitteln bis in's höchste Alter nicht entschlagen; sein Hausarzt musste mehrmals der übermässigen Anwendung von Arzneien entgegenreten.

ausgefallen war . . . , worüber ich mich um so leichter tröstete, als ich mich von dem beschwerlichen Uebel sehr bald befreit sah.

Dabei konnte ich mich doch der Betrachtung nicht enthalten, dass wohl die ähnlichen Beschäftigungen in Leipzig Manches möchten zu jenen Uebeln beigetragen haben, an denen ich so viel gelitten hatte“.

Nach der Genesung äussert sich eine hohe Reizbarkeit Goethe's, die er folgendermaassen schildert (S. 354): „*Im Frühjahr fühlte ich meine Gesundheit, noch mehr aber meinen jugendlichen Muth wieder hergestellt und sehnte mich abermals aus meinem väterlichen Hause, obgleich aus ganz anderen Ursachen als das erste Mal: denn es waren mir diese hübschen Zimmer und Räume, wo ich so viel gelitten hatte, unerfreulich geworden, und mit dem Vater selbst konnte sich kein angenehmes Verhältniss anknüpfen; ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, dass er bei den Recidiven meiner Krankheit und bei dem langsamen Genesen mehr Ungeduld, als billig, sehen lassen, ja, dass er anstatt durch Nachsicht mich zu trösten, sich oft auf eine grausame Weise über das, was in keines Menschen Hand lag, geäussert, als wenn es nur vom Willen abhängt*“.⁹⁶

Gehen wir jetzt an die Kritik der Auslassungen des Herrn Möbius, so können wir das Facit derselben kurz dahin zusammenfassen, dass nach ihm keine einzige pathologische Erscheinung bei Goethe, bei der Frau, bei den Kindern und Enkeln Goethes ihrem Wesen nach diagnostisch klar zu bestimmen seien. Mir aber erscheinen die oben angeführten Zeugnisse, die Nebeneinanderstellung der daselbst bezeugten Thatsachen als eine tragfähige Unterlage für die Stellung einer sichern Diagnose 2)⁹⁷. Schwierigkeit macht nur der, die bereits bestehende Krankheit complicirende Blutsturz. Aber es ist zu bedenken, dass dieser Blutsturz und seine Lebensgefährlichkeit von Goethe erst in >Wahrheit und Dichtung< hervorgehoben wird. In seinen, aus seiner Leidenszeit geschriebenen Briefen wird nur von Blutspeien gesprochen, und der sächsische Hauptmann fasst dasselbe in jener eigenthümlichen Unterredung mit Goethe mit verständnisvoller Ironie auf. Gewiss muss man eine Lungen- oder Magenblutung von der Hand weisen, wenn man den Ton, in welchem von diesem Blutspeien, wie von der ganzen Krankheit gesprochen wird, in Rechnung zieht und die auffallend schnelle Erholung Goethe's von der anfänglichen Krankheit überlegt 3)⁹⁸. Dass übrigens Irrthümer in der Differentialdiagnose der nach meiner Meinung hier bei Goethe anzunehmenden Krankheit [nämlich Syphilis] einerseits und Lungentuberculose andererseits in flagranti

⁹⁶ Anmerkung des Herausgebers: Der Rath Caspar Goethe war nicht Wolfgang Goethes leiblicher Vater, sondern dessen Stiefvater. Siehe L. Baus >Goethes wirkliches Verhältnis zu Bettina – Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<. Caspar Goethe war ebenfalls ein Syphilitiker und so ist dessen Verhalten dem kranken Wolfgang gegenüber doppelt schwer zu verstehen.

⁹⁷ Fußnote von Prof. Dr. med. W. A. Freund: 2) Die in den oben gegebenen Belegen gesperrt [hier unterstrichen] gedruckten Briefstellen, die Erfahrungen an den Kindern und Enkeln Goethe's lassen kaum einen Zweifel aufkommen. Die nicht gesperrt gedruckten Briefpartien sollen nicht sowohl den Zusammenhang der einzelnen Mittheilungen herstellen, als vielmehr die für solche Zustände charakteristische Stimmung des kranken Goethe aufdecken.

⁹⁸ Fußnote von Prof. Dr. med. W. A. Freund: 3) Wie die behandelnden Aerzte thatsächlich die Natur der Krankheit Goethes aufgefasst haben, darüber fehlen authentische Belege. Bei Goethe finden sich darüber nur schwankende Angaben. Bald sollte die Lunge, dann nicht die Lunge, sondern der Magen, dann nicht sowohl die Lunge als die dazu führenden Theile der Sitz des Uebels sein, bald ist der ganze Leib wohl, nur im Halse wund u. s. w. Nachforschungen in den dem Goethehause nahegelegenen Apotheken in Frankfurt nach Recepten haben zu keinem Resultate geführt.

selbst den tüchtigsten Aerzten passiren können, beweist ein viel Aufsehen erregendes Erlebniss, welches wir in den 50er Jahren zu erfahren Gelegenheit gehabt haben. Skoda hatte an einer hochstehenden Persönlichkeit Lungentuberculose diagnosticirt und eine schlechte Prognose gestellt. Ein anderer Arzt hatte nach einer specifischen Cur der erkannten specifischen Krankheit [gemeint ist: Syphilis] vollständige Genesung herbeigeführt. Dass bei meiner Annahme des Wesens der Erkrankung bei Goethe sich alle folgenden Erscheinungen an ihm selbst und an seinen Kindern, mit Exculpation seiner Frau, ungezwungen erklären lassen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Dass *Möbius* zu keiner bestimmten Auffassung der Krankheit Goethe's gelangt ist, erkläre ich mir aus dem Umstande, dass er seine Erkundigungen nur aus den späten Aufzeichnungen Goethe's in >Wahrheit und Dichtung<⁹⁹ geschöpft hat. Man braucht nur die frisch aus den augenblicklichen Zuständen gezogenen Aeusserungen des jungen Goethe, und den Ton, in welchem dieselbe gehalten sind, neben jene späteren Schilderungen zu stellen, um klar zu erkennen, dass der alternde Goethe die Aetiologie und die Entwicklung seiner Jugendkrankheit sich zurecht gelegt hat, wie er es ja bekanntlich auch für anderweitige Entwicklungen gethan hat, die eine spätere Forschung richtig stellen musste. Ist das zu verwundern? Es versuche es Irgendwer, Jugenderlebnisse, besondere derartiger Natur, ohne die Unterlage authentischer schriftlicher Zeugnisse aus jener Zeit im späteren Alter zu redigiren. Und nicht nur über den thatsächlichen Hergang der Krankheit, sondern auch über die Nebenumstände finden sich bei den zeitlich weit auseinanderliegenden Angaben Goethes Widersprüche. Man vergleiche die Meldung an Oeser (S. 27), dass „*meine Ankunft nach einer glücklichen Reise eine erwünschte Ruhe über meine Familie gebracht hat*“, mit den späteren Aeusserungen über diese Situation. Wie peinlich Goethe aber die directe Mahnung an jene Zeit und die unmittelbaren Darstellungen seines damaligen Zustandes gewesen sind, beweist seine Aeusserung über einige seiner Briefe an Horn aus der Leidenszeit. Er schreibt an v. Willenor, der ihm diese Briefe (aus Riese's Nachlass) überschickt hatte:

„Eigentlich waren es uralte, redlich aufgehobene Briefe, deren Anblick nicht erfreulich sein konnte; hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur allzu deutlich ausdrücken, in welchen sittlich-kümmerlichen Beschränktheiten man die schönsten Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert: zwei aus Strassburg hob ich auf, in denen man endlich ein freieres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menschen gewahr wird.“
(Biographische Aufsätze von Otto Jahn, 1866. Goethes Jugend in Leipzig. S. 351-352.)

Ich habe mir diese Publication reiflich überlegt und die naheliegende Gefahr des Vorwurfs der Scandalsucht gegen Goethe wohl erwogen. Wer kennt nicht den Makel, mit welchem der Pöbel aller Stände den von einer gewissen Krankheit Befallenen [den Syphilitiker] beschimpft? Werden, so überlegte ich, nicht gewisse Goetheaner meine Publication als Verunglimpfung Goethes hinstellen? Hier aber nehme ich den Schutz, den mir mein ärztlicher Beruf gewährt, in Anspruch. Ein schlechter Kerl von Arzt, welcher

⁹⁹ Anmerkung des Herausgebers: Dieser begründeten Vermutung von Prof. Dr. Freund kann ich voll und ganz zustimmen. Welch ein „geniales“ Gemisch von Wahrheit und Dichtung, Halbwahrheit und Lüge die Goethesche Autobiographie >D.u.W.< darstellt, wird ein Goethe-Philologe erst erkennen, wenn er die ganze Wahrheit über Goethe kennt. Siehe dazu L. Baus, >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?< und >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes<.

sein Besserwissen von solchen Dingen frivol und gleissnerisch benutzt. Ich handle in gutem Glauben und setze Wahrheit und Klarheit gegen Unrichtigkeit und Dunkelheit.¹⁰⁰ Und dann - wer hat denn angefangen? Wird aller Orten von Blutsturz, Halsgeschwulst, Verdauungsstörung geschrieben, veröffentlicht man Briefe über Arzneiwirkungen, beschreibt man Goethe's Art zu leben, zu essen, zu trinken, zu schlafen, seine verschiedenen späteren Krankheitszufälle, seine Curen, so findet der Arzt keine Ursache, auf halbem Wege stehen zu bleiben, zumal wenn es gilt, offenbare Unrichtigkeiten zu berichtigen.

Aber ich wage weiter zu gehen. Ich behaupte, dass der Nachweis der Natur der Krankheit Goethe's nicht unwichtige Aufschlüsse über seine Gemüthsbeschaffenheit und über die Wahl und Bearbeitung seiner poetischen Stoffe in und nach der Zeit seiner Krankheit gibt. Ich rufe Goethe zum Zeugen an, wenn er schreibt: „Ein junger Mann, der durch eine verdriessliche Krankheit [durch eine Syphilisinfektion] von irdischen Dingen abgesondert ist, finde es höchst erwünscht, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen [Dinge] zu wenden“.¹⁰¹ Er kennt des Glückes Grenzen; er liebt in Sentenzen zu sprechen, warnt vor liederlichem Leben, räth schnell zu heirathen. Durch seine Curmaassnahmen wird er auf das Studium mystischer, chemischer, medicinischer, endlich auch philosophischer und theologischer Schriften, endlich gar zu geheimnissvollen chemischen Manipulationen geführt. Wir besitzen darüber das vollgiltige Zeugniß in seinen >Ephemerides< mit dem Motto: >Was man treibt, heute dies und morgen das<. So kann er von sich in Wahrheit sagen, dass er Philosophie, Medicin und auch Theologie studirt habe. Nachweislich kommt ihm in dieser Zeit in Frankfurt 4)¹⁰² die Faustsage in die Hand, von der er, wie man aus einigen Briefstellen und einer Aeusserung in den >Mitschuldigen< herausliest, schon früher Kenntniß gehabt haben muss. Man wird zugeben, dass derartige Situationen, Stimmungen und Beschäftigungen von grossem Einflusse auf die Schöpfungen eines Genies [eines „genialen“ Syphilitikers] sein müssen.

Dass das Liebesleben, wie es sich seit ca. 2.000 Jahren allgemach gestaltet hat, sich als treibende Kraft nicht nur für die lieblichsten, sondern auch für die trübseligsten Blüten der Poesie erwiesen hat, ist bekannt. Seitdem dasselbe in seiner Bethätigung als blosser Naturtrieb zur Sünde gestempelt und demgemäss in jeder Hinsicht deteriorirt, in die dunklen schmutzigen Höhlen „anderer Laster“ gedrängt worden ist, hat sich die Natur an der Menschheit, die sich an ihr versündigt, auf fürchterliche Weise gerächt. Das ist der irdisch-verzerrte Theil der himmlischen Mächte, die uns in's Leben stossen, den Armen schuldig werden lassen und dann der Pein überlassen. Unter dieser Pein seufzt ein ungeahnt grosser Theil der Menschheit und in diesem oft die Allerbesten. 5)¹⁰³

In der >Münchener medicinischen Wochenschrift, Ausgabe Nr. 51, meldete sich Möbius noch einmal zu Wort. Höchstwahrscheinlich um sich gegen die „Kritik der Auslassungen“ zu wehren. Gegen Schluß des Artikels schrieb Möbius: „Wenn mich Jemand fragen würde: hat sich Goethe in Leipzig inficirt oder nicht?, so würde ich

¹⁰⁰ Anmerkung des Herausgebers: Dem hätte Goethe uneingeschränkt zugestimmt.

¹⁰¹ Anmerkung des Herausgebers: Professor Dr. W. A. Freund hat des Pudels Kern getroffen: Goethe war ein deutscher Voltaire! Es ist auffallend und bemerkenswert, daß die beiden größten deutschen Existentialisten – Goethe und Nietzsche – Syphilitiker waren.

¹⁰² Fußnote von Prof. Dr. med. W. A. Freund: 4) K. J. Schröer: >Die Entstehung von Goethe's Faust<. Westerm. Monatshefte, 46. Bd. 607-623. - Ebenso früher Riemer-Eckermann.

¹⁰³ Fußnote von Prof. Dr. med. W. A. Freund: 5) Hin und wieder auch die Allermächtigsten, wie unter Anderm der Bericht Vesal's über die Krankheit Karl V. beweist.

sagen: ich weiss es nicht. Möglich ist es natürlich, und dass er sich der Gefahr ausgesetzt habe, ist wahrscheinlich. Als ich mein Buch schrieb, da habe ich begreiflicher Weise auch an diese Dinge gedacht, aber über blosser Vermuthungen und Möglichkeiten ist nicht hinauszukommen. Es fehlt nach meiner Ueberzeugung jede positive Thatsache. Ich habe es deshalb vorgezogen, zu schweigen, und ich glaube, dass ich damit Recht gethan habe.“

Hierzu bemerkt Herr Professor W. A. Freund:

Der Ausgangspunkt meiner Beschäftigung mit dem Gegenstande ist die Bemerkung Jahn's, dass ein Theaterheld Sassafras nicht ausfindig zu machen gewesen. Daraus entwickelte sich die >Sassafras-Frage<. Während die Arbeit an dieser Frage auf der einen Seite den Theaterheld Sassafras enthüllte, brachte sie auf der andern Seite triftige Momente für die Auffassung des Sassafras als Medicament zu Tage. Die Heranziehung gerade dieses Ausgangspunctes der Frage, sowie einiger gerade für den fraglichen Gegenstand sehr wichtiger Stellen aus den Jugendbriefen Goethe's hatte ich in dem betreffenden Capitel des Möbius'schen Buches vermisst.

Unter dem Eindrucke dieses Uebersehens habe ich einige Zeit nach der Lectüre des Buches geschrieben: „Dass Möbius zu keiner bestimmten Auffassung der Krankheit Goethe's gelangt ist, erkläre ich mir aus dem Umstande, dass er seine Erkundigungen *nur* aus den späteren Aufzeichnungen Goethe's in >Wahrheit und Dichtung< geschöpft hat.“ – Möbius rügt in seiner Entgegnung diesen Satz mit Recht. Es muss in demselben statt „nur“ vielmehr „vorzugsweise“ heissen. Dies zur Erklärung der Ungenauigkeit meines Ausdrucks, die ich offen eingestehe.

Dass übrigens auch einige Stellen aus den späteren Berichten in >Wahrheit und Dichtung< für die Aufklärung der räthselhaften verdriesslichen Krankheit hätten herangezogen werden können, wird eine vergleichende Lectüre des Möbius'schen Buches und meines Aufsatzes darlegen.

Freund.

Kommentar des Autors und Herausgebers: Professor Freund hat seine Überzeugung, daß Goethe sich in Leipzig an der Syphilis infiziert habe, keineswegs revidiert, sondern sogar noch bekräftigt. Der Satz betreffende lautet: „Dass Möbius zu keiner bestimmten Auffassung der Krankheit Goethe's gelangt ist, erkläre ich mir aus dem Umstande, dass er seine Erkundigungen *vorzugsweise* aus den späteren Aufzeichnungen Goethe's in >Wahrheit und Dichtung< geschöpft hat.“

Nochmals Goethe's Krankheit.

von

Hermann Schelenz - Cassel

Im Jahre 1898 brachte der inzwischen verstorbene Strassburger Hochschullehrer Wilh. Alex. Freund in der >Münchener medizinischen Wochenschrift<, Nr. 48 vom 29. Nov., eine Arbeit [mit Titel] >Zu „Don Sassafras“ (Erich Schmidt) und „Ueber das Pathologische bei Goethe“ (P. J. Möbius)<, in der er, anknüpfend an die Aufsätze der genannten beiden hervorragenden Gelehrten, einem Literarhistoriker und einem Arzt, sich mit des Dichters Krankheit beschäftigte und sie für Syphilis ansprach. Er fusst in der Hauptsache auf zwei Briefen, die Goethe am 2. November 1768 und am 31. Januar 1769 an Käthchen Schönkopf geschrieben hat, richtiger nur auf dem Passus „haben sich Männer gefunden, die meine Stelle begleiten (vermutlich ein Lapsus linguae des Frankfurter Dialekt sprechenden oder sächsischen nachahmenden Dichters für „bekleiden“) möchten? Zum „Herzog Michel“¹⁰⁴ eher zehn Akteurs als zum Don Sassafras einer“. Er hält die Nennung dieses Namens für eine Anspielung auf das Mittel gleichen Namens, das er als Antisyphiliticum aus eigener Erfahrung kannte. Die Stelle „ein junger Mann, der durch eine verdriessliche Krankheit von irdischen Dingen abgezogen ist, findet es höchst erwünscht, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die Himmlischen zu wenden“¹⁰⁵ scheint ihm eine Selbstbezeichnung, ebenso der gelegentliche Rat des Dichters, schnell zu heiraten (den er selbst nicht befolgt hat), und das Studium mystischer, chemischer, medizinischer, schliesslich theologischer Werke. Ein Mann wie Freund brauchte kaum betonen, dass er seine Aufgabe aufs ernsteste überlegt habe, dass ihm Skandalsucht völlig fern gelegen habe. Uebrigens schliesst er richtig, dass die Krankheit „unter der ein ungeahnt grosser Teil der Menschheit, unter diesem oft die Allerbesten litten“, erst, seitdem das Liebesleben in seiner Betätigung als Naturtrieb zur Sünde gestempelt, deterioriert, in die dunkeln Höhlen anderer Laster gedrängt wurde, zu dem Mittel geworden ist, mit dem sich die Natur an der Menschheit, die sich an ihr versündigt, auf fürchterliche Art gerächt habe.“

Schon am 10. Dezember wies K. Alfred Kirstein in Berlin, >Allgemeine medizinische Zentralzeitung<, Nr. 99, in einer Kritik: >War Goethe syphilitisch?< Freund's Ansicht als gänzlich unbegründet zurück. Da es allgemein bekannt sei, dass Goethe, ganz wie alle Männer, welche locker geschlechtlich leben, viele Gelegenheit gehabt hat, sich zu infizieren, halte er die gestellte Frage moralisch für völlig bedeutungslos. Die Beweisführung Freund's, „der nur Frauen behandelt“, hält er für völlig verfehlt. Er prüft des abnorm genialen Goethe und der „wenn nicht genialen, so doch abnorm und unglücklich gearteten Schwester Cornelia Vorfahren“¹⁰⁶ nach, ebenso des Dichters

¹⁰⁴ Fußnote von H. Schelenz: In dem Gelegenheitslustspiel von Krüger, das in dem Schönkopfschen Hause von der Jugend, Goethe an der Spitze, aufgeführt wurde. Goethe dichtete dafür >Die Laune des Verliebten<, die älteste seiner übergebliebenen dramatischen Arbeiten. IX. 223, 224. Die Zitate beziehen sich auf die Werke, Stuttgart 1876, Cotta.

¹⁰⁵ Anmerkung des Herausgebers: H. Schelenz interpretiert Goethes Worte meiner Überzeugung nach nicht richtig: Goethe wendet sich *gegen* die Himmlischen. D. h. durch seine Syphiliserkrankung wurde er zu einem Zweifler an Gott, ja sogar zu einem deutschen Voltaire.

¹⁰⁶ Fußnote von H. Schelenz: Auf das auf Seite 25 in Band IX angespielte „Familienleiden“ scheint noch niemand aufmerksam geworden zu sein. Dachte Goethe nur an die Pocken, „die durch die Familien, wüteten?“ Goethe selbst, der „weder von Masern noch Windblattern, und wie die Quälgeister der Jugend heissen, verschont geblieben war, „mit denen es also bei ihm für immer vorbei war“ wurde etwa 3 Jahre alt „mit ganz besonderer Heftigkeit überfallen“. „Ihre Einimpfung

Nachkommenschaft. Goethe kann syphilitisch gewesen sein, „heut aber gibt es auf die Frage an der Spitze des Aufsatzes nur die Antwort: nein!“

Im Jahre 1910 kam B. Fränkel auf „des jungen Goethe schwere Krankheit“ in einem Aufsatz in der >Zeitschrift für Tuberkulose<, Leipzig 1910, Bd. 15, H. 4 zurück und stellte als Diagnose: „Tuberkulose, keine Syphilis!“ Er bestätigt, was Nichtmediziner (Friedr. A. Schäfer, Meissen 1904, und Emil Rathlef, >Baltische Monatsschrift<, 1904) gesagt. Es hatte „Fränkel doch das grosse Verdienst, auf Grund seiner grossen Erfahrung mit einer wahren Ueberlegenheit diese Frage in ihrer Gesamtheit einer befriedigenden Lösung zugeführt zu haben“¹⁰⁷.

Im selben Jahre kam Gerber in einer Arbeit >Nochmals Goethe's Krankheit< im Anschluss an seinen 1900 erschienen Vortrag über >Goethe's Beziehungen zur Medizin< auf die Sache zurück¹⁰⁸. Aus des Dichters äusserst geschickter Behandlung des heiklen Themas der geschlechtlichen Infektion in einer „ursprünglich als Nr. 11 der römischen Elegien bezeichneten, in den Werken nicht abgedruckten Elegie“ folgert er, dass der Dichter „sicher geschlechtlich gesund war“, wie Haberling in seiner Besprechung sagte. Ich kann aus den Versen nur herauslesen, dass Goethe, was nicht verwunderlich ist, von den Folgen des Hand-in-Hand-Gehens mit Amor wusste.

In einer selbständigen Arbeit kehrte 1911 der Giessener Professor der Botanik Ad. Hansen wiederum zu der Frage zurück¹⁰⁹. Er wendete sich gegen die Beweiskraft des Sassafras für des Dichters Syphiliserkrankung vom Standpunkt des Pharmakognosten. „Von einer wirklichen Heilung¹¹⁰ durch Sassafras findet sich kein Fall in der medizinischen Literatur, daher auch keine maassgebende Anerkennung dieses Heilmittels. Es ist deshalb Freund's Annahme, Goethe könnte durch die Erwähnung des Don Sassafras auf seine Syphilis angespielt haben, unberechtigt. Es ist ausserdem nicht zu erweisen, dass Goethe Sassafras gebraucht hat. Es ist undenkbar, dass er Kätchen gegenüber solche frivole Anspielung gemacht, auch dass das kindliche Mädchen sie verstanden hat.

Auf Grund einer Besprechung des Werkchens glaubte ich [H. Schelenz] unter Vorführung eines, wie es nötig war, kurzen Beweismaterials aussprechen zu sollen, dass das von Hansen herbeigeholte nicht stichhaltig, die Unmöglichkeit, dass Goethe neben der Liebe Freude auch deren Leid erfahren habe, nicht bündig bewiesen war.

ward (Ende der vierziger Jahre) noch für sehr problematisch angesehen, und ob sie gleich populäre Schriftsteller fasslich und eindringlich empfahlen, so zauderten doch die deutschen Aerzte mit einer Operation, welche der Natur vorzugreifen schien. Spekulierende Engländer kamen daher aufs feste Land und impften, gegen ein ansehnliches Honorar, die Kinder solcher Personen, die sie für wohlhabend und frei von Vorurteilen fanden. Nur wenige Eltern wagten es" – die Goethe's wohl auch nicht. An anderer Stelle (>Wanderjahre< II, 12, Werke VIII, 218) erzählt der Dichter von seinem Vater: „Die grossen Hindernisse, welche der Impfung der Blattern anfangs entgegenstanden, zu beseitigen, war er mit verständigen Aerzten und Polizeibeamten bemüht. Er diente also der öffentlichen Gesundheit ebenso wie sein Schwiegervater, angeregt durch die Geburtsnöthe des Enkels, es gethan durch Verbesserung des Entbindungswesens in Frankfurt a. M.“ Werke IX, 4.

¹⁰⁷ Fußnote von H. Schelenz: Erich Ebstein, >Mitteil. d. d. Gesellschaft f. Gesch. d. Med.<, 1910, S. 443.

¹⁰⁸ Fußnote von H. Schelenz: >B. kl. W.<, 1910, 1482.

¹⁰⁹ Fußnote von H. Schelenz: >Goethe's Krankheit und „Don Sassafras“<, Leipzig, Joh. Wörner.

¹¹⁰ Fußnote von H. Schelenz: >Mitt. d. d. Gesellschaft f. Gesch. d. Med.<, 1911, S. 575.

Trotzdem seiner Ansicht nach „durch den überzeugenden Nachweis Fränkel’s“ die Frage nach Goethe’s Krankheit „für jeden denkenden Mediziner abgethan“ sein sollte, kam Carl Sudhoff nochmals auf Hansen’s Beweisführung zurück. Was ich [Hermann Schelenz] dazu von pharmakologisch-historischer Seite moniert hätte, träfe grösstenteils nicht zu, eine Folge der Gefahren, auf Grund sekundärer Quellen zu referieren oder gar zu kritisieren. Uebrigens wäre ein Arzt kein moralischer Splitterrichter, und doch (?) gewähre es ihm eine Freude, sexuelle Jugendsünden seiner Klientel herauszuinquirieren, am allerwenigsten einem unbegründeten Verdacht scheinbare Nahrung zu geben“. Im Falle Goethe würde jeder gewissenhafte, nicht voreingenommene Kollege mit ihm übereinstimmen, dass der ganze Goethesche Kreis und er selbst keine Vorstellung davon gehabt hat, dass es sich bei Sassafras um ein Antisyphiliticum handelte¹¹¹.

Für eine grössere Arbeit, die ich vielleicht in nicht allzu langer Zeit veröffentlichen kann, habe ich seit etwa vier Jahren Goethe’s Werke recht genau durchmustern müssen. Ich konnte bei Angaben über die Erkrankungen des Dichters gar nicht vorbeigehen, ohne sie zu sammeln. Ich schaute mich auch nach dem Sassafras um. Ausser, wie gesagt, in dem Briefe an Käthchen (Goethe verbirgt sie in „Aus meinem Leben“ unter dem Namen Aennchen!) Schönkopf fand ich das Wort nicht - meine Umschau nach einem Theaterhelden dieses Namens war lange ebenso ergebnislos, wie die Jahn’s es nach den Angaben von Moebius-Hansen (S. 9) gewesen sein soll. Da entdeckte ich später in den Berliner Zeitungen in den Ankündigungen des Marionettentheaters, dass Ivo Puchonny erst in Baden-Baden, dann in der Residenz eine Menge alter Bühnenwerke, auch >Don Sassafras< spielen liess. Der Herr selbst würdigte meine Fragen keiner Antwort, auch andere Mühen blieben fruchtlos, bis Hofrat Schlenther kurz vor seinem Tode mir die nötige Aufklärung gab, wie ich sie übrigens dann auch in dem mir gütigst von Sudhoff dargeliehenen Buche Hansen’s (der weiter auf Erich Schmidt zurückgeht) fand. Die Goethe-Sassafras-Frage wurde dadurch für mich aktuell. Trotz auch medizinischer Studien will ich ihr keineswegs etwa vom medizinischen, geschweige syphilidologischen Standpunkt nahetreten, sondern von dem, wie auch Hansen betont, für das Antisyphiliticum Sassafras und das von Hansen mit herangeholte andere Beweismaterial in erster Reihe in Betracht kommenden Standpunkte des Pharmakologen und Pharmazeuten.

Was ich an der Beweisführung Hansen’s in Kürze auszusetzen hatte, muss ich auch jetzt als ungenügend abweisen, so wertvoll seine Angaben für die Geschichte des Heilmittels Sassafras und der mit herangeholten Genossen sind. Für die Frage kommt nur in Betracht, ob sie in Goethe’s Zeit, noch beschränkter in der Zeit, die für die behauptete oder gemutmaasste Zeit der Ansteckung, in der Zeit seiner Jünglingsjahre, vom 16. - 24. Jahre, von 1764¹¹² - 1772 etwa ganz allgemein als Mittel gegen Syphilis im Schwange waren, ob das Volk oder wenigstens die männliche Jugend, „die es anging“, sie wenigstens den Namen nach gekannt hat, ob sie von der Wirkung eine Ahnung haben konnte.

¹¹¹ Fußnote von H. Schelenz: >Mitt. d. d. Gesellschaft f. Geschichte d. Med.<, 1912, S 72.

¹¹² Anmerkung des Herausgebers: Mit Angabe dieser Jahreszahl - 1764 - deutet Hermann Schelenz sogar versteckt an, dass Goethe sich bereits am „schönen Gretchen“ mit Syphilis infiziert haben könnte! Höchstwahrscheinlich kannte er den Brief Goethes an Cornelia vom Jahre 1765 und ihm war ebenfalls das Pathologische darin aufgefallen.

Wenn auch wirklich in der ganzen medizinischen Literatur kein einziger Fall „wirklicher“¹¹³ Heilung der fraglichen Krankheit“ sich verzeichnet findet, so ist das kein Beweis gegen die Anwendung des Sassafras. Hansen selbst gibt Nachweisungen für sie. Aus dem Jahre 1771 gibt die damals viel gebrauchte >Pharmacopoea Wirtenbergica<, eine Zeugin der damaligen offiziellen schulmedizinischen Anschauungen, folgende Darstellung: „Liqu. Sassafras laudatur ad lymphae vitia“¹¹⁴ catarrhos . . . fluorem album et alios hujus generis morbos“. In Woyt’s wohl noch schwerer wiegendem >Gazophylacium medico-physicum< von 1767 steht: „wird zu den Holztränken wider die Franzosen [Franzosenkrankheit = Syphilis] gebraucht“. Er gibt weiter eine Vorschrift zu Essentia antivenerea, in der Sassafras einen Bestandteil bildet. Caspar Neumann sagt 1740 in den >Praelectiones chemicae<: „wird ratione usus medici gelobt in Decoctis lignorum pro lue venerea“. Ernsting sagt im >Nucleus totius medicinae< 1770 unter >Species lignorum pro decocto<: „Es ist zu bewundern, dass, da sie sehr bekannt, öfters in den Apotheken gefordert, von ChirurGIS bei üblen Wunden . . Franzosen [Franzosenkrankheit], Salivation gebraucht werden, man in den Dispensatoriis keine Composition, wie sie zu machen, antrifft“. Sie enthalten, hier in Betracht kommend, Sarsaparilla, Lignum sanctum, Sassafras, (Antimon). Ein Leibarzt der Kaiserin Eleonore von Oesterreich empfahl eine Species lignorum geradezu „ad luum venereum“, ebenfalls mit den genannten Bestandteilen. Aus wenig späterer Zeit gibt es Vorschriften zu Infusum s. Tisana Sassafras, ein Gargarisma antivenereum in der Hauptsache aus Sassafras. Die Angaben dürften genügen, um zu zeigen, dass die Schulmedizin sich des Sassafras bei syphilitischen Dyskrasien bediente, sie besagen gleicherzeit, dass die Chirurgen, die Schmierer, vor welche Syphilis wenigstens in den ersten Stadien, damaligen Gepflogenheiten nach, gebracht worden sein dürften, das Mittel in Gestalt von Holztränken gebrauchten, ja, dass das Volk schon „blutreinigenden Holztrank“ in den Apotheken holte.

Sassafras war zweifellos dem Namen und zum guten Teil der Wirkung nach volkstümlich bekannt. Wiederum Ernsting bezeugt, dass es „plattdeutsch“ hiess „hei sat un frat“, und wir können zwanglos verallgemeinern, dass das Volk sich den Namen volksetymologisch erklärte und die Worte sass und frass durchhörend sich mundgerecht machte. Wie ich in einer kleinen Arbeit über das Zittmann-Dekokt¹¹⁵ zeigen konnte, stand schon im Anfang des 17. Jahrhunderts auf der Frankfurter Messe ein „famosus empyricus“ Henricus de Stran, also kein offizieller Heilkundiger, aus, und verhandelte den Vorläufer eines Zittmann, den er ganz im grossen darstellte. Es liegt im Charakter der Geschlechtskrankheiten, dass die Befallenen sie erst [aus Scham] mit allen möglichen geborgten Rezepten behandeln; noch vor wenig Jahrzehnten war der Barbier, der frühere

¹¹³ Fußnote von H. Schelenz: Wirkliche Heilung mit den mancherlei pflanzlichen Bestandteilen der Holztränke zweifelte man schon lange an. Schon lange setzte man ihnen, vgl. unten, den von Stran’schen Antimon und das immer noch für (allein?) heilsam angesehene Quecksilber zu.

¹¹⁴ Fußnote von H. Schelenz: Sie gehörten jedenfalls zu den Dyskrasien, dem „üblen Temperament oder übler Vermischung der Säfte, fürnehmlich des Blutes im menschlichen Körper, da solche nimmer so beschaffen sind, als sie im Gesunden Körper sein sollen“ (Ernsting). Roth sagt noch: „Dyskrasie im weiteren Sinne: allgemeine und örtliche Erkrankungen, bei welchen der ganze Organismus in andauernde Mitleidenschaft gezogen ist, so Syphilis usw“.

¹¹⁵ Fußnote von H. Schelenz: >Südd. Apotheker-Ztg.<, Stuttgart 1911, 337. Wie sich Quercetanus die Art der Heilung dachte, erklärt er für sein „Decoct. hydroticum“. Es soll das „profluvium urinae ac sudoris“, die „malignitas veneni extrudere“, damit „die pustulas exsudare“. Das gilt natürlich auch für Sassafras. So denkt sich das Volk und die Naturheilkunde noch den Heilungsvorgang.

Lazarettgehilfe, der Vertraute des von Venus gestraften Jünglings. Nach Hutten's Rezept kurierten sie sich im 16. Jahrhundert, nach verbesserten Rezepten in der Folgezeit. Zu Goethe's Zeiten gab es sicher genug freundliche Helfer, die sich geheimnisvoll der verschiedenen Venuskrankheiten annahmen und sie, je nachdem, durch Schmierer oder mit inneren Heilmitteln immer noch zumeist aus Sarsaparilla, Sassafras und Guajac (ohne Quecksilberpräparate, welche sie in den Apotheken nicht erhielten) nach Geheimvorschriften heilten, an deren Stelle Ende der 70er Jahre der immer noch nicht vergessene Rob l'Affecteur eines französischen¹¹⁶ Juristen, der wohl, wie Hutten, Studien am eigenen Leibe gemacht hatte, und schliesslich 1795 das durch die Chirurgen Proebisch und Theden erst recht bekannt gemachte Decoctum des Chirurgen Zittmann trat.

Das eben Gesagte legt m. E. ganz klar, dass Goethe's Zeitgenossen, erst recht die junge Lebewelt seinesgleichen, die Mittel gegen die Leiden gekannt haben können, denen gerade sie ausgesetzt waren. Dass sie dem Grossstädter [Wolfgang Goethe] geradezu geläufig waren, der mit etwa 17 Jahren die >Brautnacht< dichtete, die m. E selbst ein „abnorm-genialer“ Mensch nicht nur auf Grund reger Einbildungskraft, nicht ohne eigenes Erleben so lebenswahr schildern konnte, dass der Liebeskünstler, der schon 1767 von dem Mohne singt, der die Mutter einschläfern soll, damit er die Liebste in den gierigen Arm schliessen könne¹¹⁷, auch von der Wirkung von Sassafras und ähnlichen Mitteln gewusst haben mag, das wird man am Ende annehmen dürfen. Dass er sie in der kritischen Zeit in Leipzig kennen gelernt haben kann, wenn er noch nichts von ihnen gewusst haben sollte, geht aus der zum grössten Teile aus „angehenden und der Vollendung nahen“ Aerzten bestehenden Tischgesellschaft hervor, deren „Fachsimpeleien“ den frühreifen jungen Kommilitonen begrifflicherweise anzogen.

Das Gesagte spricht unbedingt keineswegs gegen den Ausgangspunkt der Diagnose Freund's, umgekehrt nicht dafür, dass der Schreiber des fraglichen Briefes [Goethe], wie Hansen wissen will, „nichts von Syphilis gewusst hat, dass er deshalb auch nicht auf seine etwaige Krankheit hingewiesen haben kann“ (S. 9).

Gleiches ist, unbeschadet der Richtigkeit der von Hansen angeführten Zitate, von der „langweiligen Tisane“ zu sagen, die nach Freund und E. Schmidt für, nach Hansen gegen die Erkrankung Goethe's sprechen sollen (S. 50). Dass das Wort im Jahre 1769 für das Dekokt Zittmann's eingesetzt worden sein sollte, ist schon aus dem Grunde nicht möglich, weil dieses um die Zeit noch nicht im Schwange war (s. oben). In der Tat gab es schon, geradezu antiluetische¹¹⁸ Tisanen. Ich nannte schon die Tisana Sassafras, ich finde geradezu „antisyphilitica“ genannte Tisanen, die, wenn auch zum Teil erst später „offiziell“ geworden, doch recht gut Goethen verordnet, ihm bekannt geworden sein können. Das würde die Erwähnung auch dieses Heilmittels mit ihm belastenden Hintergedanken auf jene Krankheit möglich machen.

¹¹⁶ Fußnote von H. Schelenz: Aus dem Lande der „Franzosen“ [der Franzosenkrankheit = Syphilis] kamen auch später noch Injektionen (Grimault, Matico), Capsules u. dergl. „Spezialitäten“.

¹¹⁷ Aussprüche Nr. 26.

¹¹⁸ Fußnote von H. Schelenz: „Lues“ ist [bedeutet] ursprünglich allgemein „ansteckende Seuche“, zu Goethe's Zeit aber bedeutete es schon wohl allein die „Lues venerea“, und wengleich Virchow, wie mir von einem Schüler versichert wurde, den Gebrauch des Wortes so bekämpfte, dass er einen Prüfling seinetwegen wohl hätte durchfallen lassen, so konnte er solchen Gebrauch doch nicht abschaffen.

Ob der „alternde Goethe die Aetiologie und Entwicklung seiner Jugendkrankheit sich zurechtgelegt hat“, lasse ich dahingestellt. Wenn er es trotz unten erwähnter Geringschätzung der Fama getan hat, dann würde ich ihm das in der Schilderung „Aus meinem Leben“, bestehend aus „Wahrheit und Dichtung“, keineswegs verübeln. Dass Wahrhaftigkeit eine der schönsten und unanfechtbarsten Eigenschaften Goethes ist, erkenne ich bis zu einem gewissen Grade an. Er ging sogar in seiner Aufrichtigkeit in den Arbeiten, die Bestandteile seiner Werke geworden sind, nach meinem Geschmack hie und da fast zu weit. Dass sich aber Ungenauigkeiten finden, die vielleicht Gedächtnismängel verschuldeten, dass er aus Rücksicht auf andere (Friederike z. B.) manches ungesagt liess, dass er geradezu mit „verletzender Herbheit“ Falsches (wie von des hervorragenden Arztes Zimmermann's Tochter) der Nachwelt mitteilte¹¹⁹, ist eine bekannte „unerklärliche“ Tatsache. Andere hierher gehörige Ungenauigkeiten werde ich später vorführen können.¹²⁰

Ist Hansen von der Zuverlässigkeit der Angaben Goethes überzeugt, dann muss er es auch von dem folgenden Bekenntnis sein: „Ich hatte sie (Aennchen-Käthchen) verloren und die Tollheit, mit der ich meine Fehler an mir selber rächte, indem ich auf mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, um der sittlichen etwas zu Leide zu thun, hat sehr zu den körperlichen Leiden beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor. Ja ich wäre vielleicht an diesem Verlust völlig zu Grunde gegangen, hätte sich nicht das poetische Talent mit seiner Heilkraft¹²¹ besonders hülfreich erwiesen.“

Mir scheint diese Stelle, die in den Werken IX, 224 gleich nach der Auseinandersetzung über sein Verhältnis zu Käthchen und die, wie er zugesteht, wenig schöne Art seines Bruchs steht, so dunkel sie ist, völlig eindeutig und einzig in ihrer Art eine Selbstbeichtigung in bezug auf die vielbesprochene Krankheit Goethes. Sie wird m. E. noch belastender durch folgende Stelle aus einem Briefe an Breitkopf aus dem August 1769: „Leipzig . . . das ist starker Toback! Man mag noch so gesund und stark sein, in dem verfluchten Leipzig brennt man weg wie eine schlechte Pechfackel.“ Ueber den Verdacht der Anzüglichkeit besonders der ersten Stelle wird kaum jemand hinwegkommen, niemand aber die Tatsache einer Infektion folgern. Sie würde in der Tat, wenn die Angabe zeitlich richtig ist, nach dem Bruch mit Käthchen erfolgt sein, Goethe würde, als er in ihrer Eltern Haus den Sassafras spielte, noch gesund gewesen sein, wie Hansen betont.¹²² Das würde seiner Beweisführung passen, aber die Tatsache der „Krankheit Goethe's“ allgemein kaum berühren.

Nur gegen die Beweiskraft seiner Angaben meine ich Einwendungen machen zu sollen. Einig bin ich mit Hansen völlig in der Behauptung, dass der Verfasser des Lustspiels >Sassafras< (über dessen Namen und Lebenszeit ich leider noch nichts erfahren

¹¹⁹ Fußnote von H. Schelenz: Am Schluss des 15. Buches [>D.u.W.<]. Vgl. Werke IX, 521 u. a.

¹²⁰ Anmerkung des Herausgebers: Hermann Schelenz spricht offensichtlich von einem in Arbeit befindlichen Werk über Goethe. Ob es veröffentlicht wurde, konnte ich leider nicht feststellen.

¹²¹ Fußnote von H. Schelenz: Goethe, >Aussprüche und Gedanken<, Leipzig 1911. Ich will bei dem „brennen“ gar nicht an die Möglichkeit der übertragenen Bedeutung denken, wie ich sie in meinem Buch über >Shakespeare's Wissen auf heilkundlichem Gebiet< bei „Burning devil“ u. a. O. mitteilte.

¹²² Anmerkung des Herausgebers: Hansen irrt oder täuscht bewusst auf der ganzen Linie. Goethe infizierte sich bereits im Jahr 1764 bei dem „schönen Gretchen“ und wusste demnach mit Sicherheit, dass das Sassafras-Holz als Heilmittel gegen die Syphilis angewendet wird. Das Lustspiel auf die Bühne zu bringen und selbst den „Don Sassafras“ zu spielen, war ein tolldreister Geniestreich des jungen Goethe und dokumentiert gleichzeitig seine abgrundtiefe Verachtung vor der bürgerlichen Doppelmoral.

konnte)¹²³ die komische Hanswurst-Heldenfigur seines Stückes, männlich klingend, Sassafras taufte, weil er selbst aus Gründen der Aehnlichkeit, wie ich sie oben zeigte, den Namen als Wortwitz für komisch wirkend hielt, und weil er gleiche Wirkung und gleiches Verständnis bei seinen Zuhörern¹²⁴ glaubte voraussetzen zu dürfen. Noch glaubhafter wird solche Annahme durch die Wahl des weiblich klingenden Namens Salsa bariglia für die Heldin. In Italien hatte man sich ihn als Salsa pariglia, in Frankreich als Salse pareille (beidemale im Andenken an salsus-Sauce, gesalzen, gewürzt und pariglia = pareille, die Gleiche, der Pasch, Vergeltung) und bei uns, wie wieder Ernsting bezeugt, glatt in „Hei sat un brülle“ (an die immerhin noch ungewohnte „Brille“ dachte das Volk vielleicht noch nicht!) mundgerecht gemacht. Es würde danach das Lustspiel der bislang bekannte erste Vorläufer der Poesien sein, von denen Hansen die von Holtei anführt. Auch Reutter behandelte die Worte, und eine andere hierhergehörige sehr nette Pharmakopoesie lernte ich gelegentlich kennen. Sie ist m. W. nicht gedruckt worden. Die Worte sind dem Apotheker in ihren Verdrehungen wohlbekannt und in sein Trivialnamenverzeichnis aufgenommen.

Noch glaubhafter wird die Wahl der Namen durch die der beiden Freunde, die der Verfasser sich, „um das ganze Decoct. zu vervollständigen“ (das lässt vermuten, dass er auch von dem Decoct. lignorum oder den Species ad decoctum lignorum und seiner Wirkung wusste), als Lignum sanctum¹²⁵ und Album Graecum¹²⁶, das zu den anderen gar keine Beziehungen hat und nur seiner komisch wirkenden, Spott und Lachlust erregenden Eigenart gewählt worden sein kann.

Erinnert man sich des regen Interesses, das schon der junge Goethe der Naturbeobachtung entgegenbrachte, der allerdings recht spielerischen (al-)chemischen Studien in dem Wiedergenesungs-Winterhalbjahr in Frankfurt, dass er später in Leipzig bei Spielmann [und noch später] sich in Strassburg immerhin eingehend genug mit Chemie beschäftigt, dass er ebenso eingehend Anatomie¹²⁷ getrieben, ja klinisch sich

¹²³ Fußnote von H. Schelenz: Schlenther schrieb: „Sassafras ist seit dem Mittelalter eine beliebte Bühnenfigur, meist ein verliebter durchtriebener Doctor“. - „Ein italienisches Lustspiel hieß >Sassafras und Sarsabariglia<“. Sind es Vorbilder des holländischen, oder ist dieses gar geradezu eine Uebersetzung des italienischen Stückes?

¹²⁴ Fußnote von H. Schelenz: Wie an hundert Jahre später der Name allein, wohl ohne dass man an die Wirkung der Droge gegen die tragikomische Krankheit dachte, geht auch daraus hervor, dass Joh. Neubig in der Uebersetzung von Jac. Balde's >Medizinischen Satiren<, München 1838 in Nr. 18, dem „jucundus medicus“ Attalus im Deutschen den Namen Sassafras gibt.

¹²⁵ Fußnote von H. Schelenz: Guajak war das erste von Hutten auf seine Erfahrung hin empfohlene Mittel, das ihn in der Tat nicht heilte, denn er fiel der Seuche zum Opfer. Vgl. auch in meinem obenerwähnten Buch S. 1.

¹²⁶ Album Graecum, ob seines Gehalts an phosphorsaurem Kalk, einer Folge der Knochennahrung, weisser Hundekot, ein Mittel aus der sog. immer noch gläubige Anhänger findenden „Dreckapotheke“, von der schon Dioskorides nach noch älteren Vorbildern (ägyptischen) Kunde gibt. Sind die letztgenannten beiden Figuren italienischen Ursprungs, dann ist die Wahl dieses Namens vielleicht auf die Nebenbedeutung „betrunkenen (gleichlautend unserem „blau“) Griechen“ (albo Greaco) zurückzuführen. In bezug auf das Synonym Magnesia animalis bemerke ich, dass Magnesia noch nicht unsere streng umschriebene Bedeutung hatte. „Die Benennung wird verschiedenen Dingen beigelegt, also heisst Sulphur Marcasita usw.“ Oberflächliche Ähnlichkeit wird wohl diesen und den Decknamen Gentiana alba haben wählen lassen.

¹²⁷ Fußnote von H. Schelenz: „Weil sie ihn den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte, indem sie seine Wissbegierde befriedigte“ (IX, 296). Auch Geburtshilfe trieb er bei dem jüngeren Ehrmann, wie er angibt, „in der doppelten Absicht, alle Zustände kennenzulernen und sich von allen Apprehensionen gegen widerwärtige Dinge zu befreien“ (IX, 297), was ihn allerdings nicht

betätigt hat, dann muss man zugeben, dass seine eigenen Krankengeschichten (wenn er sie nicht aus künstlerischen oder anderen Erwägungen besonders gestaltete), nicht eben sachverständig klingen.

Ueber das Leben der Studenten im Pleisse-Athen [Leipzig] gab ich schon Andeutungen. Er selbst sagt zur Aetiologie seiner ersten bedenklichen Erkrankung in Leipzig, dass ein hypochondrischer Zug ihm angeboren gewesen sei, dass er seit dem Auerstaedter Unfall¹²⁸ Brustschmerzen, infolge seiner Diät Verdauungsstörungen gehabt, das schwere Merseburger Bier habe sein Gehirn verdüstert, Kaffee ihm triste Stimmung gegeben, seine Eingeweide paralytisch, ihre Funktionen aufgehoben. Ein Jünger Rousseau's, habe er hart, leicht zugedeckt geschlafen (ausserdem wohl nur sehr spärlich), dazu kalt gebadet. Er bekam nachts einen Blutsturz, er schwankte zwischen Tod und Leben, und die Besserung wurde dadurch vergällt, dass sich bei jener Eruption an der linken Halsseite eine erst spät bemerkte peinigende Geschwulst bildete. Selbst letztere wird wohl niemand auf jene „Krankheit“ zurückführen.¹²⁹

Schon früher hatte sich Goethe, wenn er sich „wo nicht krank, so doch unmustern“ (unpässlich, inwiefern, ist nicht gesagt) gefühlt hatte, an den freundlichen Hausgenossen Dr. Reichel gewandt. Ueber seine Behandlung ist nichts mitgeteilt, desto mehr über das freundschaftliche Entgegenkommen des späteren Bürgermeisters Herrmann; des Breitkopf'schen Hauses, und des Nachfolgers von Behrisch bei dem jungen Grafen Lindenau, Langer, der „trotz äusserer Strenge und ernster Wissenschaft doch auch nicht frei von den Netzen eines sehr liebenswürdigen Frauenzimmers geblieben war“. Der von ihnen ausgehende seelische Einfluss mag dem alternden Manne wichtiger erschienen sein als der ärztliche.

Im September 1768 fuhr Goethe nach Frankfurt zurück, körperlich sicher noch leidend. Die Mutter und Fräulein von Klettenberg, „herzliche Gottesverehrerinnen, welche die Krankheit als einen nothwendigen Bestandtheil des vorübergehenden irdischen Daseins betrachteten“, das alles davon herkomme, dass man keinen versöhnten Gott habe“, behandelten den Jünglingen in der Art der Christian science, bis „das ihn plagende Exkreszenz am Halse zwang, einen wohlgebildeten Chirurgen mit leichter Hand“ zu holen, der sie erst zeitigte, dann aufschnitt und mit Höllenstein und anderen ätzenden Dingen fortdauernd betupfte“.

Auch er und der unerklärliche, schlaublicke, abstruse Arzt gehörten zu den Frommen und waren bei ihnen sehr angesehen. Dass letzterer „einige geheimnisvoll selbstbereitete Arzneien, von denen Niemand sprechen durfte, weil in Frankfurt eigene Dispensation streng verboten war“ reichte, erklärt, abgesehen davon, dass solche Suche in jeder Beziehung aussichtslos erscheint, dass in Frankfurt, das auch für die Sassafras-Suche zeitlich kaum in Frage käme, kein beweiskräftiges Rezept gefunden wurde.

Lediglich „um den Glauben an seine Universalmittel zu stärken“ hatte dieser dunkle Ehrenmann den Frommen das Studium unverständlicher alchemistischer Bücher, auch

abhielt, gegen die nach meinem Gefühl unnachahmlich schön dargestellte Geschichte der hingebenden Maid und des armen Heinrich Abscheu, Ekel zu empfinden, beim Lesen sich angesteckt zu fühlen (XI, 412).

¹²⁸ Fußnote von H. Schelenz: IX, 191.

¹²⁹ Anmerkung des Herausgebers: Schade, daß Hermann Schelenz so wenig über das Erscheinungsbild und über die Heilung der Syphilis informiert war. Durch Kaltbaden und leichte Decken wird nämlich die Transpiration unterdrückt, was für einen Syphilitiker zu Goethes Zeit das Gefährlichste überhaupt war, weil hierdurch das venerische Gift im Körper sich ansammelt. Siehe das Kapitel: >Was wussten die Ärzte zu Goethes Zeit von der Syphilis?<.

jenes konfusen „Opus mago-cabalisticum“ von Welling¹³⁰ empfohlen, an das Goethe selbst wohl dachte, als er den Schüler in >Faust< bekennen lässt: „Mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum!“ Körperlich quälte Goethe am meisten „eine gestörte Verdauung und Symptome, dass er unter grossen Beängstigungen glaubte das Leben zu verlieren und keine angewandten Mittel weiter fruchten wollten“. Auf Zwang der geängsteten Mutter lief nach langem Widerstand der verlegene Arzt¹³¹ „in der Nacht“ nach Hause und holte „in einem Gläschen ein krystallisiertes trocknes Salz von entschieden alkalischem Geschmack, das, kaum genommen, Erleichterung und eine Wendung des Zustands zur Besserung brachte“. Es handelte sich bei dieser Wunderarznei offenbar nur um das mit grosser Geriebenheit vertriebene „Luftsalt“, das Goethe in seinen alchemistischen Bestrebungen auch zu machen lernte, ein Bittersalt mit etwas Glaubensalt¹³².

Was Goethe am 6. November 1768 an Friederike Oeser schreibt, ist m. E. vertrauenswürdig, dürfte aber vielleicht eher die Erkrankung in Leipzig und Dr. Reichel's Behandlung als die eben besprochene betreffen. „Launisch, still, lustig, halb krank, halb gesund, am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse wund, sehr missvergnügt, dass seine Lunge, nicht so viel Athem zeigt als seine Zunge zu manchen Zeiten brauchte“, ist er. Neues Leben, Muth und Kraft fehlt ihm und Verstand. Gedächtnis und Nerven sind erschlafft.

Drum reichte ihm sein Doctor medicinae
Extrakte aus der Cortex chinae.

Reichel hätte in der Tat kaum ein besseres Hämaticum und Roborans wählen können, dem Grund für das Leiden konnte kein besserer Rat frommen als der:

Bei Tag und sonderlich bei Nacht,
Nur an nichts Reizendes gedacht!

und dass er an die Stelle ausgiebig getrunkenener Alcoholica Tisane, in jedem Falle „langweilige“ setzen sollte, war zweifellos ebenfalls richtig. Nur um einen Gerstenschleimtrank, wie er, mit Fruchtsäften, versüsst oder mit Salz oder Furchtsäure angesäuert, seit uralten Zeiten und immer noch als Schul- oder Hausmittel gereicht wird, wenn dem Magen „zart entgegengekommen“ werden soll, handelte es sich. Ein Hinweis auf „Goethe's Krankheit“ ist in der Tat kaum anzunehmen¹³³, geradezu ausgeschlossen.

Noch in Strassburg hatte der junge Dichter Halsbeschwerden. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Als er dem roten Wein, den man in der Pension gewöhnlich und sehr gern trank, entsagte, wurde er die Qual leicht los. Hals (Respirationsorgane?) und Magen scheinen auch später die Organe gewesen zu sein, die wie in der Jugend auf schlechte Behandlung entsprechend antworteten. Dass ihr kraftgenialischer Besitzer glaubte, recht keck und verwegen mit ihnen umgehen zu dürfen, ist kaum verwunderlich. Dass er der „Verführung durch die Mädchen“¹³⁴ absichtlich vielleicht, nicht aus dem Wege, ja ihr entgegen ging und der bösen Form spottete, erklärte, abgesehen von angeborenem Hang zur Weiblichkeit, zwanglos, was er, wenn auch vielleicht nach antikem Muster; vielleicht

¹³⁰ Fußnote von H. Schelenz: Vgl. auch meine Gesch. d. Pharmazie, auch IX, 270.

¹³¹ Fußnote von H. Schelenz: Dr. Katz. Nur dass von Goethe ein Lichtschein auf ihn fiel, liess ihn nicht ganz vergessen werden.

¹³² Fußnote von H. Schelenz: II, 36.

¹³³ Fußnote von H. Schelenz: Vgl. Hansen, S. 7 ff.

¹³⁴ Fußnote von H. Schelenz: Vgl. den Brief an Frau Oeser, II, 153.

angewidert von Gewohnheiten, wie sie jetzt noch in dem Lande der Sehnsucht Italien¹³⁵ an der Tagesordnung sein sollen, in den Röm. Elegien singt¹³⁶:

Wer sie (Fama) am höchsten verehrt, den weiss er (Amor) am besten zu hassen
Und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an.
Will ihm eines entgehen, den bringt er vom Schlimmen ins Schlimmste,
Mädchen bietet er an, wer sie ihm thöricht verschmäht,
Muss erst geringe Pfeile von seinem Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Begierden aufs Thier.
Aber auch sie, die Göttin (Fama) verfolgt ihn (Amor) mit Augen und Ohren;
Sieht sie ihn einmal bei dir, gleich ist sie friedlich gesinnt;
Strenge verruft sie das Haus, das er gewöhnlich besucht.

Auch als Mann von Amt und Würden, 28 Jahre alt, bekennt Goethe in einem Briefe vom 6. September 1877, bezeichnend übrigens auch für sein Verhältnis zu Frau v. Stein¹³⁷, dass er in alter Art kraftgenialisch weiter lebte: „In Stützerbach tanzte ich mit allen Bauermädels im Nebel, trieb liederliche Wirthschaft bis Nacht eins. Da kriegte ich den Ansatz (einen Anfall) . . . und muss nun immer sitzen, warme Kräutermilch im Munde haben und kann nicht auf Miesels (Mädchen, Mäuschen) ausgehen.“ Wieder litt sein Hals unter einer Erkältung, und wenige Wochen später rächte sich ein Zahn gegen sie. Gleiche Ursache hatte ein „gewaltiges rheumatisches Uebel, das den Dichter, als er 1792 als Sonderberichterstatter mit Serenissimus dorthin gezogen war, wo vor zwei Jahren gerade wieder der Kampf unserer Tapfern gegen gallischen Uebermut tobte, „beinahe unbeweglich festhielt“. Ein sehr geschickter, geistreicher Arzt, der an den Halbsaturnalien in Pempelfort teilgenommen hatte, ein Schüler des durch seine Wunderlichkeiten von Mainz den Rhein hinab bekannten Geheimrat Hoffmann, verfuhr sogleich mit Campher, welcher fast als Universalmedizin galt. Löschpapier, Kreide darauf gerieben, sodann mit Campher bestreut, war äusserlich; Campher gleichfalls, in kleinen Dosen, innerlich angewandt.“ In wenig Tagen war der Dichter von der jedenfalls leichten Krankheit geheilt¹³⁸.

Erst im Januar 1801 überfiel den Dichter wieder eine „grimmige Krankheit“, weil er über emsiger Arbeit im Herzoglichen Schlosse in Jena den „schlimmen Einfluss der Lokalität am tiefsten Punkte der Stadt, unmittelbar an der Mühlache“ völlig übersehen hatte: ein schlimmer Katarrh. Damals hatte das Brownische Dogma ältere und jüngere Mediziner ergriffen¹³⁹. Ein junger Freund, demselben ergeben, wusste, dass

¹³⁵ Fußnote von H. Schelenz: Abt. I, XIX, II, 153.

¹³⁶ Fußnote von H. Schelenz: Shakespeare scheint Florenz im besondern als Stadt solchen Lastertreibens angesehen zu haben. In >Othello< I, 1, 24 deuten Schlegel-Tieck die Stelle „Cassio, a Florentine, a fellow damned in(to) a fair wife“, wohl berechtigt, entsprechend.

¹³⁷ Fußnote von H. Schelenz: Diese Mitteilung, vielleicht auch eine spätere vom 1. Oktober 1786 „heut hat mich bey hellem Tage ein feiler Schatz bey dem Rialto angeredet“ würde in der Tat auch gegen Hansen's Ansicht sprechen, dass eine Anspielung auf seine Krankheit in einem Briefe an K. Schönkopf undenkbar sei.

¹³⁸ Fußnote von H. Schelenz: X, 587. Im Kloster Maximin in Trier lag ein junger Soldat „gleichfalls an der unglücklichen Krankheit hart darnieder“. Wenn ein „alter Soldat und Vater mit Leidenschaft die Fehler rügte und als Vater verfluchte, die er einsah“, so handelte es sich am Ende auch um syphilitische Infektionen, wie sie auch entsetzliche Folgen des kaum beendeten wütenden Feldzugs sind. Es wäre ihre dritte Erwähnung. Bd. X, 569.

¹³⁹ Fußnote von H. Schelenz: Annalen der Tag- und Jahreshefte, XI, 272.

Peruvianischer Balsam mit Opium und Myrrhen in den höchsten Brustübeln einen augenblicklichen Stillstand verursache und dem gefährlichen Verlaufe sich entgegenseetze. Im Augenblick war Husten, Auswurf und alles verschwunden. Nach der Rückkehr nach Weimar trat der Katarrh nochmals, stärker auf, so dass er ihm die Besinnung raubte. Die Aerzte tasteten nur. Der Herzog liess Hofrath Stark von Jena¹⁴⁰ kommen. Es vergingen einige Tage bis zu völligem Bewusstsein. Durch die Kraft der Natur und ärztliche Hilfe sich wieder gewahr werdend, fand er die Umgebung des rechten Auges geschwollen, das Sehen gehindert, sich selbst in erbärmlichem Zustande. Der hoherfahrene Leibarzt, im Praktischen von sicherem Griff, bot alles auf. Schlaf und Transpiration stellten den Kranken nach und nach wieder her. Nach dem damaligen Stärkungssystem schickten die Aerzte ihn im Juni nach Pyrmont¹⁴¹. Wenig erbaut von den Resultaten des Aufenthalts verliess er am 17. Juli das Bad, „dem ihn abermals in Brownischem Sinne nach einer so hochentzündlichen Krankheit zuzuschicken, vielleicht nicht ein Zeugniß richtig beurtheilender Aerzte war“. Er war so reizbar geworden, dass ihn Nachts die heftigste Blutbewegung nicht schlafen liess, bei Tage das Gleichgültigste in einen exzentrischen Zustand versetzte.“

Erst 1806 meldeten sich wieder „gar manche Gebrechen, die eine duldende Indolenz eine Zeit lang hingehen liess. Von Freunden und Aerzten wurde er zu einer Reise nach Carlsbad bestimmt. Um zu genesen, sollte man sich aller Sorgen entschlagen, er aber kam recht in die Mitte von Angst und Bekümmerniss“. Die politischen Umstände waren der Ruhe nicht gerade günstig, der „brave tüchtige Wille ächter deutscher Patrioten und die ganz ehrliche und nicht einmal verhohlene Absicht, einen Volksaufstand zu organisieren“, wirkte zweifellos auch nicht förderlich selbst auf den Olympier Goethe¹⁴². Zweifellos aber fühlte er sich doch in dem Bade, wo hervorragende Leute aller Art aus aller Welt zusammenstrebten, recht wohl. Von seiner Kur teilt er kaum etwas mit, desto mehr von seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen. „Sein Befinden hatte sich so gebessert, dass er sich im folgenden Jahre 1807 schon im Mai zu ihrer Wiederholung“ entschloss. Dass er auch dieses Mal weder von ihr noch von seinem vermutlichen Plagegeist Magen, den er zweifellos ganz ebenso zu gut, also so schlecht behandelt hatte, wie es noch jetzt Gepflogenheit der oberen Zehntausend ist, desto mehr von seinen neuen und alten Bekanntschaften und seinen Liebhabereien und Arbeiten redet, bezeugt sicher, dass es ihm gut ging, dass ihm im Grunde Nichts [außer der chronischen Syphilisbeschwerden] fehlte.

Kaum gibt Goethe in seinen Werken oder seinen Briefen von ernsteren Erkrankungen Kunde, kaum sind Nachrichten von ihnen sonst auf spätere Zeit gekommen. Drei und achtzig Jahre alt, zog er sich wieder eine „Erkältung“ zu. Anfänglich litt er nur an leichtem Fieber, am 20. März nahm es einen gefährlichen Charakter an, das Uebel warf sich auf die Brust. Er hatte nicht Kräfte genug, es zu überwinden¹⁴³. Am 20. März

¹⁴⁰ Fußnote von H. Schelenz: Joh. Chr. Jedenfalls der Aeltere 1753-1811. Vgl. XIV, 102.

¹⁴¹ Fußnote von H. Schelenz: XI, 277 ff., 283. Auf der Reise dahin blieb er in Göttingen, „wohin er sich schon lange geseht hatte, und wo Osiander ihm das neu und sonderbar erbaute Accouchierhaus so wie die Behandlung des Geschäfts (wohl an seinem Phantom) erklärend zeigte“.

¹⁴² Anmerkung des Herausgebers: Was H. Schelenz nicht ahnte: Goethe litt, wegen seiner Syphilis, an einer schweren Neurasthenie.

¹⁴³ Fußnote von H. Schelenz: Ich meine gelesen zu haben, die Quelle habe ich leider nicht notiert, dass er ein Inf. Arnicae verordnet erhalten hat. Die Wirkung auf „den Magen und die mit ihm

schlummerte er nach und nach ein, sagt Goedecke in seiner biographischen Einführung. Wir würden vielleicht sagen, dass er an Lungenentzündung infolge von Influenza, wie seine früheren Erkrankungen der Atmungsorgane vielleicht ebenfalls zu benennen wären, gestorben ist¹⁴⁴.

Das Studium der Zusammenhänge zwischen den Äußerungen der Mens und des sie bergenden Corpus hervorragender Menschen der Gegenwart und der Vergangenheit hat sich nachgerade zu einer Sonderwissenschaft erhoben. Aerzte dienen ihr begreiflicherweise vorwiegend, sie stützen sich auf Angaben derer, welche den Dahingeschiedenen Helfer gewesen waren, sie lehren den Urgrund ihres Schaffens kennen, entschuldigen. Und es sollte verwerflich sein, Goethe's Krankheit „herauszuinquirieren“, ihr nachzuforschen und aus ihr Schlüsse auf seine Geistesäußerungen zu ziehen, hiesse es etwa, sich gegen die, ganz gerechtfertigt, verbotene Geheimhaltung zu versündigen?! Ich hörte solche Vorwürfe gelegentlich gleichlaufender Bestrebungen bei Diana von Poitiers, Friedrich dem Grossen, Napoleon I., Schopenhauer usw. nicht erheben. Auch im vorliegenden Falle sind sie m. E. ungerechtfertigt. Und beantwortete man die Frage nach einer, gerade jetzt für recht bedenklich und unverantwortlich gehaltenen syphilitischen Infektion positiv, so bedeutete das, wie auch Kirstein meint, gar wenig. Findet man sich damit ab, dass Goethe, wie alle Musenlieblinge und Brüder in Apoll, so wie es in der, oben zitierten Elegie begründet ist, sich über das Urteil der Göttin Fama hinwegsetzte, dass er sein Leben nach einem eigenen oder keinem Sittengesetz einrichtete, sieht man darüber hinweg, dass der Künstler ganz im allgemeinen, um wechselnde Anregung zu haben, um sich in die Seele von Weib (und Mann) zu versenken und sie zu studieren und zu erschöpfen, den wechselnden Neigungen des rasch klopfenden Herzens, dem Schrei nach dem Weibe (oder dem Manne) folgte, dann muss man auch die Folgen in den Kauf nehmen und nicht die tadeln, welche es nicht mit der strengen Ehegöttin, sondern der leichtlebigen Venus halten und von ihr gestraft werden¹⁴⁵.

Gehörte Goethe zu diesen oder handelte es sich bei seiner Krankheit mit an Gewissheit grenzender Wahrscheinlichkeit um Tuberkulose? Ich überlasse das Urteil den Sachverständigen, den sich für zuständig haltenden Lesern. Sie dürften zugeben, dass Goethe an jeder von den beiden Krankheiten, ja an beiden gelitten haben kann, aber nicht gelitten zu haben braucht. Bündig dürfte die Frage kaum je beantwortet werden.

durch Sympathien verbundenen Organe“ gibt kaum Anhalt, die Diagnose des behandelnden Arztes zu erkennen.

¹⁴⁴ Fußnote von H. Schelenz: Nach der Todesanzeige der Schwiegertochter starb Goethe in Folge eines nervösen Katarrhalfiebers am Stickfluss.

¹⁴⁵ Fußnote von H. Schelenz: Ich darf nicht über die Tatsache hinweggehen, dass von Goethes fünf Kindern nur das erste, August, am Leben geblieben ist und die andern alle bald nach der Geburt starben. Ob das genügt, und daraufhin die „Krankheit“ [die Syphilis] als bewiesen anzusehen, überlasse ich den Kundigen zu beurteilen.

Lieferbare Titel

- >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der
(natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?< ca 77 S., ca 5 Abb., ISBN 978-3-935288-30-9
Euro: 14,90
- >J. W. Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker – Das Ende einer langen Kontroverse<
III. erw. Auflage, ca 110 Seiten, Digitaldruck, ISBN 978-3-935288-12-5
Euro: 9,90
- >Goethes Musengöttin Urania - Die Liebestragödie des jungen Goethe<
VIII. erweiterte Aufl., brosch., ca 250 S., 10 Abb., ISBN 978-3-935288-20-0
Euro: 24,90
- >Woldemar< und >Allwill< alias J. W. Goethe
broschiert, ca 124 Seiten, ISBN 978-3-935288-17-0
Euro: 17,40
- >Petrarchische Oden - Elegien an meine Urania< -
Liebeslieder Goethes für Urania, 94 S., ISBN 978-3-925101-58-8
Euro: 12,90
- >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< Von dem Verfasser Anton Reisers
Goethe zugeschrieben und als Faks. hrsg., 130 S.,ISBN 978-3-925101-89-2
Euro: 14,90
- >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein< - Die wirklichen Eltern
August Klingemanns, brosch., 140 S.,ISBN 978-3-935288-06-4
Euro: 19,90
- >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck< Das Desaster der Germanistik
ca 246 Seiten, ISBN 978-3-935288-16-3
Euro: 19,90
- >Die existentialistischen Reflexionen des William Lovell, alias W. Goethe<
Ein anonymer Briefroman Goethes, ca 200 S., ISBN 978-3-925101-92-2
Euro: 14,90
- >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der
verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<
Ein anonymer Illuminaten - Roman Goethes
150 Seiten, ISBN 978-3-925101-23-6
Euro: 19,90
- >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<:
I. Teil: Text-Corpus II. Teil: Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms
ISBN 978-3-925101-78-6
Euro: 19,90
- >Diana von Montesclaros< - Ein pseudonymer Goethe-Roman
ca 120 S., ISBN 978-3-925101-20-5
Euro: 17,40
- >Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde - seinem Denkmal<
Zehnteiliger Artikel im >Morgenblatt für gebildete Stände<, von Joseph Görres
31 S. 1 Abb. ISBN 978-3-925101-95-3
Euro: 6,40

ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus

Verlags-Homepage: www.AsclepiosEdition.de

Emailadresse: lotharbaus@web.de